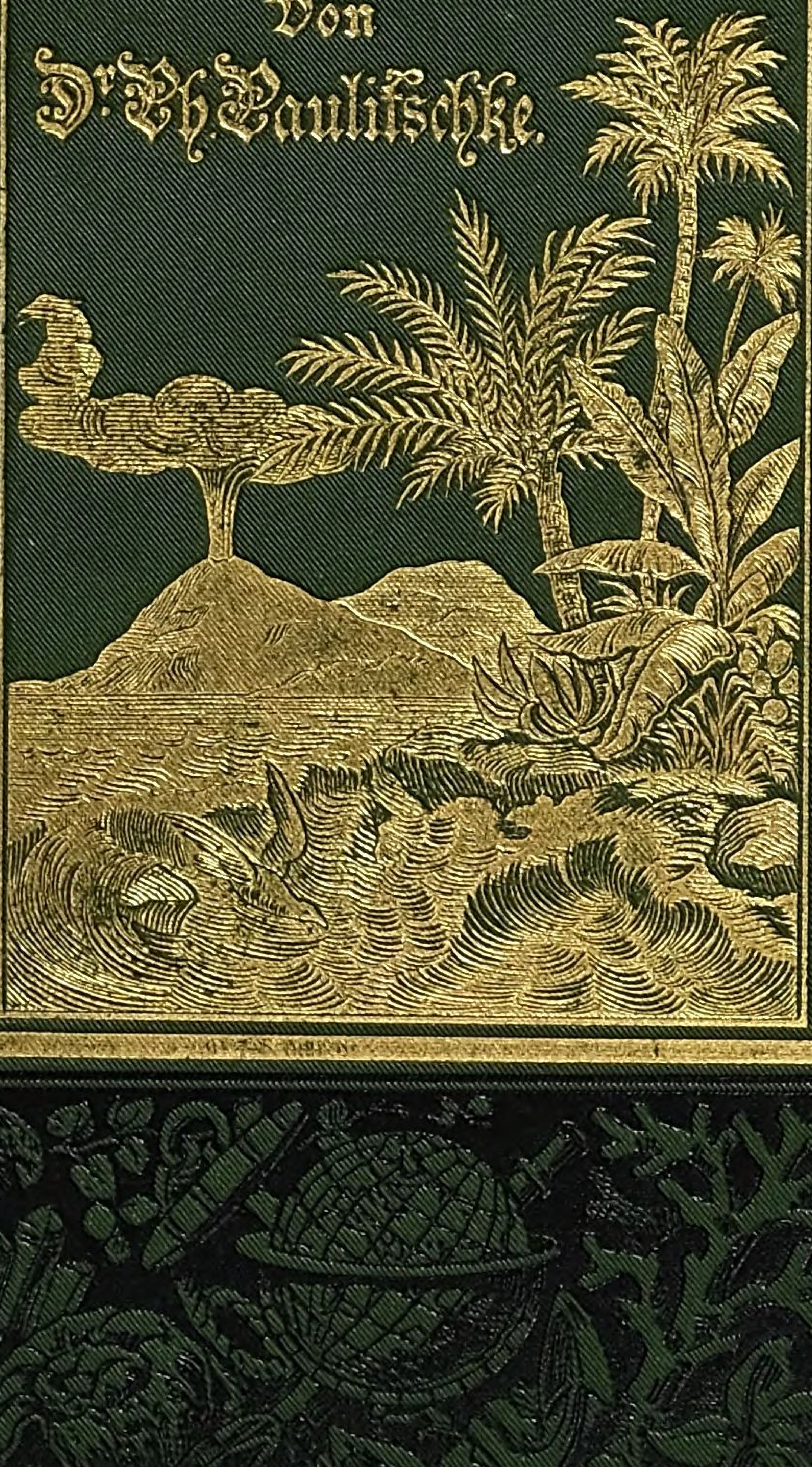
Illustrierte Bibliothek der Länder- u. Völkerkunde



Die Sudânländer.

Von

Dr. Ph. Paulitschke.

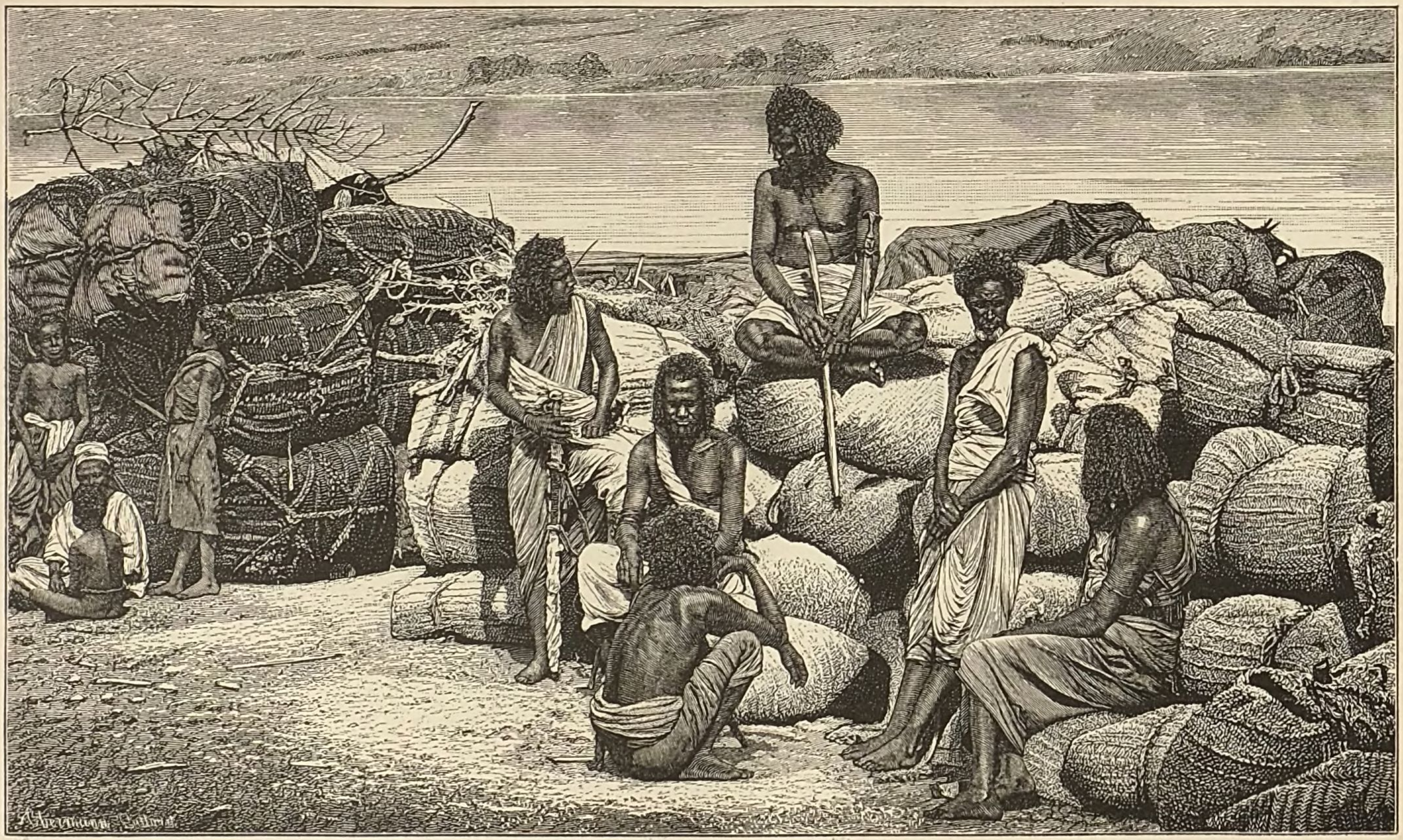


Die Sudânländer.

Von

Dr. Philipp Paulitschke.


Illustrierte Bibliothek der
Länder- u. Völkerkunde.
HERDER'SCHE
VERLAGSHANDLUNG
FREIBURG
im Breisgau



Karawanenführer im ägyptischen Sudân.

Die
Sudânländer
nach dem
gegenwärtigen Stande der Kenntnis.

Von

Dr. Philipp Paulitschke,
k. k. Gymnasialprofessor und Privatdocent in Wien.

Mit 59 in den Text gedruckten Holzschnitten, 12 Tonbildern, zwei Lichtdrucken und einer Karte.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1885.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Der Aufforderung des Herrn Verlegers, ein afrikanisches Thema für die „Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" zu bearbeiten, bin ich gerne nachgekommen, weil die Tendenz der Sammlung meinen Beifall fand und ich jederzeit bereit bin, für die Verbreitung der Kenntnis afrikanischer Geographie nach Kräften einzustehen. Eine Schilderung der geographischen und ethnographischen Verhältnisse der ausgedehnten Sudânländer schien mir wegen der relativ geringen Bekanntschaft weiter Kreise mit dem Gegenstande geeignet für den Zweck. Die Wissenschaft verdankt einen großen Teil der geographischen Errungenschaften im Sudân deutscher Kraft und Arbeitsleistung. Auf diesen habe ich daher vorwiegend Rücksicht genommen. Was ich aber mit der Veröffentlichung dieser kleinen Arbeit gerne erreichen möchte, das ist, namentlich die Kreise deutscher Jugend und gebildeter Interessenten im weitesten Sinne aufmerksam zu machen auf den Schatz, den die deutsche Litteratur, man kann es kühn behaupten, in den Reisewerken der meisten Afrikaforscher besitzt. Diesen kostbaren Schatz würdigt man viel zu wenig im Mutterlande selbst. Manche Partieen in den großen deutschen Afrika-Werken sind geradezu in klassischer Diktion abgefaßt; ich erinnere nur an Barths Beschreibung von Kano, Rohlfs' Schilderungen des Empfanges bei den sudanesischen Potentaten, Nachtigals Beschreibung der Sklavenjagden in Bāgírmi, Schweinfurths Schilderung der Bongo-Musik, der Vegetation im Niam-Niam-Gebiete und die Beschreibung des Mangbattu-Landes. Viele derselben verdienten in die Lesebücher der Jugend aufgenommen zu werden.

Die Verschiedenartigkeit des vorhandenen Materials bot Schwierigkeiten bei der einheitlichen Darstellung des Ganzen. Besondern Wert legte ich auf die Anführung und Einverwebung historischer Details über die Völker und Reiche des Sudân, weil in dieser Beziehung wenig in die breite Schicht der Gebildeten dringt. Auch der Orthographie der sudanesischen Namen wandte ich mein besonderes Augenmerk zu. Ein reichhaltiges Quellenverzeichnis wird geographischen Fachmännern willkommen sein.

Möge diese Arbeit anregen zum Studium des in seiner Natur und Menschheit so großartigen Kontinents Afrika!

Wien, am 20. Juni 1884.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Einleitung.

II. Die Entschleierung der Sudânländer.

III. Die westlichen Sudânländer.

Mandinka-Länder. Felâta-Reiche.

IV. Die Tsâd-See-Länder.

Bórnū, Kânem, Bāgirmi, Wadâï.

V. Die Nilландschaften.

Dâr Fûr, Sennaar, Bahr el-Ghazâl, die ägyptische Äquatorialprovinz, die Niam-Niam- und Mangbattu-Länder.

Anhang.

Das Wichtigste aus der neuern Litteratur über die Sudânländer.

Verzeichnis der Illustrationen.

Titelbild: Karawanenführer im ägyptischen Sudân (Tonbild).

I.

Einleitung.

Mit dem Namen Beled es-Sudân[1] wurde schon auf den Karten der alten arabischen Geographen das Land derjenigen afrikanischen Stämme bezeichnet, welche durch eine intensiv schwarze Hautfarbe von den eingewanderten hellfarbigen Arabern unterschieden waren, also das weit ausgedehnte Territorium der afrikanischen Negerrasse. Als die Umrisse des afrikanischen Kontinents besser bekannt geworden waren, blieb der Name Beled es-Sudân auf das Gebiet beschränkt, welches an den Verbreitungsbezirk der Araber, Berber und Mauren im Süden grenzte. Die Geographen und Kartographen der neuern Zeit verstanden unter dem Sudân jenen ungeheuren Länderkomplex, der sich im Süden an die große Wüste anschließt und etwa bis an den Äquator, im Westen an den Atlantischen Ocean, im Osten bis an den Fuß der abessinischen Berge reicht. Nach und nach hat sich auf den Karten für den westlichen, zwischen dem Atlantischen Ocean einerseits, dem Senegal, Nigir[2] und den an der Sierra-Leone-Küste mündenden Flüssen andererseits gelegenen Teil Afrikas der Name „Senegambien" eingebürgert. Der Sudân nach den Begriffen der heutigen Geographie ist im großen und ganzen das Land der echten afrikanischen Rasse zwischen dem Oberlaufe des Nigir und dem Nil, der Sáharā und etwa dem 5.° nördl. Breite. Die letzterwähnte Grenzmarke ist eine ideale, aber gerechtfertigt, weil die Anwohner der großen äquatorialen Seen dem Baue ihrer Sprache nach ethnologisch von den echten afrikanischen Negern zu trennen und den Bantu beizuzählen sind.

Der Kern des Landes und der Bevölkerung zwischen dem Nigir und Nil bildet in vielfacher Beziehung ein einheitliches Ganzes, und man wird nicht fehlgehen, dieses Gebiet als den eigentlichen Sudân zu fassen. Derselbe

[1] Sudân ist der gebrochene Plural von áswad, „schwarz" (plur. sûd); béled, plur. bilâd, heißt „Land". Beled es-Sudân bedeutet demnach „Land der Schwarzen".

[2] Nigir, nicht Niger, ist die richtige Form des Namens des Flusses. N'egirreu heißt in der Sprache der Tuârek „fließendes Wasser". Mit dem lateinischen niger, „schwarz", hat der Name nichts zu schaffen.

erstreckt sich demnach durch circa 35 Längengrade als ein mächtiger Streifen Landes von etwa 165 geographischen Meilen Breite. Die Notwendigkeit einer genauen Präcisierung der Landschaft und einer den geographischen Vorstellungen unserer Zeit entsprechenden Abgrenzung durch mächtig hervortretende geographische Individuen, wie es die Stromläufe des Nigir und Nil sind, ergiebt sich aus der großen Allgemeinheit der Bedeutung des arabischen Namens Beled es-Sudân, unter welchem schließlich, müßte man ihn nicht in bestimmte geographische Grenzen bannen, das gesamte Land der Schwarzen, also auch der mächtige peninsulare Teil von Südafrika verstanden werden könnte.

Die Bodenplastik wie die sonstigen physikalischen Verhältnisse dieses ungeheuren Gebietes sind ebenso mannigfaltig, wie die Völker, welche dasselbe bewohnen. Obgleich das ganze Gebiet in der tropischen Zone liegt, hat es dennoch glückliche Verhältnisse in orographischer, hydrographischer und klimatischer Beziehung, welche im engen Vereine miteinander auf dem Territorium in alter und neuer Zeit Staaten von großem Umfange und hoher Bedeutung erstehen ließen — ein Unicum auf dem ganzen, der Staatenbildung so abholden afrikanischen Kontinente. Der Sudân bildet in jeder Beziehung einen vollendeten Gegensatz zur benachbarten Wüste. Der Übergang ist in unmerklicher Weise durch einen flachen Steppengürtel hergestellt. Dem vom Norden aus der Wüste vordringenden Reisenden bietet sich nach und nach eine Fläche mit merkbarer Vegetation: endlich verschwinden die Dünen; das Pflanzenreich fängt an, sich zu entfalten; zahlreiche Spuren von Antilopen, Gazellen und Hyänen, einzelne Raben, Aasgeier und kleine Singvögel deuten an, daß man sich am Ausgang der Wüste befinde. Gerhard Rohlfs, welcher südlich von der Oase Agadem den Boden des Sudân betreten, schildert uns mit lebhaften Farben den Eintritt in das „Land der Schwarzen". Den eigentlichen Übergang zu den fruchtbaren Regionen bildet die große Steppe Tintümma, eine unabsehbare Ebene, hier mehr, dort weniger gewellt, hier mehr, dort weniger mit Gras bewachsen, doch fast nirgends ganz ohne Vegetation. Gustav Nachtigal berichtet, daß sich in der zweiten Hälfte der Steppe die vereinzelten Tundub-Bäume und Akazien zu Gruppen vereinigen und allmählich der Weg des Reisenden zum ausgetretenen Pfade werde. Nun beginnt auch die Waldvegetation, und zwar mit einem Reichtum, der die Reisenden in Erstaunen setzte. „Welch malerische Gruppen, welcher Reichtum der Färbung, welche Mannigfaltigkeit der Formen! Mit inniger Lust weilt das Auge des Wüstenwanderers auf diesen Schöpfungen der Natur, deren Genuß ihm durch den Gegensatz zu der toten Welt, die hinter ihm liegt, ins Unendliche vervielfältigt wird." „Derjenige freilich," fährt Nachtigal fort, „welcher südlichere Gegenden bewohnt hat, vermißt hier noch tropische Fülle; selbst für den Nordländer verschwindet der Charakter der Üppigkeit

in der trockenen Jahreszeit, welche die Regenzeit an Zeitdauer um das dreifache übertrifft, und die Gegend erscheint ihm dann als verbrannte, wenn auch baumreiche Steppe. Die Akazien, untermischt mit Seifen- und Kurna-Bäumen, herrschen hier so absolut vor, daß man wohl von einem Akazienwalde sprechen kann. Nur da, wo wasserreiche Flußthäler, stehende Gewässer oder perennierende Flüsse den nötigen Wasserreichtum liefern, vervielfältigt sich der Baumwuchs und bleibt der Charakter der Frische während des ganzen Jahres."

In hypsometrischer Beziehung repräsentiert die ganze Zone des Sudân ein Hochplateau. Dieses steigt südlich von der Sáharā, soweit wir die Konfiguration auf Grund der bisherigen Reisen kennen gelernt haben, gegen das Hochland von Südafrika stetig an. Ebenso ist eine Steigung des Bodens von Senegambien aus gegen Osten zu bemerken. Das Hochplateau des Sudân, mit einer durchschnittlichen Meereshöhe von 450 bis 500 m, ist ungefähr in der Mitte durch den tiefen Einschnitt des Tsâd-Sees, welcher eine Meereshöhe von 244 m hat, in zwei natürliche Hälften geschieden: eine westliche, die Haússā- und Mandínka-Länder in sich begreifend, und eine östliche, Wadâï, Dâr Fûr und Kordofan umfassend. Auf dem Sudân-Hochplateau erheben sich zwei gewaltige Massive, im Dâr Fûr der Dschebel Marra, im Osten der Mendîf zwischen den Flüssen Sókoto, Waube, Benuë und Nigir. Der Abfall derselben gegen die Fläche des Hochplateaus ist ein terrassenförmiger. Das Hochplateau selbst fällt gegen die Guinea-Küste gleichfalls in Terrassen ab. Dem geologischen Charakter nach ist die östliche Gruppe des Sudân vom Nil bis Dâr Fûr Diluvium auf krystallinischer Basis, im Nordosten tritt der nubische Sandstein in den Vordergrund. Die Region des Tsâd-See-Beckens ist kalkhaltig; die Gruppe des Mendîf besteht aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer, die Umgebung derselben aus Sandstein und Thon. In hydrographischer Beziehung zerfällt das Territorium des Sudân in drei mächtige Bezirke. Im Westen befindet sich zwischen dem 5.° westl. und dem 10.° östl. Breite von Greenwich das Stromgebiet des Nigir und Benuë; zur Einsenkung des Tsâd gehören die Stromgebiete des in seinem Oberlaufe noch gänzlich unbekannten Schâri und des Komadugu; im Osten bildet der Nil mit seinen zahlreichen, sehr verzweigten Nebenflüssen am linken Ufer das dritte Stromgebiet. Die Reisenden, welche die Landschaften an den westlichen Zuflüssen des Nil durchzogen, trafen bereits Gewässer an, welche gegen Westen ihren Lauf gerichtet hatten. Solche Flüsse waren der Uëlle (wahrscheinlich zum System des Schâri gehörig), der Bomokandi und der Nepoko, welch letztere sich vielleicht als die Oberläufe von Zuflüssen des Congo entpuppen dürften. Der Sudân kann mithin als sehr wasserreich bezeichnet werden.

Wie in der Sáharā die Hitze und trockene Luft der im Vordergrunde stehende Faktor ist, so ist dies im Sudân der Regen. In der Tropenzone

des Sudân wechselt die trockene Zeit mit der Regenzeit ab. Der Regen fällt während des höchsten Standes der Sonne. Im Bereich der Passatzone strömt die Luft nach den Gegenden, welche die aufsteigende erhitzte Luft verlassen, und fließt im Norden nach Südwesten, im Süden nach Nordwesten ab. Je nach dem Stande der Sonne wechseln die Grenzen dieses Gürtels, so daß z. B. der Nordostpassat im Sommer weiter gegen die Pole reicht als im Winter. Im Norden des Äquators giebt es in der Passatzone nur Sommerregen, denen der ganze Sudân angehört. Das Klima der gesamten Länder des Sudâns ist ein sehr heißes. Am Tsâd-See z. B. steigt das Thermometer von März bis Juni oft bis 40 ° C. Die Temperatur wird dabei aber durch die heißen Süd- und Südwestwinde unerträglich gemacht. Im Mai herrschen wieder heftige Stürme und Regengüsse. Im Oktober verlieren sich die während der Regen über den Ländern gelagerten Nebel und den Winter über herrscht eine angenehme Temperatur. In den oberen Nillandschaften zerfällt das Jahr in zwei Hauptzeiten: eine trockene, während welcher es $^3/_4$ Jahre gar nicht regnet, und eine nasse, in welcher die Gewitterstürme aus Osten und Südosten, nie aber aus Norden oder Westen Regen herbeiführen. In den Landschaften am ca. 5. ° nördl. Breite sind Februar und März die heißesten Monate. Die Hauptregenzeit ist im April und Mai; Dezember und Januar sind die trockensten Monate. Hier hat man Temperaturen von 35—40 ° C. öfter beobachtet; die niedrigste Temperatur war 17—19 ° C. In Dâr Fûr wiederum währt die trockene Zeit vom Dezember bis Ende Juni; die Regenzeit fällt in die Monate Juli bis September.

Die Region des Sudân bildet vom botanischen Standpunkte ein eigenes Vegetationsgebiet. Die Botaniker fassen unter dem Vegetationsgebiete des Sudân übrigens alle Landschaften Afrikas zusammen, in denen tropische Regenzeiten vorkommen, so daß dieses Gebiet also im Sinne der Botaniker bis etwa zum 30. ° südl. Breite reicht. Von der Großartigkeit der tropischen Vegetation haben die Reisenden die anziehendsten Bilder entworfen. Den hervorstechendsten Charakterzug der Flora des Sudân bildet die reiche Entwicklung der Gramineen-Form. Dichter Waldwuchs, der im centralen Sudân mit grasigen Lichtungen und Ebenen abwechselt, so daß man von „natürlichen Parkanlagen" zu sprechen pflegt, Reichtum an Schlingpflanzen, Schmarotzergewächsen, blühenden Formen von Laubbäumen, verschiedenartige Palmenarten, neue Fruchtbäume und Kulturgewächse sind die lebhaftesten Partieen dieses tropischen Charakters. Unter den Bäumen treten echte und unechte Schmetterlingsblütler auf (Tamarinden [Fig. 8], Akazien, Mimosen) und entfalten sich in großem Artenreichtum, ferner Rubiaceen (Kaffeebaum), wilde Orangen und Citronen. Unter den Grasarten sind die baumartigen Bambusrohre, die Cypergräser (Papyrusstaude), baumartige Euphorbien und akanthusartige Pflanzen, Palmen und Zwiebelgewächse

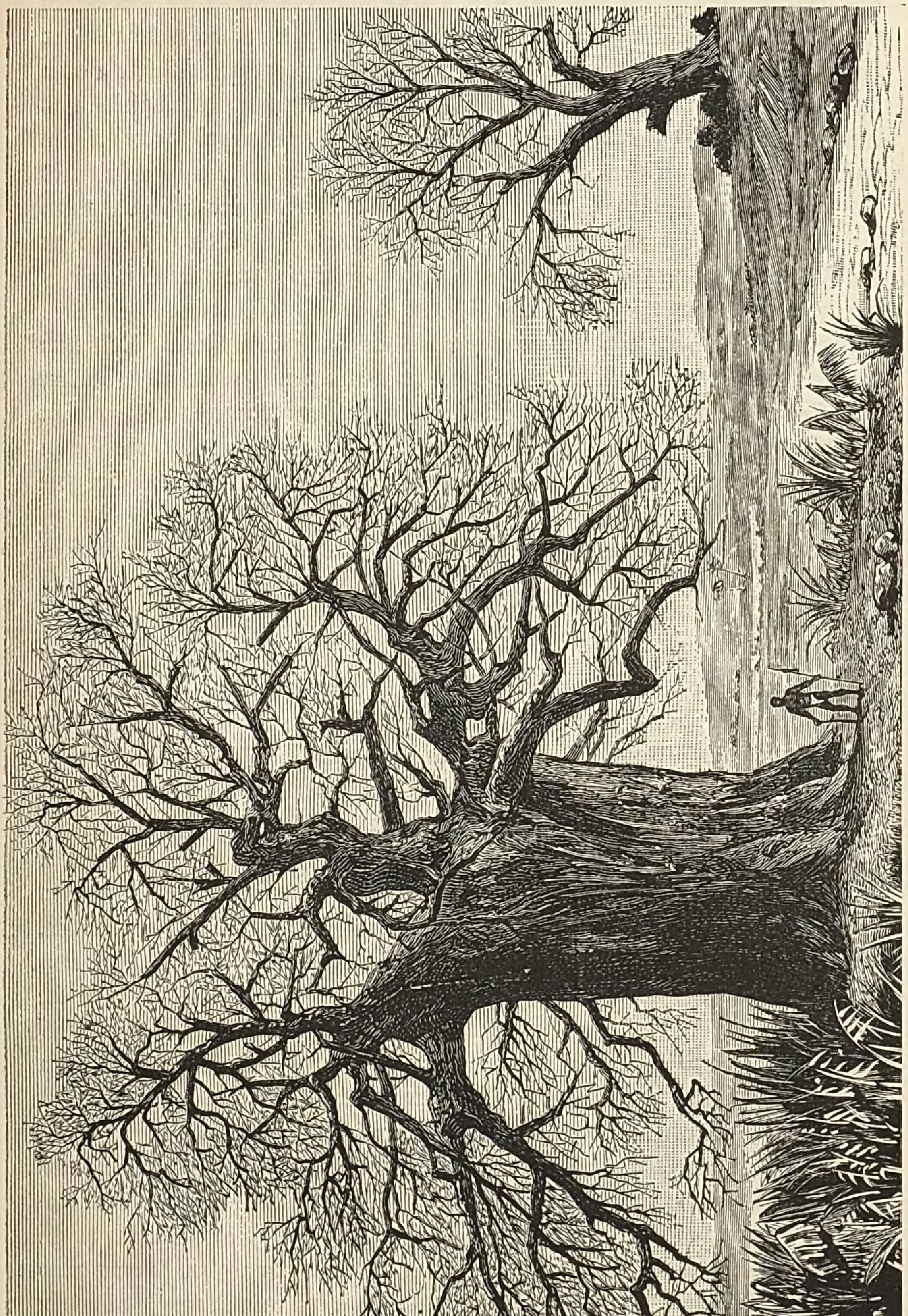


Fig. 1. Der Baobab oder Affenbrotbaum (Adansonia digitata).

sind seltener und treten namentlich mit Rücksicht auf die Zahl der Arten zurück. Als Charakterbäume des Sudân mögen gelten: der Baobab oder Affenbrotbaum (Adansonia) (Fig. 1), jedenfalls der charakteristischste Baum der ganzen ungeheuern Zone vom Senegal bis zum Weißen Nil, zugleich auch einer der wichtigsten Bäume im Haushalte der Eingeborenen, wenn auch dessen ungeheurer Stamm selbst, außer in Kordofan, wo er ausgehöhlt als Cisterne dient, fast nutzlos ist; die Dum= (s. Tonbild), Deleb= und Ölpalme, der Kaffeebaum, Bananen, Kautschukbäume u. a. m. Charakteristisch sind im Sudân die Mimosenwälder. Gerhard Rohlfs sagt von denselben, sie zögen sich wie ein Band, an manchen Stellen 4 bis 5 Tagereisen breit, den ganzen afrikanischen Kontinent entlang bis an das Rote Meer. Natürlich ist dabei nicht etwa an einen jener undurchdringlichen Urwälder zu denken, wie sie in Afrika anderwärts vorkommen. Der Mimosenwald gleicht vielmehr einer lichten luftigen Parkanlage mit ausgedehnten Grasflächen zwischen den Gebüschen und Baumgruppen. Von diesem Walde hat die Tierwelt in großem Maßstabe Besitz ergriffen.

Der Zoologe rechnet die Regionen des Sudân zu dem sogenannten äthiopischen Reiche, welches vom Wendekreis des Krebses bis zum Kap hinabreicht. Es ist verhältnismäßig klein, dagegen ist es infolge des gleichförmigen Klimas und der tropischen Üppigkeit eines großen Teiles seines Areals von einer größern Menge der verschiedenartigsten großen Tiere bevölkert, als irgend eine andere Fläche von gleichem Umfange. Die Fauna des äthiopischen Reiches kann so recht als die typische Fauna Afrikas gelten, weil sich die meisten dem Kontinente eigentümlichen Tiergeschlechter von der Nordgrenze des tropischen Regens, von Senegambien im Westen bis Kordofan im Osten und südlich bis zum Kap verbreiten. Als besondere zoologische Eigentümlichkeiten des sudanesischen Gebietes können das Nilpferd, die Giraffe, der Erdwolf, das Erdschwein, Paviane, Meerkatzen, Nagetiere, Antilopen u. a. m. gelten. Eine große Anzahl von Säugetierfamilien, welche sonst allgemein und in großer Anzahl über die Erde verbreitet sind, fehlen im Sudân, wie im äthiopischen Reiche überhaupt; solche sind z. B. die Bären, Hirsche, Ziegen, Schafe, die echten Ochsen und Schweine. Auch die Vogeltier=Fauna weist solche Lücken auf. Als Repräsentanten der echten sudanesischen Fauna können der Elefant, der Hippopotamus, die Antilopen, der Strauß, Flamingos, Papageien, Schildkröten, Termiten u. a. m. gelten. In einzelnen Teilen des äthiopischen Reiches prävalieren gewisse Tiergattungen ganz entschieden, z. B. im Sudân die Affen und Termiten. Mit Rücksicht auf den Arten= und Individuenreichtum, wie auch auf die Größe der Entwicklung, ragen in Afrika besonders die pflanzenfressenden Tiere hervor. Am Nil steht das Rind an Wichtigkeit obenan. Auf den Tränkplätzen ist im Sudân allüberall großer Wildreichtum vorhanden. Das Kamel kommt im Sudân nicht gut fort.





Dumpalme (Hyphaene thebaica).

An Produkten erzeugen und liefern die Regionen des Sudân eine reiche Fülle. Die Hauptbrotfrucht ist die sogenannte Negerhirse oder das Kafferkorn (Durra, Sorghum). Diesem zunächst der Duchn (Penicillaria). Sonst finden sich reiche Quantitäten von Mais, Reis, Weizen, Roggen; dann Futtergewächse, Webestoffe und Fruchtpflanzen aller Art, Bananen, deren es nördlich vom Äquator ganze Wälder giebt, und Erdnüsse (Arachis); Waldfrüchte sind in großer Anzahl vorhanden. Der Ertrag des Ackerbaues wird zur Deckung des eigenen Bedarfes verwendet. Der Ackerbau selbst hat in Afrika zahlreiche Feinde. Von Waldkultur ist im Sudân, wie in Afrika überhaupt, gar keine Rede. Die Jagd liefert die ergiebigste Beute. Die Züchtung der Haustiere (des Pferdes und des Huhnes) ist allgemein eingebürgert. An mineralischen Schätzen ist der Sudân nicht reich und es werden dieselben so gut wie gar nicht behoben. Gold, Eisen, Kupfer kommen vor.

Mit Rücksicht auf die Gewerbthätigkeit der afrikanischen Eingeborenen unterscheidet Dr. Schweinfurth drei Kulturringe auf dem afrikanischen Kontinente. Der erste, das Gebiet der Feuerwaffen, umfaßt die Küstenlandschaften und reicht namentlich im Norden ziemlich tief ins Binnenland. Seine Bewohner stehen in mehr oder weniger regem Handelsverkehr mit Europäern und erhalten von diesen ihre Bedürfnisse. Tiefer im Innern ist die zweite Region, die der europäische Markt durch Vermittlung des Eingeborenenhandels nur noch mit Baumwollenzeugen zur Kleidung der Eingeborenen zu versorgen vermag. Endlich im innersten Centralkerne des Kontinents breitet sich das dritte, von jeder mittelbaren und unmittelbaren Berührung mit der europäischen Welt intakt gebliebene Gebiet aus, dessen Bewohner Kleidung aus Rindenzeugen und Fellen gebrauchen. Zwischen dem zweiten und dritten Ringe könnte man noch ein Übergangsgebiet der Glasperlen und Korallen einschalten. Dies ist zugleich das Hauptgebiet des Sklavenhandels. Dr. Schweinfurth, der die afrikanische Industriethätigkeit gründlich kennt, sagt, je größer die Fortschritte gewesen, die hin und wieder ein afrikanisches Volk auf der Bahn der äußern Gesittung gemacht, um so geringer habe sich dessen eigene Produktionskraft gestaltet und um so größer sei die Abhängigkeit in allen Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens von der europäischen Industrie, welche sich unaufhaltsam aufdränge und jede Konkurrenz ausschließe, geworden. Auch habe die europäische Industrie jede Regung des angeborenen Nachahmungstriebes bei den Afrikanern erstickt. Die muhammedanischen Völker in der Nordhälfte Afrikas werden immer weniger produktiv an eigenen Erzeugnissen der Kunst und des Gewerbefleißes. Einen gleichen Einfluß üben sie wieder selbst auf die Völker im zweiten Gebiete. Dies ist namentlich in den Negerstaaten des mittlern Sudân am deutlichsten zu erkennen, seit sie dem Islâm verfallen. Dort giebt sich, wie uns Dr. Schweinfurth belehrt, ein

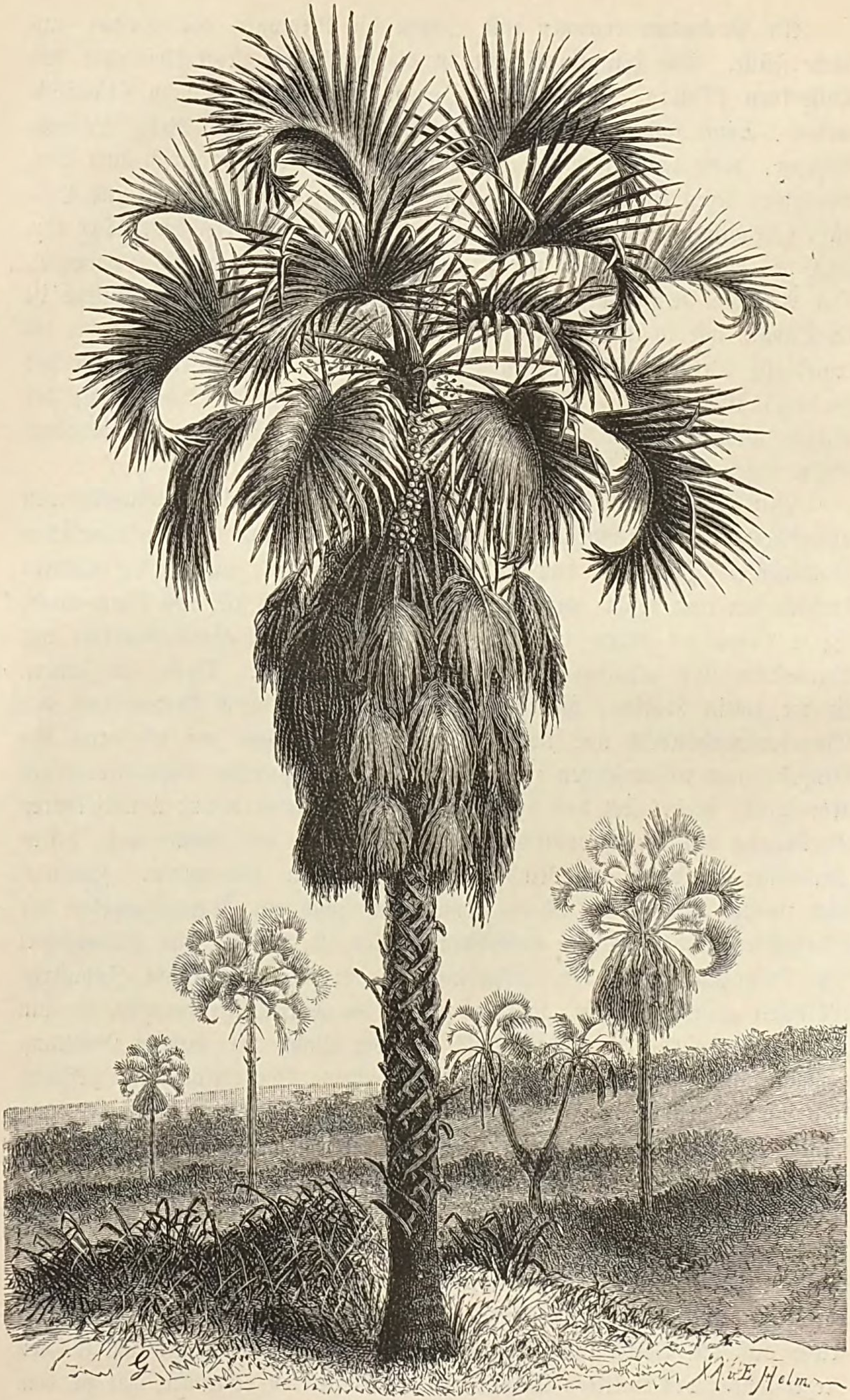


Fig. 2. Fächerpalme (Hyphaene guineensis).

gradueller Rückschritt auf der Bahn der äußern Kultur zu erkennen, und die letzten Spuren des einheimischen Gewerbefleißes drohen in kurzer Zeit zu verschwinden. Die Reisenden bemerkten bei den am tiefsten versteckten, noch wenig besuchten Stämmen eine große Freude an der Herstellung von Kunstgebilden und die daraus resultierende Freude an selbsterworbenem Besitze. Als Produkte der Gewerbthätigkeit der Sudanesen kennen wir Eisenwaren (die Stahlketten der Mangbattu erklärt Dr. Schweinfurth ebenbürtig allen dergleichen Erzeugnissen in Europa), Töpferwaren, Webe- und Wirkwaren, Flechtwaren, Zeuge, Seife, Zucker, Drechsler- und Schnitzereiwaren. Auch Kupfer wird zu Schmuckringen verarbeitet. Die Salzindustrie, Auslaugen salzhaltiger Erde, oder die Gewinnung des Salzes aus der Asche salzhaltiger Pflanzen, wie auch Filtrier- und Gradiervorrichtungen sind den Eingeborenen nichts Neues.



Fig. 3. Kautschukranke (Landolphia florida).

Der Handel folgt im Sudân den Karawanenwegen. Diese münden im Westen, Norden und Osten in den Sudân ein. Vom Westen her geschieht der Verkehr mit den Faktoreien am Senegal und Gambia. Ferner zieht sich eine Verkehrsader den Nigir hinauf und auf dem Benuë nach den Haússā-Staaten. Nordwärts gehen die Karawanen einerseits über Timbúktu, Arauan und Taudeni nach Marokko, andererseits über Asben nach Algier und Tripolis, dann von Bórnū aus über Kauâr nach Fessân und Tripolis, dann von Wadâï über Tibesti und Kufra nach Bengasi. Die östliche Karawanenstraße führt aus Dâr Fûr und Kordofan an die natürliche Verkehrsader des Nil, übrigens ein Zweig auch durch die Wüste

bis nach Siut in Oberägypten. Auf der ganzen Breite der mittleren Sudânländer entlang bewegen sich Karawanen vom Tsâd an den Nil, deren Waren dann in den Bazaren Kairos feilgeboten werden. Die Pilger-Karawanen zum Grabe des Propheten nehmen in der Regel die Richtung über Marokko und Nordafrika bis Kairo, wo sie sich konzentrieren und mit jenen zusammentreffen, welche den Nil entlang an das Rote Meer gekommen waren. Die Erbauung einer „Sudânbahn", wie sie der Vicekönig von Ägypten, Ismail Pascha, von Kairo aus nach Chartúm und noch weiter nach dem Süden geplant hat, kam bislang noch nicht zur Ausführung, ebenso wie die von den Franzosen geplante Sáhara-Bahn, welche bei Timbúktu in den Sudân eintreten sollte. Wird einmal von dem Südrande des Mittelmeerbeckens eine Eisenbahn nach dem Sudân ausgeführt werden, so kann dieselbe nach dem Vorschlage Gerhard Rohlfs' nur Tripolis zum Ausgangspunkte haben. Ihr Lauf würde nach dem Tsâd gerichtet sein und erst von hier könnten Zweigbahnen angelegt werden. Indessen die Wohlthat eines so großartigen Kommunikationsmittels, wie es die Eisenbahnen sind, werden die Sudanesen noch lange zu entbehren haben.

Die Bevölkerung der weiten Territorien des Sudân gehört nach Friedrich Müller der echten afrikanischen Negerrasse an. Professor Müller spricht sich über die Wanderung der afrikanischen Stämme dahin aus, daß neben einem von Norden nach dem Süden gerichteten Zuge auch ein anderer von Osten nach Westen quer durch den Kontinent und zwar später unternommen wurde. Die im westlichen Sudân heute weitverbreitete und unablässig nach dem Osten drängende Fúlbe-Rasse hatte nach Müllers Ansicht ursprünglich ihren Sitz nördlich von den Negern, vielleicht in den gegenwärtig von den Berbern eingenommenen Landstrichen, und ihre Repräsentanten drangen nach und nach vom Nordwesten her in die von ihnen gegenwärtig occupierten Gegenden ein, von wo sie sich gegen Osten durch die ganze Breite des Sudân bis nach Nubien verbreiteten. Auch einzelne Völker, in welche diese Negerrasse zerfällt, haben viele Wanderungen unternommen. Die zur eigentlichen Negerrasse gehörigen afrikanischen Neger bewohnen den Sudân bis zu den Abhängen von Abessinien. Will man in der Gruppierung der Stämme derselben durch den so ziemlich in der Mitte des Sudân liegenden Tsâd eine Zweiteilung gelten lassen, die keineswegs eine ethnologische, sondern nur eine willkürliche ist, so kann man unter denselben zwei Gruppen unterscheiden: eine westliche und eine östliche. Zu der westlichen gehören die Völker Senegambiens, dann die Sónrhay, Mandínka, Bámbara, Susu, Haússā, Pere, Golo, Bara, Fali, Bele, Kânuri, Kanembu, Tedâ oder Tibbu(?) Masa, Mekasi, Buduma u. v. a.; zur östlichen Gruppe gehören dann die Neger Wadâïs, Dâr Fûrs und Kordofans, jene der Nillandschaften, unter denen die Gandscharen, Schilluk, Dschur, Dinka, Tschiér,

Dor, Elyab, Kyetsch, Nuër, Bari, Madi rc. die wichtigsten sind. Die Völkerschaften längs des 5.° nördl. Breite, den wir als die südliche Grenzlinie des Sudân angenommen, sind uns bislang gänzlich unbekannt. Die Negerrasse ist natürlich fast nirgends in ihrer vollen Reinheit erhalten. Auch mit Rücksicht auf die territoriale Verbreitung ist neben den Fúlbe oder Felâtas in der ganzen Breite des Sudân nicht allüberall der echte Neger zu finden. Ziemlich ausgedehnte Bezirke, besonders in Kânem, Bâgírmi und Wadâï, dann am Nile sind von arabischen Tribus occupiert.

Der Körpergestalt nach ist der afrikanische Neger stark gebaut, seine Muskulatur ist kräftig entwickelt und die Höhe der Individuen wechselt zwischen $1\frac{1}{2}$ und $1\frac{3}{4}$ Meter. An Höhe wird der Neger von seinem Nachbar, dem Kaffer, der unbestritten die kolossalsten Formen zeigt, übertroffen. Der Hals des Negers ist dick, kurz, kräftig, die Schultern wuchtig, die Wirbelsäule aber weniger biegsam. Das Becken ist bedeutend kleiner und enger als beim Weißen, mehr keilförmig und stark nach rückwärts geneigt, woraus sich der eigentümlich steife Gang des Negers erklärt. Die Kniee sind etwas gebogen, die Sohle glatt; die Haut ist von dickerer Struktur als beim Weißen, fühlt sich sammetartig an, zeigt keine Behaarung und hat eine widerlich riechende Ausdünstung. Die Farbe der Haut ist dunkel vom tiefsten Ebenholzschwarz bis zum schmutzigsten Braungelb, bei neugeborenen Kindern gelblich-weiß. Die Schädelbildung ist entschieden dolichocephal, der Fortsatz des Oberkiefers größer und breiter, desgleichen der Unterkiefer. Das Haar ist pechschwarz und kraus (wollig). Die Lippen sind lang, groß, aufgeworfen, wulstig dick, bläulich, schwärzlich oder schmutzig rosenfarben, zuweilen schwarz, so zwar, daß ihre Färbung von der Gesichtsfarbe kaum zu unterscheiden ist. Die Nase ist platt und breit. Das Gehirn des Negers ist kleiner als das des Weißen, die Nerven dagegen dicker, dabei aber alle Sinnesorgane, besonders das Gehör, stark entwickelt.

Was den psychischen Charakter des Negers betrifft, so sind alle Ethnographen darüber einig, daß die Neger auf einem primitiven Standpunkt geistiger Kulturentwicklung stehen. Ihr Charakter ähnelt dem des unentwickelten Kindes in sehr vielen Punkten. Die Neger sind kindisch, unbeständig, gedankenlos, leichtgläubig. Der Grundzug ihres Temperaments ist ausgelassene Heiterkeit, deren Ausfluß eine ungezügelte Phantasie und Sinn für Äußerlichkeiten. Die geistige Energie ist gering und dieser Umstand hat eine gewisse natürliche Gutmütigkeit zur Folge. Doch ist der Neger, namentlich Feinden gegenüber, auch grausam, aber niemals so empörend roh, wie etwa der Malaye oder der Amerikaner. Seine Geistesgaben sind nur da entwickelt, wo es auf Nachahmung ankommt, während die Entwicklung jener Geistesgaben, wo ein selbständiges Denken erfordert wird, auf einer niedrigen Stufe steht.

Die häuslichen Einrichtungen, Ernährung, Kleidung, Zierat, Bewaffnung, Ackerbau, Viehzucht, Fischfang, Jagd, Gewerbthätigkeit, Handel und Verkehr, Sitten und Gebräuche, religiöse Vorstellungen, Regierung und Staatsverfassung, Rechtsverhältnisse, Krieg u. s. w. sind bei den einzelnen Völkerstämmen des Sudân sehr verschieden; überall bietet sich jedoch das Bild geringer Kulturentwicklung. Interessant ist, was der Wissenschaft über die Zwergvölker Afrikas bekannt geworden ist, die zum Teil in den westlichen Landschaften des Sudân ihre Wohnsitze haben. Nach allem, was Dr. Schweinfurth über die Acka in Erfahrung zu bringen vermocht, stellt sich heraus, daß dieser Stamm ein Glied bilde in der langen Kette von Zwergvölkern, deren Verbreitung sich quer durch Afrika in der Längsrichtung des Äquators hinzustrecken scheint. Schon Du Chaillu kam von der Westküste her mit einem Zwergvolke, den Obongo, zusammen und seine Beschreibung paßt vortrefflich auf die Acka. Die kleinsten erwachsenen Acka waren 1,235 m und 1,34 m. Größere Individuen als $1^1/_2$ m hat Schweinfurth nicht gesehen. Er brachte Repräsentanten dieses Volkes nach Europa.

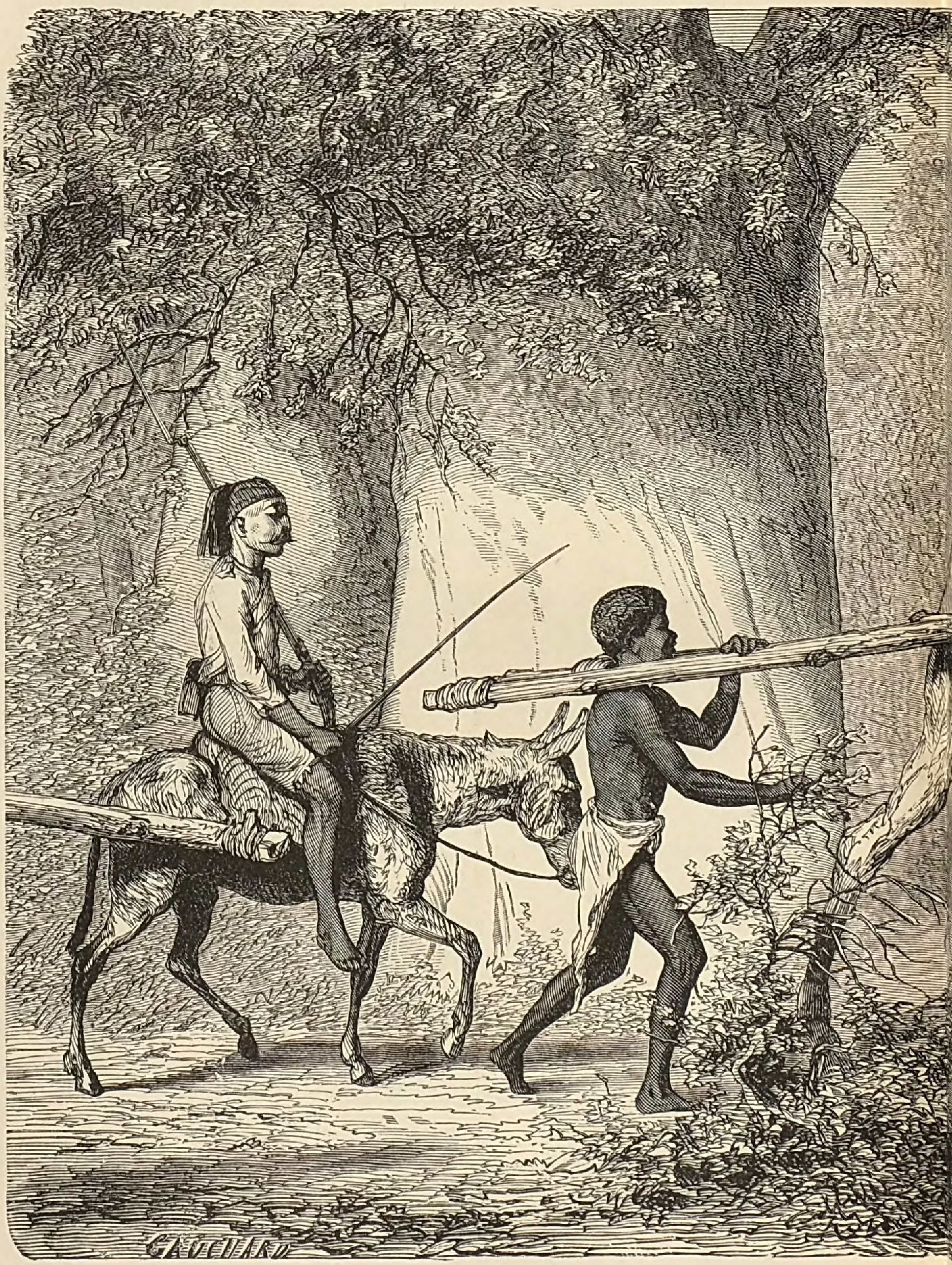
Was das häusliche und sociale Leben der Subanesen betrifft, so ist dies höchst mannigfaltig. Wie auf dem Kontinente allgemein, findet sich auch bei ihnen die Polygamie. Das Weib ist häufig die Ernährerin der ganzen Familie und nimmt eine sehr untergeordnete Stellung ein. Allgemein hat man eine große Anhänglichkeit der Kinder an die Mutter gefunden, was diese für ihre zurückgesetzte Stellung wohl einigermaßen zu entschädigen vermag. Die Neger der östlichen Sudânländer stehen unter Stammeshäuptlingen, die unumschränkte Gewalt besitzen. Im centralen Teile und im Westen des Sudân ist es sogar zu großer Staatenbildung gekommen. In religiöser Beziehung bekennen sich die Sudanesen zum größten Teile zum Islâm. Die Völker im Süden der Tsâd-See-Reiche und am linken Ufer des Nil sind noch im krassen Heidentum versunken. Der Islâm, der im Sudân mit Feuer und Schwert verbreitet wurde, verbreitete sich von Nordwesten her mit ziemlich raschem Tempo. Dem Eingange desselben durch das Nilthal that das christliche Nubien und Abessinien in früheren Zeiten bedeutenden Einhalt. Die Lehre Christi mit ihrer Parole „Entsage" und ihren strengen Bußmitteln hat im Kernlande des Sudân keine Anhänger. Missionäre, die von Tripolis aus schon in früher Zeit nach den Tsâd-See-Ländern gekommen waren, ereilte ein beklagenswertes Schicksal. Am obern Nil haben sich Glaubensboten aus Österreich und Italien durch eine Reihe von Jahren auf dem Felde der Heidenbekehrung abgemüht. Ihre Arbeit war umsonst, denn heute sind ihre Missionsplätze verlassen, ihre Lehren vergessen. Nur in Kordofan finden noch die Priester aus dem Franziskaner-Orden ein dankbareres Feld für ihre Thätigkeit. Der unter den Heiden allgemein herrschende Fetischismus mit

seinem Glauben an böse Geister, Kobolde und mit den Gottesurteilen ist in Afrika überhaupt ein ungeheuer hemmender Faktor der Civilisation, hauptsächlich auch darum, weil dessen Priester, wenn ihre Würde nicht mit der Person des Häuptlings vereinigt ist, auf diesen meist einen großen Einfluß haben und damit alle Stammesangehörigen gefangen halten. Eine eigentümliche Rolle spielen im westlichen Sudân, neben den dem Fetisch dienenden, auch am obern Nil vorkommenden „Regenmachern" und Zauberdoktoren, die Griots (Fig. 14), d. i. eine Art fahrender Sänger, welche die Heldenthaten der Häuptlinge und Krieger besingen, und einen angenehm berührenden Zug der Negerrasse, die Vorliebe für Poesie, dokumentieren. Diese Griots haben schon manchem Forschungsreisenden gegenüber dem sich feindselig verhaltenden Volke aus der Verlegenheit geholfen.

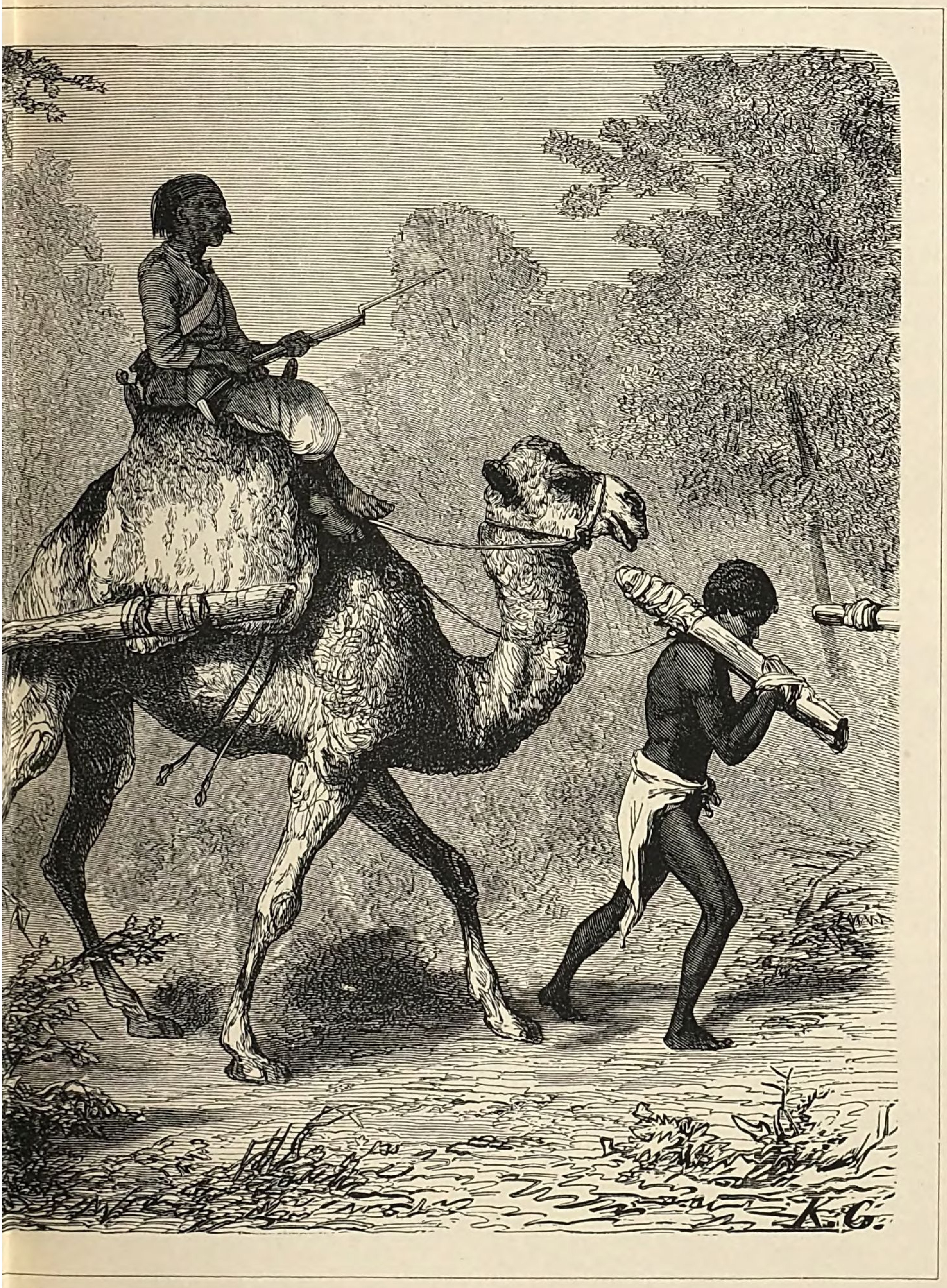
Eine allgemeine Institution, die mit den Ansichten, Ideen, Sitten und Gebräuchen der Muslimîn innig verknüpft ist, ist im Sudân die Sklaverei. Der Handel mit Menschenware ist etwas Uraltes, in Afrika Geborenes; es läßt sich aber nicht leugnen, daß ihn herzlose Europäer zu blühendem Aufschwung gebracht und großgezogen haben. In den muhammedanischen Ländern wird der Sklave übrigens sehr human behandelt; er fühlt sich häufig als Kind im Hause. Heute sind die Hauptlieferungsbezirke von Sklaven die südlichen Heidenländer von Bāgírmi, wo mitunter auf grausame Art Sklaven eingefangen werden. Darum haben sich die armen Schwarzen selbst in den Wipfeln der Bäume eingerichtet, um vor ihren Verfolgern, größtenteils Arabern, sicher zu sein, und auch auf Bäumen ihre Herden untergebracht. Dr. Nachtigal erzählt haarsträubende Scenen von diesen Sklavenjagden, die unter Mitwirkung ganzer Heeresteile abgehalten werden. Konnten die Sklavenjäger der auf den Bäumen sich verteidigenden Schwarzen nicht habhaft werden, so haben sie letztere erbarmungslos von den Bäumen herabgeschossen oder die Baumfestungen in Brand gesteckt. Im Nilgebiete bildet der Sklavenhandel schon seit alten Zeiten ein Monopol der arabischen Elfenbeinhändler, die auf ihren Handelsfahrten bis in das Herz von Afrika zu bringen pflegen und mächtige Gebiete entvölkert haben. Als das Sultanat Dâr Fûr noch bestand, konnten Händler in aller Form ausgestellte behördliche Konsense von seiten des Herrschers zum Betriebe der Sklavenjagd in den südlichen Grenzländern Dâr Fûrs erlangen. Zum Glücke ist durch die Abschaffung des Sklavenhandels in Ägypten dem Handel mit Menschenware zum Teile das Absatzgebiet entzogen; allein er wuchert noch wie zuvor mit ungeschwächter Kraft fort. Diesem Übel im Kerne des Sudân zu steuern, ist europäischer Civilisation und Humanität ganz unmöglich. Für den Elfenbeinhändler sind Sklaven ein unumgänglich notwendiger Faktor, denn er kann ohne sie seine Ware an die Marktplätze nicht schaffen. So sehen wir, wie z. B. im Nilgebiete diese „klaffende Wunde der Menschheit", wie Livingstone den

Sklavenhandel nannte, zu einer förmlichen, für die materielle Wohlfahrt vieler Landstriche beinahe notwendigen Institution gediehen. Dr. Nachtigal berichtet, daß infolge der Aufhebung des Sklavenhandels und Sklavenmarktes in Fessân der Handelsverkehr aus dem Süden auf der nördlichen Verkehrsstraße zum Teile lahmgelegt sei. Meist sind die Negerhäuptlinge selbst schuld an den Sklavenrazzias. Unter ihnen herrscht in der Regel Zwist. Einer der Häuptlinge ruft nun einen arabischen Händler um Hilfe. Dieser erscheint mit seinen Leuten. Das gegnerische Dorf wird überfallen, angezündet, die sich zur Wehre setzenden Männer werden niedergeschossen, Weiber und Kinder werden aber gefangen genommen. Um zehn Menschen zu fangen, werden oft Hunderte erschlagen, und es ist berechnet worden, daß auf diese Weise jährlich in Centralafrika lediglich der Sklavenjagd halber eine halbe Million Menschen getötet werden. Die Gefangenen werden, damit sie nicht entwischen können, entweder durch Ketten aneinander geschmiedet oder in lange rostartige Stangen (Sklavengabeln) mit dem Kopfe eingeklemmt, mit Frachten schwer beladen und so hintereinander vorwärts getrieben. Verlassen einen die physischen Kräfte, so wird er zu deren Anspannung durch furchtbare Prügel angespornt, sinkt er zusammen, einfach niedergestochen oder erschossen und an dem Platze, an dem er fiel, liegen gelassen (s. Tonbild).

Nach diesem allgemeinen geographischen Kulturbilde schreiten wir an die Einteilung der auf dem ungeheuern Territorium des Sudân ausgebreiteten Länder- und Völkerkomplexe. Die gesamten Länder des Sudân kann man vom geographischen Standpunkte in drei gewaltige Gruppen einteilen: eine westliche, eine mittlere oder centrale und eine östliche. Die erste umfaßt die Länder am obern und mittlern Nigir, vornehmlich die Landschaften an dem großen Knie, das dieser Riesenstrom bildet, und an dem linken Ufer seines Mittellaufes. Für sie alle ist die Kommunikations- und Lebensader der Nigir. Ihr Handel gravitiert mehr nach dem Westen und Nordwesten, und dieser Umstand läßt sie als das westliche Glied des großen sudanesischen Länderkomplexes erscheinen. Die Länder der mittlern Gruppe sind sämtlich um den Tsâd-See gelagert. Es sind dies zum Teile alte afrikanische Staatswesen mit eigentümlicher Kulturentwicklung unter muhammedanischen Herrschern. Die natürlichen Kommunikationswege nach diesen Ländern sind die große Karawanenstraße von Fessân nach Bórnū im Norden, der Stromlauf des Benuë nach Süden. Die östliche Gruppe umfaßt die Landschaften am obern Nil und ihre Nachbargebiete. Durch die Verbindung derselben mit dem ägyptischen Reiche wurde ihrem Handel und Verkehr ein für allemal die Richtung nach dem Nilthale, also nach Nordosten gegeben. Hier ist uns das Gebiet jenes Territoriums, das wir als Sudân umgrenzt, in seiner ganzen Breite bekannt. In dem Geäder des Bahr el-Arab bis hinab an den seine Wasser nach uns noch un-



Ein Sklave



…ntransport.

bekannten Gegenden tragenden Uëlle haben keine Staatenbildungen stattgefunden, wohl war dies aber bis in die neuere Zeit in Dâr Fûr und Kordofan der Fall. Die Völkerstämme an den westlichen Zuflüssen des Nil und an den Ufern dieses Riesenstroms zwischen dem 5. und 10.° nördl. Breite treiben Viehzucht, Fischerei und Jagd. Zur westlichen Gruppe der Sudânländer zählen die Länder der Mandínka- und Bámbara-Neger, das Reich Mássina oder Moasina, die Reiche Gandu und Sókoto, dann Âdamaúa; letztere vier Schöpfungen der Felâta, Gandu und Sókoto mit zahlreichen Dependenzen pflegt man auch mit dem Namen Haússā-Staaten zu bezeichnen. Zur mittlern Gruppe gehören die Tsâd-Länder Bórnū, Kânem, Bāgírmi und Wadâï mit seinen nördlichen und südlichen Grenzländern. Zur östlichen Gruppe wollen wir Dâr Fûr, Kordofan, Sennaar, dann die Landschaften im Stromgebiete des Bahr el-Arab (Gazellenfluß) und des Bahr el-Dschebel, wie der Nil bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Bahr el-Arab genannt wird, rechnen.

II.

Die Entschleierung der Sudânländer.

Die Erforschung der ausgedehnten Landschaften des Sudân ist ein mühevolles Werk, wie die Erforschung des afrikanischen Kontinents überhaupt. Viele für die Wissenschaft begeisterte Männer haben bei dem Vordringen nach den Regionen des Sudân ihr Leben gelassen, viele sind aber auch ruhmgekrönt in die Heimat zurückgekommen und haben die Resultate ihrer Mühe und Arbeit in gediegener Weise verarbeitet und publiziert. Bevor sie das Gebiet des Sudân zu betreten in der Lage waren, hatten sie teils ungesunde Küstengebiete, teils Wüsten und Steppen zu durchmessen, welche Aufgabe in der Regel einen Teil ihrer physischen Kraft konsumierte. Die Vorsehung hat die Vertreter des deutschen Stammes, einen Barth, Rohlfs, Nachtigal, Vogel, Schweinfurth u. a., zur wissenschaftlichen Erforschung des Sudân ausersehen, und eben diese wackeren Männer sind es auch, die sich um unsere Kenntnis der Ländermassen zwischen dem Nil und Nigir so hoch verdient gemacht haben.

Den Alten waren die Sudânländer so gut wie gar nicht bekannt. Dies hängt natürlich mit der geringen Kenntnis der Binnenräume der Kontinente bei den Alten zusammen, ferner mit der bis in die Neuzeit andauernden Vorstellung von der Unbewohnbarkeit der Landschaften im Süden der Gestadeländer des Mittelmeeres. Die homerische Sage von den Pygmäen wird uns wohl keine Berechtigung geben, auf eine Bekanntschaft des Altertums mit den Zwergvölkern Afrikas zu schließen. Herodot, der Vater nicht nur der Geschichte, sondern auch der Geographie, berichtet im zweiten Buche seines Geschichtswerkes (Kap. 32) von einer abenteuerlichen Reise von fünf nasamonischen Jünglingen, mutwilligen Söhnen mächtiger Männer, sie hätten, durch das Los dazu ausersehen, sich aufgemacht, um in Libyen über die äußersten Entdeckungen hinaus noch etwas Neues zu entdecken. Die ausgeschickten Jünglinge seien, nur mit Wasser und Nahrungsmitteln wohl versehen, zuerst durch das bewohnte Land gegangen, nach Durchwanderung desselben in die Wildnis gekommen und von da aus durch die Wüste gewandert, immer auf dem Wege gegen den Westwind. Nach Durchwanderung einer langen, sandigen Strecke hätten sie endlich eine

Ebene mit Baumwuchs gesehen, worauf sie zugegangen und von den Früchten gepflückt hätten, die an den Bäumen hingen. Während des Pflückens seien kleine Männer zu ihnen gestoßen, welche sie durch Sümpfe geführt und nach einer Stadt gebracht hätten, wo alle Menschen ihren Führern, die eine unverständliche Sprache redeten, gleich und von schwarzer Farbe gewesen seien. An der Stadt fließe ein großer Strom hin, von Abend gegen Sonnenaufgang; auch zeigten sich in demselben Krokodile. So Herodot. Diese Erzählung läßt uns vermuten, daß die nasamonischen Männer nach den Regionen des Sudân gekommen seien und entweder den Nigir oder den Gazellenfluß geschaut haben. Indessen blieb den Alten bis auf Ptolemäus der Sudân unbekannt. Es läßt sich allerdings vermuten, daß die Karthager während der Blütezeit ihrer Herrschaft mit den Ländern südlich von der Sáharā in Handelsbeziehungen gestanden und daher auch einen gewissen Grad der Kenntnis dieser Länder gehabt haben. Doch können wir bei keinem Schriftsteller des Altertums von einem wissenschaftlichen Forschungs- oder Reiseunternehmen nach dem Sudân irgend eine Nachricht auffinden. Auf ihren Kriegszügen drangen die Römer über Phazania (Fessân) bis nach dem Sudân. Am Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. zogen die Römer Septimius Flaccus und Julius Maternus nach dem Süden. Der letztere gelangte, von einem Tibbuhäuptling geleitet, durch die Sáharā bis nach Agisymba. Dieses kann nicht innerhalb der Wüste, wo es noch neuere Forscher gesucht, gelegen sein, sondern muß wenigstens in den bewässerten Ebenen des Tsâd gesucht werden. Ptolemäus hat es allerdings zweieinhalb- bis dreimal zu weit nach dem Süden gerückt. Wahrscheinlich war Agisymba das heutige Bórnū, das auch der römische Feldherr C. Suetonius Paulinus 38 n. Chr. ohne Zweifel erreicht hat. Das Nilthal bildete schon in grauer Vorzeit eine große Kommunikationsader des Nordens mit den Landschaften des Sudân. Die Könige des alten Ägypten unternahmen, wie man wohl mit Recht annimmt, ihre Kriegszüge bis tief nach dem Sudân, um Naturprodukte und Sklaven sich zu beschaffen. In der römischen Kaiserzeit schickte Nero zwei Hauptleute den Nil hinauf. Dieselben sollen bis zu den Schilfsümpfen des Gazellenflusses gelangt sein. Wenigstens will man infolge dieser Expedition die Negerstämme der Tschiér, Menin, Eliab und Bari kennen gelernt haben.

Der Lauf des Nigir war den Karthagern ohne Zweifel bekannt, und König Juba von Numidien, den Oskar Peschel den besten Kenner Afrikas im Altertum nennt, soll die Quellen des Nil am Südabhange des Atlas gesucht und seine Wassermenge von der Fülle des auf diesem Gebirge geschmolzenen und jährlich schmelzenden Schnees abgeleitet haben. Im weitern Verlaufe fließe der Nil unterirdisch, komme im Nigir empor, ströme gegen Osten bis nach Nubien, wo er als der bekannte Nil erscheine. Die

Kunde vom Nigir muß, wie Kiepert meint, im ersten oder zweiten Jahrhundert auf Wüstenwegen, über die ein Bericht erhalten ist, nach der Küste gedrungen sein, und Ptolemäus verzeichnet ihn, wie Albrecht Roscher geistreich erklärt hat, in nahezu richtiger Lage. Allein die ptolemäische Darstellung konfundiert den eigentlichen Nigir mit einem Gewässer Gir, das vom Atlas abströmt und in der Sáhara verrinnt. N'egirreu bedeutet noch jetzt in allen Berbersprachen „fließendes Wasser", und so kam es, daß der Etymologie dieses Wortes gemäß es im Altertum nicht nur einen, sondern viele Flüsse Nigir gab, an deren Ufern überall „Nigriten", d. i. Flußanwohner, lebten.

Claudius Ptolemäus, der mit unermüdlichem Fleiße alle Nachrichten über die neuesten Reisen in Afrika sammelte, hatte ohne Zweifel Specialkarten von Afrika vor sich oder er erfrug doch mehrere Itinerarien, nach welchen sein Afrikabild konstruiert wurde. Die Regionen des heutigen Sudân finden sich auf demselben mit einer reichen Fülle von Details geschmückt, welche sämtlich zu deuten der heutigen Wissenschaft unmöglich ist. Albrecht Roscher, der unglückliche Afrikareisende, hat mit großem Scharfsinn herausgefunden, daß Ptolemäus in der That richtige, aber in verschiedenen Maßstäben gezeichnete Karten der afrikanischen Binnenräume erhalten habe, die er nur ohne weiteres aneinander fügte, und uns auf diese Art ein schwer zu entwirrendes Kartenbild hinterließ. Der ptolemäische Typus von Afrika, dessen Charakteristik hauptsächlich in der Gestalt und Umrandung des Kontinentes liegt, welche der große Alexandriner aufgestellt, ferner in der Aufstellung der Lehre von den Nilsümpfen und dem Mondgebirge, blieb bis in die neueste Zeit bestehen. Kein Geograph des großen Zeitraumes von Ptolemäus bis in die fünfziger Jahre unseres Säculums wagte es, die ptolemäischen Details von Centralafrika anzutasten, selbst dann nicht, als sich des Ptolemäus Lehre von dem Abbiegen der afrikanischen Küsten gegen Osten und Westen als phantastisches Truggebilde erwiesen hatte (s. Bild).

Die Erben des ptolemäischen Wissens über Afrika waren die Araber, in deren Sprache die Werke des alexandrinischen Geographen übersetzt wurden. Sie ermittelten durch Autopsie über die Länder des Sudân manche schätzenswerte geographische Wahrheit. Das Innere Afrikas war ihnen in mancher Beziehung vielleicht noch besser bekannt, als uns in einer thatenreichen Epoche der afrikanischen Forschungsgeschichte. Das südlichste der den Arabern bekannten Negerländer ist nach Idrîsî das Land „Lamlam" (Lemlem), in welchem dieser Geograph noch zwei Städte anführt: Malel und Dau. Nach den scharfsinnigen Auseinandersetzungen Wappäus' begriffen die Araber unter Sudân das Land nördlich vom 7.° nördl. Breite und östlich vom 6. Meridian von Ferro. Im Innern Westafrikas schildern arabische Geographen und zeigen arabische Karten große Reiche



WELTBILD NACH PTOLEMAEUS' VORSTELLUNG.

(Aus Berlinghieri's „Geografia in terza rima", Florenz 1480.)



AFRICA NACH PTOLEMAEUS' VORSTELLUNG.

(Aus Berlinghieri's „Geografia in terza rima“, Florenz 1480.)

und Städte, die heutzutage nicht mehr bestehen: so das Reich Gana, welches nach Wappäus' gründlicher Untersuchung im westlichen Teile des Sudân am Flusse gelegen war. Westlich von Gana lag das Reich Tokrur (Tekrur), dessen Name sonst auch der Ausdruck für das Land der Schwarzen im allgemeinen ist. Die Hauptstadt Gana des Reiches gleichen Namens war lange Zeit der Hauptpunkt des Verkehrs zwischen den Berbern und Negern. Im 13. Jahrhundert bildete sich im Osten von Gana ein neuer Negerstaat Timbúktu (Tembuktu, Tombutto), nach seiner Hauptstadt benannt. Frühe arabische Geographen nennen die Stadt gar nicht, weil sie lange Zeit hindurch ein unbedeutender Ort blieb. Mit Timbúktus Aufblühen wurde der Hauptverkehrspunkt zwischen den Negern und Berbern in diesem Teile Afrikas allmählich weiter gegen Osten gerückt. Die Stadt Timbúktu übernahm endlich die Rolle von Gana und wurde das Hauptemporium Westafrikas, während Gana als Handelsstaat immer mehr sank, bis es nach dem 16. Jahrhundert ganz verschwand. Timbúktu wurde bis in die neueste Zeit für eine glänzende Handelsmetropole gehalten, ist aber heute ein keineswegs bedeutender Ort mit schwachem Handel. Ein anderes großes afrikanisches Reich war Mali (Melli, Malli). Im Jahre 1073 drangen die fanatischen Muhammedaner Al-Morabitûn (die Almoraviden) in ihrem Glaubenseifer von Marokko aus auch nach dem Sudân und bekriegten die damals blühenden Reiche Mali und Gana. Die Almoraviden waren es auch, welche die Kenntnis dieser Negerreiche des centralen Afrika nach Spanien gebracht haben. In Cordova schrieb einer der gelehrten Araber, Obeid el Bekrî, im Jahre 1067 die erste Geographie der Negerländer unter dem Titel: „Das Buch der Wege und Königreiche", welches eine der besten geographischen Arbeiten aus dem Mittelalter ist. Aus dem Werke Bekris erfahren wir, daß zu jener Zeit aller Handel aus den Negerländern nordwärts über den Nigirstrom durch die Wüste Sáhara und über die wenigen Oasen nach den dattelreichen Ländern am Südfuße der Atlaszone, nach Tafilelt und Sigilmessa ging, welches die Almoraviden gleichfalls erobert hatten (s. Bild).

Auf dem Territorium des Sudân gaben die Araber den Flüssen, die sie kennen gelernt hatten, überall den Namen Nil; so kannten sie zum Beispiel einen Nil von Gana, einen Nil des Sudân u. a. m. Den Nigir dachten sie sich mit dem Senegal vereinigt und nach Osten strömend. Alle Flüsse hatten einen gemeinsamen Ursprung, den Kura-See, von dem ab man sie nach allen Richtungen strömen ließ. Unter den arabischen Geographen, welche das Gebiet des Sudân beschrieben, ist einer der hervorragendsten Abû Abdallâ Muhammed ben Muhammed Idrîsî (1099 bis 1186), von welchem noch zwei Kartenbilder erhalten sind. In der Mitte von Afrika erscheint das Quomr-(Mond-)Gebirge, aus welchem je fünf Quellen in zwei Seen zusammenfließen. Diese beiden Seen vereinigen sich

durch je drei Abflüsse in ein einziges Becken, dem gegen Norden der eigentliche Nil, gegen Westen der Nil von Gana (Wangara) entströmt. Dieses Bild des Idrîsî wurde die Grundlage für viele Karten der folgenden Jahrhunderte. Von großem Belange für die Geographie des dunklen Kontinents waren die Angaben des Abulfedâ (1273—1332), welcher ein bedeutendes Werk schrieb, das aus 28 geographischen Tafeln bestand, von welchen die Tafeln 3 und 4 Afrika und die Länder der Schwarzen enthalten. Einer der berühmtesten arabischen Geographen ist auch Alhassan ibn Muhammed Alwassan, bekannt unter dem Namen Leo Africanus (1492—1526), der in Granada geboren, in Fâs seine gelehrten Studien gemacht und von den marokkanischen Fürsten als Gesandter an die Könige Innerafrikas geschickt wurde, als welcher er auch Gelegenheit hatte, zweimal nach Timbúktu zu reisen und das Reich Bórnū zu besuchen. Im Jahre 1517 wurde er in Nordafrika von Europäern entführt und als Sklave nach Rom verkauft, wo ihm Papst Leo X., seine Bildung erkennend, die Freiheit schenkte. Zu Rom arbeitete Leo Africanus auch sein Hauptwerk aus, das stets als eine äußerst glaubwürdige Quelle angesehen wurde. Ein anderer Araber, Ibn Batûtâ aus Tanger, ging gleichfalls als Gesandter des Sultans von Marokko nach Timbúktu, besuchte auch Mali, Gogo (Kaukau) am Nigir und beschrieb seine Wanderungen auf das sorgfältigste.

Die Kosmographen des Mittelalters haben das überkommene Wissen des Altertums und der Araber nicht erhalten noch gepflegt. Ihnen galt das Innere Afrikas, aber auch die Regionen des Sudân als „partes terrae fervore solis torridae et inhabitabiles“. Die Länder bergen nach ihren Lehren „solitudines inaccessibiles quae basiliscos serpentes, dracones et struthiones creant.“ Das Innere des Kontinents enthielt feuerspeiende Berge, wilde Ungetüme, ist mit Schlangen erfüllt u. dgl. m. Auch einäugige Menschen, Anthropophagen, Menschen mit einem Auge in der Brust, ferner Leute, „qui quaternos habent oculos“, „qui unicruri sunt“ u. a. m. Die Geographen helfen sich einfach durch die Erklärung: „deserta incognita nobis“, wenn sie die Landschaften des Sudân beschreiben sollen. Die ersten Europäer, welche wiederum Nachrichten über den Sudân gebracht, waren die Italiener. Ihre Kaufleute konnten sich schon frühzeitig mit einem hohen Grade von Sicherheit an den afrikanischen Gestadeländern des Mittelmeeres bewegen, trieben mit venetianischen Waren Handel im Nilthale, waren sogar bis in die Hinterländer von Abessinien gekommen und hatten sich dort niedergelassen. Ein Italiener, Benedetto Dei, sagt direkt, er selbst sei in Timbúktu gewesen. Ihre Kartenbilder füllten die Italiener allerdings noch immer mit Daten, die die Araber über das Innere Afrikas ermittelt, aus, wie z. B. die Gebrüder Pizzigani (1367), Andrea Bianco u. a. m. Eine überaus reiche Fülle geographischer und ethnographischer Details weist das berühmte Afrikabild des Venediger

Kamaldulensermönches Fra Mauro auf; indessen entstammen alle wichtigen Daten, welche den Sudân betreffen, arabischen Quellen.

Auf die Entdeckungen der Portugiesen übte ein gewichtiger Umstand im 15. Jahrhundert mächtigen Einfluß. Die kühnen Seeleute Lusitaniens drangen an der Westküste Afrikas von Jahr zu Jahr weiter nach dem Süden vor. Als Prinz Heinrich, der Seefahrer, das Entdeckungswerk leitete, war es besonders das Land des sagenhaften Erzpriesters Johannes, welcher in Abessinien angeblich in Glanz und Herrlichkeit residieren sollte, welches die Seefahrer mächtig anzog. Der Infant trachtete demnach mit allem Eifer, dieses christliche Negerreich zu entdecken. Als man Senegambien erreicht hatte, wo so viel Gold gewonnen wurde, und den mächtigen Senegal in den Ocean münden sah, dachte man, das Reich des Erzpriesters Johannes könne auf diesem Wasserwege gefunden werden. Der Infant hatte an den Küsten Eingeborene einfangen lassen und suchte von ihnen Angaben über die Binnenräume Afrikas zu erhalten. Diese Erkundigungen im Vereine mit andern, welche der Infant in den afrikanischen Hafenstädten des Nordens hatte sammeln lassen, ermöglichten es, manche Daten über das Innere des Kontinents zu registrieren und den Seefahrern häufig Angaben zu machen, die dann bestätigt wurden. Die Portugiesen ließen sich übrigens auf eine Eroberung oder Occupation der Gebiete des Sudân nicht ein; sie eilten nach Indien und behielten nur die für sie wichtigen Küstenpunkte am afrikanischen Kontinente für sich. Ein Beweis, wie wenig man sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts um die Topographie der Regionen des heutigen Sudân von seiten der Europäer gekümmert, ist der Umstand, daß man z. B. den Unterlauf des gewaltigen Nigir und seine Mündung bis in den Beginn unseres Jahrhunderts gar nicht gekannt hat.

Die Kartographen des 16. Jahrhunderts, vor allen Mercator, Ramusio u. a., verlegten sich auf die Kritik des vorhandenen Wissens über das Innere Afrikas. Was half aber die Kritik ohne neue berichtigende Daten? So kam es, daß man z. B. den Nigir unter dem Äquator entspringen ließ. Die Kartenbilder aus dieser Zeit bis herab auf De l'Isle und D'Anville (1720—1750) wiesen auf dem Territorium des Sudân zwei große Wasserbecken auf: ein östliches ca. unter dem 40. Meridian von Ferro, den Lacus Borno, und ein westliches etwa am 20. Meridian, den Lacus Guarda. Südlich vom Lacus Borno findet sich auch ein Lacus Niger. Diese Wasserbecken verbindet von Osten nach Westen strömend der Niger Flumen. Es gab in seinem Flußgebiete ein Reich Tombut, Cassena, Senega, Cano, Cago, Gangara, Zanfara, Borno, Temian, Mebra u. a. m. Die Gegend zwischen dem Lacus Borno und Guarda wurde für sehr goldreich gehalten. Der Nigir und Senegal waren miteinander verbunden; hielt man sie ja doch bis auf Mungo Park für identisch. Erst

dieser große britische Reisende hat die so wichtige geographische Streitfrage aufgeklärt. Mit Bourgignon d'Anville hatte die kritische Kartographie von Afrika begonnen. Auch die Topographie des Sudân erfuhr durch den französischen Geographen eine Verbesserung. Vor allem wurde Bórnū weiter nach dem Westen gerückt. Mit der Veränderung der Lage des Mondgebirges und der Nilquellen, welche Anvilles Vorfahren ganz nach dem Süden gedrängt, war auch für die östliche Begrenzung des Sudân ein Vorteil erwachsen. Der Lacus Guarda verschwand nach und nach von den Karten.



Fig. 4. Mungo Park.

Im Jahre 1788, wo zu London die African Association begründet wurde, entwarf man den wissenschaftlichen Feldzugsplan gegen den Sudân. Seit dieser Zeit treten bestimmte Angriffspunkte des Forschungswerkes auf und zwar im Westen, Süden, Norden, Osten. Vom Westen her wurden die Forschungsreisen nach dem Sudân durch die glänzende Thätigkeit des Schotten Mungo Park (Fig. 4) eröffnet. Er war der erste Europäer, der mit bedeutendem Erfolge dem Ungemach der Reisebeschwerden und dem verderblichen Klima trotzte. Mungo Park studierte in Edinburg Medizin, und nachdem er eine Zeit lang Hilfswundarzt in Indien gewesen, erhielt er

von der African Society zu London den ehrenvollen Auftrag, eine Reise in das Innere Afrikas zu unternehmen. Auf die Entdeckung des Nigirlaufes war von der genannten Gesellschaft ein Preis ausgesetzt worden. Die Feststellung des Laufes des Nigirstromes war für die damalige Zeit eine brennende Frage. Die glückliche Lösung derselben konnte von weitreichendster Bedeutung sein für Handel und Civilisation. Major Houghton, der unglückliche Vorgänger Parks, hatte auf einem Zug nach dem Innern das Leben verloren. Mungo Park verließ im Mai 1795 England und landete Ende Juni desselben Jahres am nördlichen Ufer des Gambia. Von Pisania, einer Faktorei am Unterlaufe des Gambia, begann Parks Zug nach dem Binnenterritorium. Durch die waldreiche und fruchtbare Landschaft Wulli gelangte der Forscher nach Bondu und Kurkurani unweit des Falemé. Begleitet war Park von zwei Dienern, deren einer englisch und die Mandínkasprache sprach. Die Landschaft Bondu bewohnt das Volk der hellfarbigen Felâta oder Fúlbē, das äußerst betriebsam ist und namentlich die Viehzucht in hohem Grade kultiviert. Ende Dezember verließ der Reisende Bondu, wo er gut aufgenommen worden war, und wandte sich nach dem Königreiche Kadschaga und Kasson. Die Hauptstadt des letztern ist Kuniakari. Hier wurde Park vom Beherrscher gleichfalls freundlich aufgenommen. Mitte Februar gelangte er nach dem Reiche Kaarta, in dessen Hauptstadt Kemmu er geraume Zeit verweilte und freundlich empfangen worden war. Man riet dem Reisenden, hier wegen des Krieges mit Bámbara einen Umweg durch das maurische Reich Ludamar nach dem Nigir zu machen. Park reiste zumeist in der Nacht, da die Gegend von maurischen Räubern unsicher gemacht wurde. Hier konnte er wahrnehmen, wie in den Grenzländern des Sudân mit maurischer und Negerbevölkerung die erstere social hochgestellt ist und diesen Vorrang gegenüber den Schwarzen auf niedrige Art ausbeutet. In der Stadt Dschumba entließ der Reisende einen seiner Diener und in der Folgezeit begann eine förmliche Leidensgeschichte für den wackern Schotten, indem er nicht nur von den Mauren geplündert, sondern auch allüberall mißhandelt wurde. Er entschloß sich daher, Anfang März in der Nacht zu entweichen und in Begleitung nur eines Sklaven seinen Marsch fortzusetzen. Ludamar beherrschte König Ălī, welcher Park in seinem Lager bei Benaum empfing. Park schildert in drastischer Weise diese Audienz. Er mußte die ihm vom König angewiesene Wohnung mit einem Wildschweine teilen. Dabei wurde er von den Mauren unablässig gequält. Nicht genug, daß er seine Strümpfe ablegen mußte, damit ihn die Neugierigen ganz genau besehen könnten, er mußte auch Rock und Weste ausziehen, damit die Mauren sähen, wie er sich ankleide. Vom Mittag bis zum Abend hatte er oft nichts weiter zu thun, als sich aus- und anzukleiden, auf- und zuzuknöpfen. So verlebte er in Benaum einige Wochen in peinlichster Qual

und wurde dazu auch von heftigem Fieber ergriffen. Nach mühsam erlangter Gesundheit und nachdem er König Alī auf einem Kriegszug begleitet, entschloß sich Park, in der Nacht mit Gewalt seiner Gefangenschaft zu entrinnen. Unter mannigfachen Gefahren und von den Mauren gänzlich ausgeplündert gelangte der mutige Reisende nach der Stadt Kora im Gebiete der Bámbara. Über Wassibu, Murdschi langte er endlich zu Segú am Nigir ein. Der Reisende beschreibt den Augenblick, da er den Strom erschaut, mit lebhafter Befriedigung und Freude. „Als wir uns der Stadt näherten," schreibt er, „erboten sich einige Flüchtlinge aus Kaarta, die mich früher wohlwollend behandelt hatten, mich dem Könige vorzuführen. Wir gingen über feuchten Sumpfboden dahin, und als ich mich nach dem Flusse umsah, rief einer meiner Begleiter: ‚Seht das Wasser!‘ (Geo affili!) Ich blickte auf und sah mit unendlichem Entzücken den großen Gegenstand meiner Sendung, den majestätischen Nigir, den ich seit so langer Zeit gesucht. Breit wie die Themse östlich von Westminster, funkelte er in den Sonnenstrahlen und strömte langsam gegen Osten. Ich eilte an das Ufer, trank von dem Wasser und hob meine Hände gegen Himmel, um dem Lenker aller Dinge inbrünstig zu danken, daß er meine Anstrengungen mit einem so vollständigen Erfolg gekrönt."

Von der Stadt Segú entwarf Mungo Park ein lebensvolles Bild. Dieselbe liegt auf beiden Seiten des Nigir, welcher hier den Namen Dscholiba führt, ist von Mauern umgeben und hat viereckige, weißgetünchte Häuser. Der König residiert auf dem rechten Ufer des Nigir. Der Verkehr zwischen beiden Teilen der Stadt wird mittelst Fähren bewirkt. Der König von Segú nahm Park nicht gerade freundlich auf, wiewohl er von der Einwohnerschaft gütig behandelt wurde. Nach kurzem Aufenthalte in der Stadt wandte sich der Reisende den Strom abwärts nach Sansanding, einem bedeutenden Marktplatze am Nigir. Von allen Hilfsmitteln entblößt, sah Park bald ein, daß es ein thörichtes Beginnen wäre, noch weiter flußabwärts nach den unbekannten Ländern zu bringen, und entschloß sich zur Rückreise. Auch hatten heftige Fieberanfälle seine Gesundheit außerordentlich geschwächt. Der äußerste Punkt, den er erreicht, war die Stadt Silla am rechten Ufer des Dscholiba. In Silla erfuhr er auch, daß Dschenneh zwei Tagereisen entfernt auf einer Insel gelegen sei, und Timbúktu, die Königin der Wüste, von Dschenneh aus in zwölf Tagereisen erreicht werden könne. Zu Pferde ritt nun der wackere Schotte den Nigir aufwärts an Segú vorbei, die Nachstellungen des Königs der Bámbara fürchtend, und gelangte, von Räubern auch seines Pferdes beraubt, nach Sibidulu, Mansia und Kamalia, wo sein Schicksal eine günstigere Wendung zu nehmen begann, indem er von der Bewohnerschaft wieder freundlich aufgenommen und längere Zeit beherbergt wurde. Über Kinitakuro, Manna, Malacotta gelangte der Reisende wieder an den Falemé. Bald darauf



Fig. 5. Sykomoren (Acer pseudoplatanus).

erreichte er Medina, die Hauptstadt von Wulli, und am 15. Mai 1797 endlich wieder Pisania. Am 22. Dezember betrat er nach einer Abwesenheit von 2 Jahren 7 Monaten wieder englischen Boden.

Nach seiner Rückkehr lebte der Entdecker des Nigir wieder geraume Zeit als Arzt in einem schottischen Städtchen, bis ihn im Jahre 1799 der Präsident der African Association, Sir Joseph Banks, einlud, sich an einer Expedition zur Erforschung und Beschiffung des Nigir zu beteiligen. Er willigte ein und am 8. März 1805 landete die Expedition auf den Kapverdischen Inseln. Sie bestand neben Park aus dessen Schwager Anderson, einem Maler Scott und vier englischen Zimmerleuten. Auf den Kapverdischen Inseln wurden 36 Artilleristen, zu Kaji am Gambia ein Mandinka-Priester Isaak, der zugleich Kaufmann und Karawanenführer war, zu der Expedition aufgenommen. Am 4. Mai verließen die Reisenden Pisania und gelangten am 28. über Medina nach Badu. Ende Juni desselben Jahres hoffte Park die Landreise überwunden zu haben und sich dann auf dem Nigir einschiffen zu können. Unter unsäglichen Mühen und nachdem die Mitglieder der Expedition durch den Tod decimiert worden waren, langte man am 19. August zu Bamaku am Nigir an. Von der Karawane waren nur noch elf Mann am Leben. Auch Scott war verstorben. Der Nigir hatte bei Bamaku eine Breite von einer halben englischen Meile und bildete eine Reihe von Katarakten. Park hatte sich durch den furchtbaren Zustand, in dem sich seine Karawane befand, nicht abschrecken lassen. Er sandte, nachdem er sich notdürftig auf dem Flusse eingeschifft, seinen Dolmetscher Isaak mit Geschenken an den König der Bâmbara, mit der Bitte, in Sansanding ein Fahrzeug erbauen zu dürfen. Dies wurde zugestanden. Die Fahrzeuge, die man in Sansanding erhielt, waren unbrauchbar, und ebenso war es nicht leicht, ein Schiff von Grund aus neu zu bauen. Park setzte daher aus zwei Kähnen ein Schiff zusammen, das er „Dscholiba" benannte. Dasselbe war $13^1/_2$ m lang, 2 m breit und hatte einen Tiefgang von $^1/_3$ m. Nachdem auch Anderson gestorben war, blieben Park nur ein Offizier und drei Soldaten von den Europäern übrig. Bevor die „Dscholiba" auslief, sandte Park mehrere Briefe nach Europa, und diese waren das letzte Lebenszeichen von dem mutigen Forscher. Isaak hatte Parks Briefe und Tagebuch glücklich nach dem Gambia gebracht. Im Jahre 1806 hatten eingeborene Händler die Unglücksbotschaft nach den englischen Faktoreien in Senegambien gebracht, Park und seine Begleiter seien sämtlich ermordet worden. Auf dieses Gerücht hin wurde der frühere Begleiter Parks, Isaak, von der britischen Regierung ausgeschickt, um über das Schicksal der Expedition sichere Kunde zu bringen. Isaak brachte Anfang September 1811 in der That Nachrichten über Park, sie lauteten aber alle höchst ungünstig. Von Mungo Parks Begleiter auf dem Nigir, Âlī Fatuma, hatte Isaak ein Tagebuch erhalten, das nach

England geschickt wurde und die traurige Wahrheit enthielt, daß die Expedition zu Grunde gegangen war. Von Sansanding waren die Begleiter Parks nach Dschenneh gelangt, mußten sich bei Kabia, Timbúktu und Gurumo gegen den Weg verlegende Kanoes der Eingeborenen mit Gewalt den Weg bahnen. Überdies war die mit Lebensmitteln wohl versehene „Dscholiba“ von feindlichen Fahrzeugen unablässig umschwärmt und belästigt. Ja, ganze Armeen der Fúlbē umgaben die Ufer des Flusses in drohender Haltung. Über Karmasse war man bereits glücklich in das Gebiet der Haússā-Länder gekommen, wo eine kurze Rast gehalten wurde. Park verabschiedete hier Ȧlī Fatuma und segelte den Strom weiter abwärts bis Bussa. Dorthin sandte auch der Fürst des Landes, zu welchem Parks Führer sich begeben, eine starke Heeresabteilung. Bei Bussan ist das Nigir-Bett durch Felsen eingeengt.. Die Soldaten des feindlichen Sultans nahmen hier Aufstellung, bevor Park mit seinen Gefährten die enge Stelle passiert. Als die „Dscholiba“ ankam, wurde sie mit Pfeilen, Lanzen und Steinwürfen heftig angegriffen. Von Parks Leuten wurden mehrere getötet. Die weißen Begleiter Parks suchten sich, unfähig, das schwankende Fahrzeug zu regieren, durch Schwimmen zu retten, ertranken aber im Nigir mitsamt ihrem Chef. Nur ein Sklave war noch im Fahrzeug geblieben; dieser wurde von dem Könige gefangen genommen. Ȧlī Fatuma konnte mit dem gefangenen Sklaven später zusammenkommen und hat die Nachricht von dem Untergange der Expedition aus seinem Munde vernommen. So endete die zweite Reise des mutigen Park. Die Wissenschaft war durch dieselbe um die Kenntnis des Nigirlaufes bis zu seinem Mittellaufe bereichert worden.

In der Folgezeit wurde eine Reihe kleinerer Expeditionen und Forschungsreisen unternommen, deren Ziel aber nur das Gebiet von Senegambien war. Mungo Parks großes Verdienst besteht jedenfalls darin, nicht nur die Südgrenze der Sáhara bestimmt, sondern auch vom Westen den Weg nach dem Sudân eröffnet und die erste genaue Kenntnis des Nigir und damit die des innern Westafrika nach Europa gebracht zu haben. Park unterstützte die von Maxwell aufgestellte Hypothese, daß der Nigir nicht in den Meerbusen von Benin münde, sondern, weiter landeinwärts strömend, sich mit dem Congo vereinige. An einem mächtigen Anziehungspunkte alter und neuer Zeit war Mungo Park leider resultatlos vorbeigefahren. Es war dies die vermeintlich große Stadt Timbúktu. Park hatte bloß deren Hafenstadt Kabara passiert, und es war ihm nicht gegönnt, lag wohl auch nicht in seiner Absicht, die „Königin der Wüste“, die ja den Schlüssel zum Sudân bildet, zu sehen. In Frankreich war das Interesse für Timbúktu ein besonders lebhaftes. Die geographische Gesellschaft veranstaltete eine Geldsammlung, deren Ertrag demjenigen Reisenden zufallen sollte, der bis Timbúktu vorgedrungen wäre. Dies gelang dem

Franzosen René Caillié. Als sechzehnjähriger Knabe hatte er sich bereits nach Senegambien begeben, wo er eine Karawane bis Bondu begleitete. Hier schloß er sich einer englischen Expedition an, und als diese scheiterte, kehrte er nach Frankreich zurück, rüstete sich aber 1824 zu einer neuen Expedition aus, um den ausgesetzten Preis zu verdienen. Am 19. April 1827 ging er von Kakandi am Rio Nuñez aus, durchzog Fûta Dschállo, gelangte, den Oberlauf des Nigir übersetzend, über Wassalah durch die Mandínka-Länder bis Time, wandte sich von da nördlich und gelangte in Begleitung einer Karawane, in einem mächtigen Halbbogen ganz unbekannte Gebiete durchmessend, bis Dschenneh am Nigir. Von hier aus beschiffte er den Strom bis Kabara und gelangte am 20. April 1828 glücklich nach Timbúktu, wo er unerkannt bis 4. Mai verweilen konnte. Diese weite Reise glücklich zurückzulegen gelang Caillié nur dadurch, daß er sich für einen Ägypter ausgab, den die Franzosen geraubt und in Senegambien zurückgelassen hätten. Die Rückreise von Timbúktu nach Europa bewirkte der wackere Franzose durch die Sáhara und Süd-Marokko. Leider hatte er sich seiner Lorbeeren nicht lange zu erfreuen, denn er starb bald nach seiner Rückkehr an einer Krankheit, deren Keim durch die unsäglichen Entbehrungen auf der Reise entstanden war. Caillié ist bis heute der einzige Europäer, der von Süden her Timbúktu erreicht und über Marokko heimgekehrt ist. Die Ermittlung der Topographie im Gebiete des Dscholiba und seines Tributären, des Bachoi, haben wir nur Caillié zu danken.

Seit Mungo Parks Reisen war von offizieller Seite zur Erforschung des Nigirlaufes nichts geschehen. Im Jahre 1860 machte nun der französische Marineoffizier Eugène Mage als Adjutant des Gouverneurs der senegalensischen Ansiedlungen, Generals Faidherbe, eine Reise in die Grenzgebiete des Sudân, nach Tagant oder Tagânet. Der vorerwähnte General Faidherbe, der zur Hebung der französischen Kolonie am Senegal so viel beigetragen, bewog auch im Jahre 1860 den Lieutenant der senegalensischen Spahis, Aliûn Sal, eine Reise nach Timbúktu anzutreten und, wenn ihm das gelungen, sich nach Algier zu wenden. Aliûn Sal, ein gebildeter und unternehmender Mann, gelangte glücklich bis nach Biru oder Wallata, wurde aber auf dem Wege nach Timbúktu als französischer Offizier erkannt und gefangen genommen. Mit Mühe entkam er und kehrte an den Senegal zurück. Glücklicher waren im Jahre 1863 der schon erwähnte Marineoffizier Mage und der Marinearzt Dr. Quintin, welche zur Erforschung des Nigirlaufes abgeschickt worden waren. Im Oktober 1863 verließen sie St. Louis am Senegal und zogen längs dieses Flusses nach Medina, dann an die Guina-Fälle des Senegal, von hier ab durch ein überaus fruchtbares Gebiet bis Bafulabe, am Zusammenflusse des Bafing mit dem Bachoi. Im Lande Bafing verließ die Expedition das Thal des Senegal und zog durch das Land der Málinka bis Morena,

überall eine besondere Fruchtbarkeit der Gegend beobachtend. Der direkte Weg von hier nach dem Nigir war leider verlegt und daher sahen sich die Reisenden genötigt, ganz Fula-Dugu, ein gebirgiges und menschenleeres Gebiet, zu durchmessen. Hierauf wandten sie sich nach Kaarta, das Mungo Park zuerst betreten, und von hier durch die fruchtbaren Provinzen des Reiches Segú nach Jamina, der zweiten Hauptstadt des Königreichs Segú. Die Landschaft war von Bámbara- und Soninka-Negern bewohnt. Jamina selbst bewohnen zum größten Teile Soninka, ein friedliebender Stamm, dessen Angehörige den Krieg verabscheuen und in offenen Dörfern wohnen. Von Jamina wurde zu Wasser die Kapitale erreicht. Der Nigir ist hier während des geringen Wasserstandes nur für Kähne passierbar. Mage war im Februar 1864 zu Segú angekommen, nachdem er auch auf seiner Stromfahrt den von Mungo Park besuchten Ort Sai berührt. Sultan Áhmadu, ein Sohn des berühmten Hâdsch Ómar von Segú, empfing den französischen Reisenden wohlwollend, wie er denn seither ein Freund der Franzosen geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Mage unternahm mit ihm einen Kriegszug gegen aufständische Unterthanen. Des Sultans Kerntruppen bestanden aus einer Art Priester-Krieger, den Talibes, welche vor Beginn des Kampfes den Schlachtgesang anzustimmen pflegen. Mage, welcher an der Eroberung der Stadt Togu mit den Truppen Áhmadus teilgenommen, wurde von dem Volke gleich den anderen siegreichen schwarzen Soldaten gefeiert. Ein anderer Raubzug Áhmadus gegen Sansanding, an welchem Mage in Begleitung der Truppen des Königs gleichfalls teilgenommen, endigte unglücklich. Áhmadu und Mage gerieten in Lebensgefahr. Mage und Quintin hatten ein volles Jahr bei Áhmadu zugebracht; nun dachten sie an die Abreise. Mit dem Beherrscher von Segú hatten sie einen Vertrag geschlossen, demzufolge die Leute des Gouverneurs von Senegambien gegen Entrichtung der Karawanen-Durchzugsgebühren überall im Reiche Áhmadus unter dem Schutze der Regierung sich bewegen durften. Auch sollte die Kommunikation nach den Faktoreien am Senegal und nach Fûta-Dschállo offen erhalten werden. Vor seiner Abreise erfuhr Mage noch die Nachricht von einem unglücklichen Zuge Hâdsch Ómars gegen Timbúktu. Mage und Quintin verließen Anfang Mai 1867 Segú-Sikoro und gelangten, auf demselben Wege, auf dem die Hinreise gemacht worden war, zurückkehrend, Ende Mai nach St. Louis. Mit Recht durfte Mage von sich behaupten, er sei seit Mungo Park der erste Europäer gewesen, welcher über die merkwürdigen Verhältnisse des westlichen Sudân berichtet habe.

Den südwestlichen Teil des Sudân hatte auf seiner Reise im Jahre 1868 der Neger Benjamin Anderson besucht, ein gebildeter Mann, dessen wissenschaftliche Thätigkeit auf dieser Reisetour von reichem Erfolge begleitet war. Mitte Februar 1868 brach Anderson von Monrovia, der

Hauptstadt der Negerrepublik Liberia, auf und zog in nordöstlicher Richtung durch die Ortschaften der Dei, eines ehemals mächtigen Negerstammes, und gelangte nach Vaporu und Totoquella, den Städten des Königs Momoru. Die erstere Stadt mag an 10 000 Einwohner zählen. In der Nähe derselben bildet der St.-Paul-Fluß bedeutende Wasserfälle. Durch das Gebiet des Pessi-Stammes und jenes der Deli gelangte er zu der betriebsamen Stadt Zolu. Das Volk der Buzi, dessen Gebiet Anderson hierauf durchmaß, schildert er als ein höfliches, empfängliches Völkchen, das auf Reinlichkeit besonders viel halte, eine unter den Negern selten vorkommende Tugend. Bochasah, Wymar-Bousie sind Städte im Stromgebiete des St.-Paul-Flusses, der hier wieder Wasserfälle bildet. Anderson überschritt den Kong (Kong bedeutet Gebirge) und erreichte Musardu im Lande der Málinka. Die letzteren schildert er als mehr dem Handel denn der Landwirtschaft zugethan. In Musardu sind die beliebtesten Handelsartikel Gold, Pferde und Sklavinnen.

Vom Westen her hat also mit Ausnahme des unglücklichen Mungo Park und Cailliés kein Forschungsreisender das eigentliche Gebiet des Sudân betreten. In neuester Zeit haben die Franzosen wieder der Erforschung des Nigir, mehr aber der Sicherung und Ausbreitung ihrer Handelsbeziehungen das Augenmerk zugewendet. Es ist die Anlage der Eisenbahn nach dem Sudân, zu deren Vorarbeiten im französischen Parlamente mehrmals hohe Beträge votiert wurden. Allein die Expeditionen, die abgeschickt wurden, wie jene Kapitän Gallienis (1879), erreichten zwar Segú, aber ein halbwegs sicherer Verkehr nach den Sudânländern am obern Nigir ist wegen der räuberischen Bámbaras bislang eine Unmöglichkeit. Einen eminenten wissenschaftlichen Erfolg errangen zwei Handlungsreisende, Zweifel und Moustier (1880), denen es gelungen ist, die Quelle des Dscholiba aufzufinden. Vom Süden her wurde von keinem Reisenden die Landschaft von Oberguinea ihrer ganzen Breite nach durchmessen, so daß er die Hinterländer von Aschanti oder Dahomé betreten hätte. Baseler Missionäre, welche längs des Volta bis zur bedeutenden Handelsstadt Selga oder Selaga gekommen waren, sprechen sich in lobenden Ausdrücken über die Gegend, die Bevölkerung und die Möglichkeit einer Reise in das Binnenland aus. So viel ist sicher, daß von Norden her, also aus der Landschaft Moasina, weiße Händler wiederholt bis Selga gekommen sind. Die Gegend scheint also nach dem großen Bogen des Nigir zu offen zu sein. Dem von der Küste kommenden Reisenden macht die Beschaffung der Milchkühe keine geringe Mühe, ohne deren Vorhandensein die Missionäre die Herstellung frischer nahrhafter Kost äußerst beschwerlich fanden. Hier ist entschieden der Weg nach den Territorien des westlichen Sudân, die für die Wissenschaft heutzutage zum großen Teile noch terra incognita sind.

Eine bedeutende Straße führt vom Süden her entlang der großartigen Verkehrsader des Nigir nach den Regionen des Sudân. Es ist schon erwähnt worden, daß der Entdecker des Nigirstromes, Mungo Park, an die Vereinigung des Nigir mit dem Congo geglaubt hat, respektive die Mündung des Congo als jene des Nigir anzusehen geneigt war. Um diese Frage zu entscheiden, veranlaßte der gelehrte Engländer Barrow im Jahre 1816 die Expedition des Kapitäns Tuckey, die indessen die Frage nicht gelöst hat. Tuckey fand, daß der Congo in seinem Unterlaufe nach dem Norden sich wende. Dieses war eine sehr wichtige Beobachtung, die nach Tuckey auch auf den Karten Platz gefunden, von denselben aber später ohne Grund verschwunden war. Tuckeys Expedition kehrte an den Stromschnellen des Congo um. Das Problem der Nigirmündung, welche 1826 Vidal untersucht, lösten in glänzender Weise die Gebrüder Richard und John Lander durch ihre Fahrten auf dem Strome. Schon im Jahre 1808 hatte Richard den River Formosa für die Mündung des Nigir gehalten, Major Laing und Kapitän Clapperton waren geneigt, den Volta als Ausmündung des großen afrikanischen Gewässers anzusehen. Richard Lander war ein Diener Clappertons auf dessen Reisen nach Centralafrika und ging im März 1831 mit seinem Bruder von der Küste aus nach Joruba und erreichte Bussan am Nigir, später Funda, wo beide gefangen und an Sklavenhändler abgeliefert wurden. Am Kap Formosa wurden sie von einem Landsmanne ausgelöst und kehrten nach England zurück. Die Mündung des Nigir war auf dieser Reise gefunden worden. Im Herbste 1832 machten die Brüder Lander, von Laird, Allen und Oldfield begleitet, auf drei Dampfschiffen eine zweite Tour und drangen bis Eboa vor. Ihr Hauptziel war diesmal, mit den Eingeborenen Handelsbeziehungen anzuknüpfen, was indessen nicht erreicht werden konnte. Richard Lander erkrankte auf dieser Reise und kehrte nach der Küste zurück. Auf einer dritten, im Juli 1833 unternommenen Reise drang Lander und Oldfield auch in den Benuë ein. Ersterer verwickelte sich auf diesem Zug in Kämpfe mit den Eingeborenen, wurde verwundet und starb 1834 auf der Insel Fernando Po. Allen hatte auf dieser Reise die erste Aufnahme des Nigir von der Mündung bis Rabba ausgeführt. Unter den folgenden Erforschern des afrikanischen Riesenstromes ragt Kapitän Beecroft hervor, welcher 1840 namentlich das Nigirdelta sorgfältig erforschte, ferner Kapitän Trotter im Vereine mit den Naturforschern Dr. Vogel und Dr. Roscher. Beecroft soll es auf einer seiner Nigirfahrten gelungen sein, sich der Stadt Timbúktu bis etwa auf 65 Kilometer zu nähern. Die Fahrten gewannen an besonderer Bedeutung, als der berühmte Dr. Heinrich Barth 1851 den Mittellauf des Benuë in Àdamaúa entdeckte.

Einen großen Aufschwung nahm übrigens die Erforschung des Nigir seit der Thätigkeit des Schotten Dr. Balfour Baikie (Fig. 6). Auf

August Petermanns Betreiben wurde dieser unternehmende Mann ausgesandt, um den Benuë zu erforschen. Mit dem Dampfer „Plejade" fuhr er 1854 den Nigir hinauf bis zur Einmündung des Benuë und gelangte mit seinem Schiffe bis unweit Jola in Âdamaúa, etwa 6400 km von der Meeresküste, 60 Meilen weiter, als bisher europäische Schiffe in das Innere Afrikas vorgedrungen waren. Nicht so sehr die Anfechtungen von seiten der Anwohner des Flusses, als vielmehr die übernommene Verpflichtung, die Reise in einem Sommer zu beendigen, zwangen Baikie zur Rück-

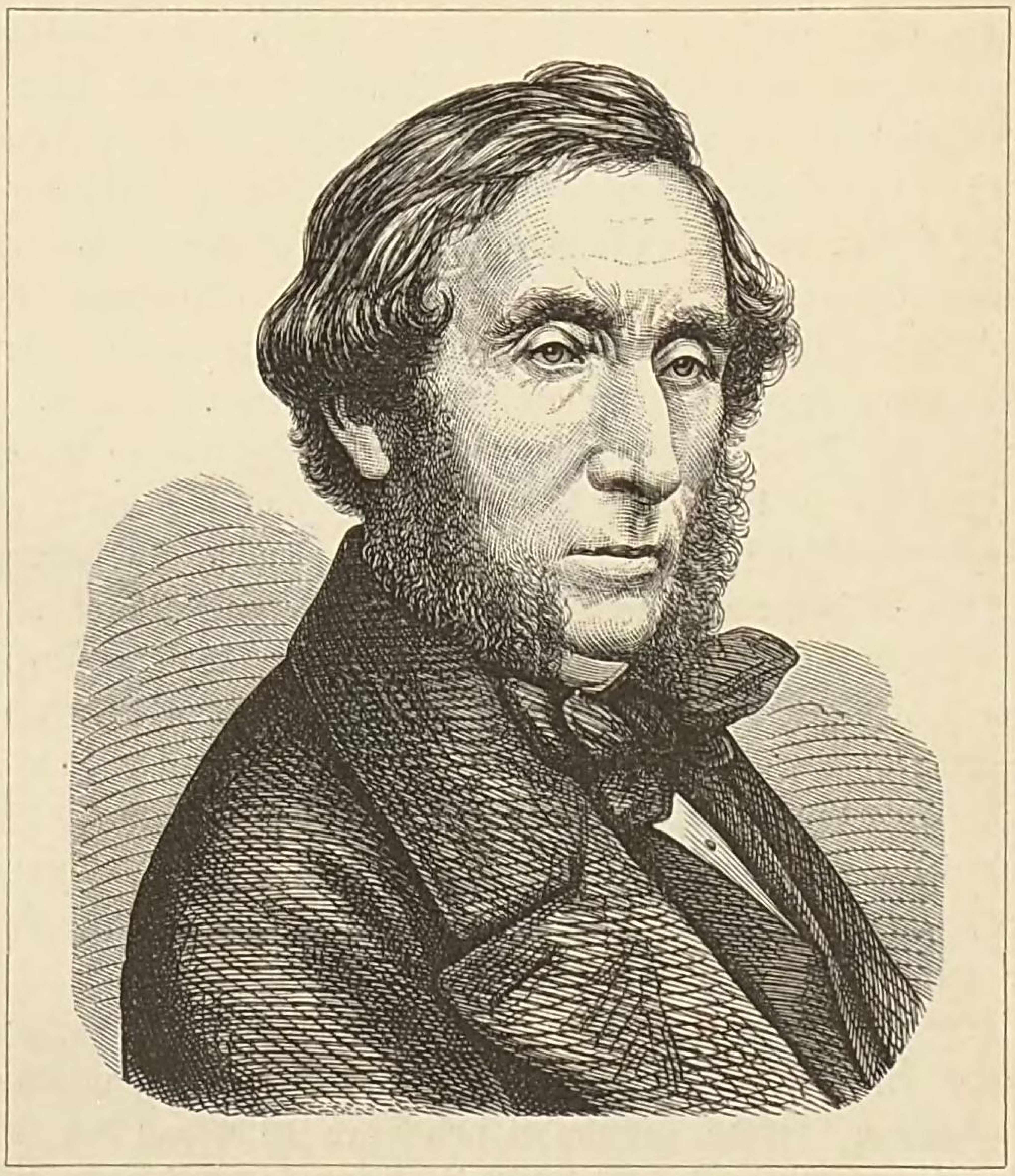


Fig. 6. Dr. Balfour Baikie.

fahrt nach Fernando Po. Das Resultat dieser Reise war eine genaue Aufnahme des Tschadda (Benuë) und der Beweis, daß es gelingen könne, zu Schiffe in das Innere des Kontinents zu bringen, wenn man sich durch täglichen Genuß von Wein und Chinin gegen das im Mündungsgebiete des Nigir herrschende mörderische Klima gewappnet. Im Jahre 1857 unternahm Baikie mit dem Dampfer „Dayspring" eine neue Reise in den Braß River und Nun, gelangte über Abo nach Onitscha, einer gut bevölkerten Stadt, in deren Nähe eine Faktorei und eine Mission angelegt wurde. Bei Rabba scheiterte leider der Dampfer. Dr. Baikie mußte nun ein volles

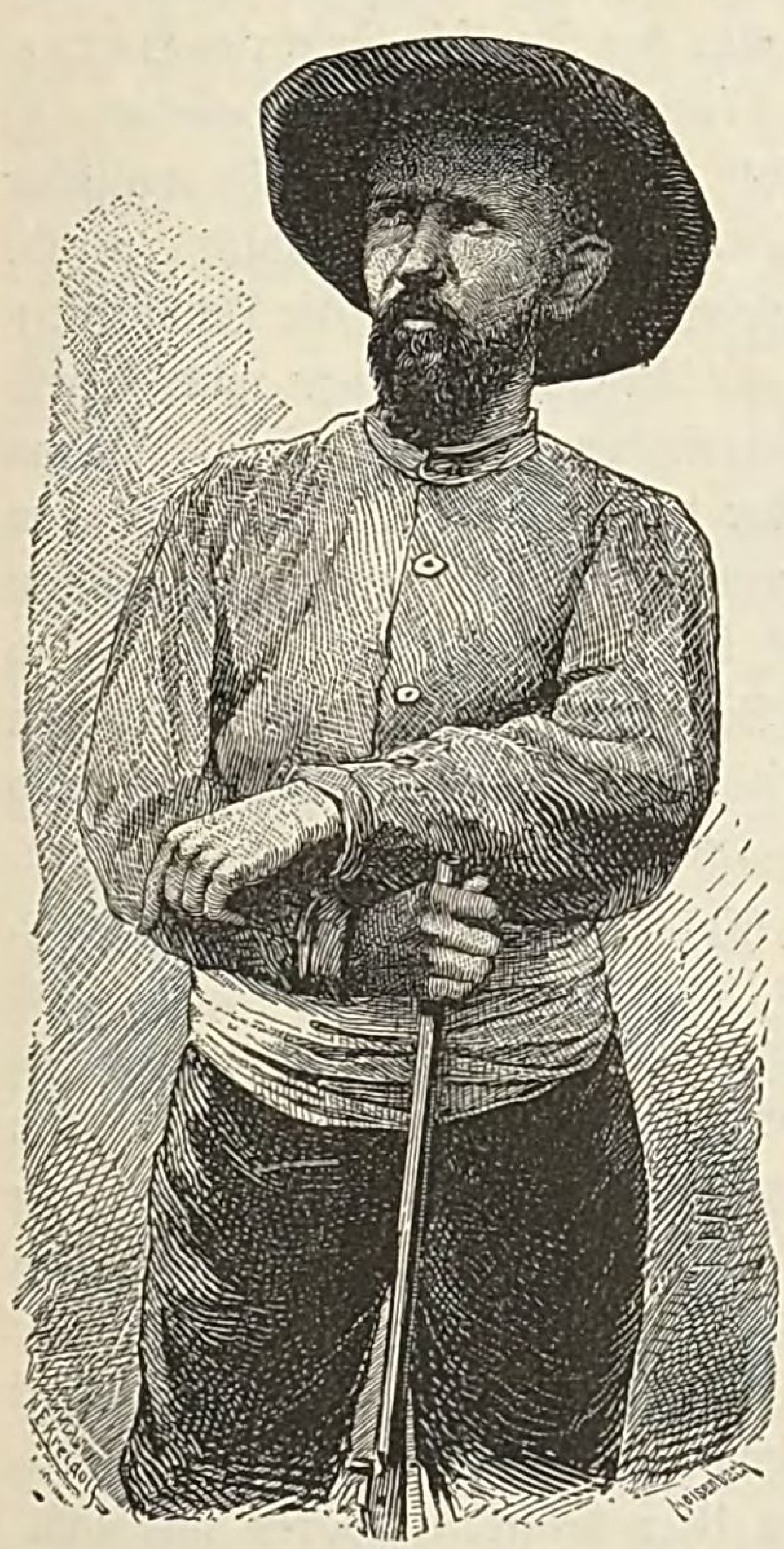
Jahr in Rabba verweilen, während dessen er verschiedene kleinere Exkursionen in die Umgebung der Stadt ausführte. Der Negerbischof Crowther und der Lieutenant Glover hatten sich der Expedition angeschlossen. Als man die traurige Wahrheit einsah, daß der Nigir von der Mündung an nur bis Rabba schiffbar sei, weiter aufwärts aber Stromschnellen und Felsenengen jede Schiffahrt unmöglich machen, ging Glover zu Lande vorwärts, fand die Nigirfälle bei Waru und gelangte bis Wawa und Bussan, jenem Orte, bei welchem der wackere Mungo Park sein Leben verloren. Während May Joruba erforschte, ließ sich Baikie zu Lukodscha im Lande Nufe nieder und trachtete mit den Eingeborenen Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Im Herbste 1858 wurde die Expedition abgeholt und glücklich an die Küste gebracht.

Seither hatten sich in England mehrere merkantile Gesellschaften gebildet, denen allen als Ziel die Ausbeutung des neueröffneten Handelsgebietes vorschwebte. Infolgedessen mehrten sich die Nigirfahrten. Englische Dampfer machten alljährlich wiederholt die Runde, um die entstandenen und immer neu erstehenden Faktoreien zu besuchen. Der unermüdliche Dr. Baikie unternahm im Jahre 1859 eine neue Reise. Mit dem „Investigator" gelangte seine Expedition, an welcher auch Lieutenant Knowles und Burchier teilnahmen, bis in die Breite von Bîda, einer bedeutenden, bei 50 000 Einwohner zählenden Stadt. Lukodscha wurde nun ständiger Handels- und Missionsposten. Dr. Baikie ließ sich hier nieder und entwickelte eine erfolgreiche Thätigkeit für die Kenntnis des Landes, seiner Produkte und für die Herstellung geordneter Verhältnisse in Bezug auf den Handel mit den Eingeborenen, wie auch für die Abschaffung des Sklavenhandels. Mehreremal erging an ihn von seiten der die Station besuchenden Schiffe die Einladung, zurückzukehren; er aber verharrte auf seinem Posten. Im Jahre 1864 konnte er endlich bewogen werden, an die Küste und nach England zu gehen, er starb aber zu Sierra Leone. In ihm verlor die afrikanische Sache einen begeisterten Anhänger. Auch der französischen Regierung war es daran gelegen, den Nigir als Verkehrsstraße zu eröffnen, denn sie hoffte, von Segú bis Timbúktu eine Schiffahrt einrichten zu können. Kapitän Magnan erhielt im Jahre 1863 drei Dampfer, um eine Rekognoszierung des Nigir vorzunehmen. Die Resultate aller folgenden Reisen waren keine namhaften. Eine sehr ersprießliche Thätigkeit entwickelte der Negerbischof Crowther in den Landschaften des untern Nigir. Im Jahre 1870 hatte er über ein Dutzend Inspektionsreisen nach den Missionsstationen gemacht und selbst die Gefahren mehrerer Christenverfolgungen in seinen Gemeinden zu bestehen gehabt. Die Glaubensboten haben hier keine geringe Arbeit, denn die Landschaften am untern Nigir waren und sind wohl auch gegenwärtig noch zum Teile in die allerroheste Barbarei versunken.

Seit Baikies Tod ist für die Erforschung des Nigir nichts Besonderes geschehen. Es finden zwar fast alljährlich kleine Rekognoszierungsfahrten von seiten der Engländer auf dem Riesenstrome statt, allein Entdeckungen von größerer Tragweite wurden auf denselben seither nicht gemacht. Wohl aber nimmt der Handel mit den Anwohnern des Nigir von Jahr zu Jahr einen größern Aufschwung. In allerjüngster Zeit scheint man dem großen Nebenflusse des Nigir, dem von Dr. Barth entdeckten Benuë, welcher eine vortreffliche Kommunikationsstraße nach dem Innern des Kontinents bildet, ein besseres Augenmerk zuzuwenden. Im Jahre 1867 führte Gerhard Rohlfs seine abenteuerliche Fahrt ungefähr von 8° östl. Länge von Greenwich bis zur Mündung desselben aus und setzte seine Forschungen den Nigir aufwärts im Reiche Nufe bis Rabba und Beggi fort, worauf er sich durch Joruba an die atlantische Küste wandte. In den siebziger Jahren waren die Deutschen Buchholz, Lühder und Reichenow ausgegangen, um den Nigir und Benuë zu erforschen. Ihre Bemühungen waren von geringem Erfolge begleitet. In neuester Zeit hatte der französische Offizier Graf Semellé die Mündungsstelle des Nigir zum Ausgangspunkte einer großen Reisetour ausersehen. Er wollte auf dem Benuë bis in die südlich von Âdamaúa gelegenen, uns noch unbekannten Heidenländer bringen. Dem unternehmenden Manne gelang es auch, in Gegenden zu kommen, die von argen Anthropophagen bewohnt sind; doch hier ereilte ihn der Tod, und so blieben seine vielversprechenden Pläne unausgeführt.

Die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland", welche seit der kurzen Zeit ihres Bestandes bereits mehrere schöne Forschungsreisen veranlaßt hat, unterstützt in allerjüngster Zeit einen jungen deutschen Kaufmann Namens Eduard Flegel (s. Fig. 7) bei seinen Forschungen auf dem Nigir und Benuë. Flegel hat die Absicht, den Benuë aufwärts und über Kano nach Kûka zu reisen, und in der Regenzeit die angeblich zwischen dem Schâri und Benuë existierende Wasserverbindung zu untersuchen und festzustellen, ob dieselben vielleicht für kleinere Dampfer fahrbar sind. Vorzugsweise lenkt Flegel auch die Aufmerksamkeit der Industriekreise Deutschlands auf den Handel am Nigir und Benuë. Der Reisende hat auch mehrere kleine Überlandtouren in Nufe glücklich zurückgelegt, so eine von Eggan nach der Landschaft Akoko, und es ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß die Bemühungen des ausdauernden Mannes von reichem Erfolge gekrönt sein werden, wenn er ausgiebig unterstützt wird. Zu seiner beabsichtigten großen Reise nach dem südlichen Âdamaúa hat sich Flegel die Erlaubnis von dem Souverän dieses Felâta-Staates in Sókotō persönlich geholt. Auch hat er das wichtige Handelsemporium Keffi abd-es-Senga besucht. Mitte April 1881 war der Reisende von Sókotō nach Rabba am Nigir wieder zurückgekehrt. Wenn es ihm auch nicht gelungen war, auf dieser Reise die ganze Lücke unserer Kenntnis des Nigirlaufes zwischen der Route Dr. Barths im

Norden und der Gebrüder Lander im Süden auszufüllen, so ist doch die größere Hälfte der unbekannten Strecke von Jauri bis Sai von ihm aufgenommen worden, und auch sonst hat Flegel unsere Kenntnis des bereisten Gebietes auf sehr erhebliche Weise bereichert. Der Sultan Masu von Sókotō, sowie auch jener von Gandu hatten den Reisenden sehr liebenswürdig aufgenommen und behandelt. Von jedem erhielt er ein gutes Pferd als Gegengeschenk und, was sein Hauptzweck war, gute Empfehlungsschreiben für ihre ausgedehnten Territorien. Die Tour nach Âdamaúa legte Flegel über Lafia, Awoi, Wukari, Gangomé nach Kontscha und Jola zurück; von dieser letztern Centrale wollte er auf dem Wasserwege Mao, Kebbi, Tubori-Sumpf, Scherbewuel, Schâri, Tsâd nach Kûka gelangen und nach Europa zurückkehren. Der Mangel an Mitteln zwang Flegel, von Ngaundere, in dessen Nähe er die Benuë-Quellen entdeckt, an die Küste zurückzukehren (1883). Kurz darauf trat er eine zweite Âdamaúa-Reise an. Es läßt sich hoffen, daß der Reisende, wieder einmal im Herzen Âdamaúas angelangt, mit Erfolg zum Schâri oder Congo wird vorzudringen vermögen, was für die Geographie Afrikas von weittragender Bedeutung wäre. Über Ornamentik und Baustil der Afrikaner der Haússā- und Felâta-Staaten hat Flegel bereits wertvolle Notizen nach Berlin gesandt, welche später eingehende litterarische Verwendung finden sollen.


Fig. 7. Eduard Flegel im Reisekostüm.

Den meisten Erfolg errangen diejenigen Forscher, welche von Norden kommend in die Länder des Sudân eingedrungen sind. Hier sind es zwei große Straßen, welche nach dem Sudân führen. Die eine, von Tripolis ausgehend, berührt Fessân, Kawâr und reicht an den Tsâd-See. Als Zweig derselben kann man mit Recht den Karawanenweg über Aïr oder Asben ansehen, welchen seiner Zeit Dr. Barth gewandelt. Die andere mächtige Bahn ist durch den Lauf des Nilflusses vorgezeichnet. Diese letztere wurde bereits von den meisten Reisenden eingeschlagen, weil sie bis in die jüngste Zeit minder gefahrvoll gewesen ist. In neuester Zeit

gelang es auch einem kühnen Reisenden, Dr. Lenz, von Marokko aus den Sudân zu erreichen und zwar auf einem Wege, welchen zum Teil auch der unglückliche Forscher Laing nach Timbúktu zurückgelegt hatte. Den östlichen Teil der Sáhara zu durchmessen und über die Oase Kufra nach Wadâï zu dringen, ist Gerhard Rohlfs, diesem eminenten Meister in der Wüstenbereisung, leider nicht gelungen. Mardochée, ein marokkanischer Jude, der über Arauan nach Timbúktu gereist ist, kann als Forschungsreisender nicht gelten.

Der erste Reisende, welcher von Norden her auf dem Wege über Fessân in den Sudân eingedrungen ist, war der Deutsche Friedrich Hornemann. Wohl hatte schon im Jahre 1788 die African Association in London den Reisenden Lucas, der früher als Sklave, dann als englischer Konsul in Marokko gelebt hatte, mit dem Auftrage ausgeschickt, gerade nach Fessân zu gehen und alles zu berichten, was er über die Landschaften im Norden und Süden, wie auch über die Beschaffenheit von ganz Afrika von Kaufleuten, die afrikanische Binnenterritorien besucht, erfragt, sodann in das Binnenland einzudringen und über den Gambia und die Küste von Guinea wieder zurückzukommen, mit einem Worte, den ganzen afrikanischen Kontinent zu durchqueren. Das Werk blieb unausgeführt. Hornemann brach, von Professor Blumenbach an Sir Joseph Banks empfohlen, im Dienste der englischen afrikanischen Gesellschaft von Kairo aus auf und gelangte bis Murzuq. Ende Januar 1800 brach er mit einer Karawane von Fessân nach Bórnū auf, gelangte auch nach dem Sudân. Doch ist seither von ihm keine Kunde nach Europa gelangt. Er fand ohne Zweifel im Sudân den Tod. Genaue und bestimmte Kunde von den Reisen am Tsâd erhielt Europa erst durch die Expedition Dr. Oudneys, Major Denhams und Lieutenant Clappertons. Sie traten im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in London ihre große Reise an. Von Tripolis ausgehend, gelangten sie durch die Wüste bis Lari, der nördlichsten Grenzstadt Bórnūs, und bald darauf an den Tsâd-See, dessen geographische Länge Major Denham bestimmte. Weit dehnte sich die Spiegelfläche des Sees aus und die sumpfigen Ufer desselben waren mit zahlreichen Dörfern besetzt. Nachdem die Expedition circa 15 geographische Meilen nach dem Süden gezogen war, hatte sie den Waube-Fluß oder den Komadugu, wie er heute heißt, zu überschreiten. Er trägt seine Wasser nach dem Tsâd. Der Marsch der wackeren Briten war nach der Hauptstadt des Reiches Bórnū, nach Kûka oder Kúkaua gerichtet, wo sie vom Sultan freundlich empfangen wurden. Major Denham schloß sich, da der Sultan von Bórnū nicht gestatten wollte, daß die Expedition ihre Reise weiter nach dem Süden, überhaupt über Bórnū hinaus fortsetze, einem Kriegszug gegen die Felâta von Mândara an. Dieser Kriegszug endigte mit einer großen Niederlage der Bornuaner. Major Denham selbst wurde ver-

wundet und geplündert und blieb hilflos auf dem Schlachtfelde liegen. Wäre es ihm nicht gelungen, sich mit größter Gefahr unter dem Bauch eines Pferdes zu verbergen und so den siegreichen Feinden zu entrinnen, wer weiß, welches Ende die Expedition genommen. Denham gelangte jedoch glücklich wieder nach Bórnū, nachdem er von der Guinea-Küste kaum 70 geogr. Meilen weit entfernt gewesen war. Während Denhams Abwesenheit hatten Oudney und Clapperton eine Exkursion nach dem Südosten des Tsâd gemacht und den Schâri untersucht. Nach ihrer Rückkehr nach Bórnū schlossen sich Denham und Oudney einer neuen Expedition gegen Munga, im Westen von Kûka, an. Durch die Landschaft Birni gelangten sie nach Kaleshari und Gumsu und kehrten darauf nach Kûka zurück (1823). Eine dritte Exkursion unternahmen Clapperton und Oudney nach Nufe. Auf der Reise starb Oudney, der sich auf dem Zuge heftig erkältet (1824). Clapperton setzte die Reise nach Kano und Sókotō fort, in welch letzterer Stadt er nahezu zwei Monate verweilen konnte. Diese Reise verdient in der That eine glänzende genannt zu werden, denn noch kein Reisender war so weit in das Binnenland von Afrika gedrungen. Nufe erreichte Clapperton leider nicht. Nach Kûka zurückgekehrt, fand er Denham nicht vor. Dieser hatte Bórnū erforscht und war in der Abwesenheit seiner Begleiter mit Lieutenant Toole, welcher der Expedition nach Bórnū gefolgt war und die Sáharā in 100 Tagen durchschritten hatte, nach dem Sudân des Tsâd in die Landschaft Lógone gezogen. Hier fand auch Toole 1824 den Tod zu Angala. Denham erhielt einen neuen Begleiter in Tyrwit, der später als britischer Konsul in Bórnū verblieb. Beide suchten das Wasserbecken des Tsâd zu umgehen. Indessen gelang ihnen dies nicht und sie kehrten nach Kûka zurück. Mitte Juli verließen die Reisenden den Sudân und langten mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute im April 1825 in England wieder an.

Clapperton hatte sein Leben der Afrika-Forschung geweiht. Mit einer neuen Expedition, begleitet von dem Kapitän Pearce und den Ärzten Dr. Dickson und Morrison, landete er Ende 1825 an der Guinea-Küste, um nochmals nach dem Innern des Kontinents zu dringen. Dr. Dickson gab sich hochfliegenden Plänen hin und hoffte quer durch den Kontinent von Benin aus bis nach Abessinien dringen zu können. Ein frühzeitiger Tod durchkreuzte seine Absicht; Dickson starb in Dahomé, wohin er sich zunächst gewandt und wo er eine freundliche Aufnahme gefunden. Auch Morrison wurde noch an der Küste vom Fieber hingerafft und Pearce starb zu Engua in Joruba. Clapperton war der Glückliche, den die Hand des Todes verschonte. Er drang zunächst durch Joruba und Borgu bis Ejio am Nigir, übersetzte hier den Strom, ohne zu wissen, daß es der Nigir sei, den zu erforschen er sich vorgenommen. Der Nigir hat hier allerdings eine beträchtliche Breite, allein wenn wir hören, daß

z. B. Ströme wie der Benuë an manchen Stellen derart eingeengt sind, daß man sie, wie berichtet wird, überspringen könne, so wundert es uns wohl nicht, daß Reisende oft das Hauptobjekt ihrer Forschung in der Art übersehen konnten. Clapperton gelangte indessen glücklich bis Sókotō, wurde hier aber vom Sultan unfreundlich empfangen. Hier sollte der vielgewanderte Mann seine Tage beschließen. Er war bei seiner Ankunft in Sókotō von den Strapazen der Reise in hohem Grade erschöpft und starb Mitte April 1827. Sein Diener Richard Lander, dessen Fahrten auf dem Nigir wir schon kennen gelernt, begrub Clapperton in ehrenvoller Weise in einem Dorfe in der Nähe von Sókotō und gelangte selbst unter mannigfachen Gefahren durch Nupe und Joruba an die Küste und nach England. Clappertons Zug nach Sókotō haben wir gleichfalls als britische Bestrebung, Timbúktu zu erreichen, anzusehen. Die geographische Lage dieser Stadt war noch nicht genau bekannt und ebenso war der Lauf des Nigir noch nicht genau festgestellt. Karten aus dieser Zeit weisen der Lage von Timbúktu einen nahen Platz an den Haússā-Staaten an. Die Erreichung des heißersehnten Zieles schien nicht so beschwerlich, als sie in der That war.

Auch von Norden her blieb die Erreichung der „Königin der Wüste" nicht unversucht. Im Jahre 1825 unternahm es der britische Major Gordon Laing, der im Jahre 1822—1823 von der Guinea-Küste her eine Reise in das Gebiet der Timani- und Kuranko-Neger ausgeführt, über Rhadames, die wichtige Handelsstadt in der Sáharā, und Ain Salah, jene große, erst von Rohlfs näher erforschte Oase, deren Lage Laing bestimmt hatte, nach Timbúktu zu ziehen. Er erreichte glücklich sein Ziel und es glückte ihm sogar, volle fünf Wochen, vom 18. August bis 22. September, in der Metropole am Nigir zu verweilen. Der Glückliche wandte sich zur Rückkehr, wurde aber zu Arauan, einer Karawanenstation nördlich von Timbúktu, in dem Augenblicke ermordet, als er sein Pferd besteigen wollte. Auch seiner Papiere ist man nicht habhaft geworden.

Bislang dankte man die Kenntnis der innerafrikanischen Regionen fast ausschließlich den Angehörigen britischer Nationalität. Im Jahre 1850 treten Deutsche auf dem Schauplatze der Erforschung Centralafrikas auf, freilich noch in englischem Dienste und mit englischem Gelde.

James Richardson bewog, durch den Erfolg, den ein Brite, Charles Dickson, auf einer Reise in Tripolis errungen, aufgestachelt, die englische Regierung, eine neue Expedition nach dem Sudân auszurüsten. Getreu den englischen Intentionen, deren oberste Norm die Abstellung des Sklavenhandels und die Eröffnung neuer kommerzieller Gebiete war, sollte die Expedition besonders das letztgenannte Ziel verfolgen. An derselben teilzunehmen wurde Dr. Heinrich Barth, welcher auf eigene Kosten eine

Reise zu archäologischen Zwecken durch Nordafrika ausgeführt hatte, und Dr. Adolf Overweg eingeladen. Die Expedition nahm ihren Weg über Tripolis, Murzuq, Rhât, den Dschebel Anahef, Tintelluſt und Agades, und langte 1851, nachdem sie südlich von Aïr Damerghu durchzogen, im Sudân an. In Damerghu kam es beim Weiler Daghelel zu einer Trennung der Reisenden, die untereinander ausgemacht hatten, Anfang April desselben Jahres in Kûka zusammenzutreffen. Richardson wandte sich nach dem Südosten, erreichte aber die Hauptstadt Bórnūs nicht, denn er erlag den Strapazen zu Ngurutua Ende Februar 1851. Dr. Barth und Overweg waren nach dem Südwesten gezogen, trennten sich bald, indem Overweg nach den südwestlichen Landschaften Bórnūs zu ziehen beabsichtigte, während Barth sich nach Kûka wandte und zwar über Katséna und Kano, wo er einen längern Aufenthalt genommen. In Kûka selbst blieb Dr. Barth nicht unthätig, sondern hatte zuerst einen Ausflug nach Ngornu an den Ufern des Tsâd unternommen, wo er die Buduma, die Bewohner der Tsâd-Inseln, erforschte. Auch Overweg wandte sich nach dem Tsâd und erforschte eingehend alles, was auf die Natur des Süßwasser-Sees und seiner merkwürdigen Bewohner Bezug hatte. Dr. Barth wandte sich hierauf nach dem Süden und führte seine hochwichtige Reise nach Âdamaúa aus. Er durchzog zunächst die Landschaft Marghi, und nachdem er einen waldigen Grenzsaum durchmessen, gelangte er nach den freundlichen Gefilden von Âdamaúa (Juni 1851). Am 18. Juni erblickte er zum erstenmal das Bett des gewaltigen Benuë, der an der Stelle, wo Barth seine Ufer betrat, mit dem Paro zusammentrifft und bei einer Tiefe von $3^1/_2$ m in der trockenen Zeit 1200 Schritte breit ist. Am 20. Juni betrat Barth Jola, die Hauptstadt des Landes, und kehrte auf demselben Wege, den er gekommen, wieder nach Bórnū zurück, wo er bis zum Herbste mit Overweg verblieb, um sodann eine neue Exkursion im Vereine mit demselben nach Kânem zu unternehmen. Die Kommunikation in den Ländern des Sudân ist keine ungehinderte, wie in den civilisierten Ländern Europas. Am meisten kommt vorwärts, wer seinen Marsch forciert, und das thaten häufig die Forschungsreisenden, indem sie sich Kriegszügen anschlossen. So auch Overweg und Barth. Die Landschaft war anfangs öde, später aber wurde sie lieblich. Diese Expedition, welche die Reisenden auf seiten der arabischen Aulâd Solîmân gemacht, verlief unglücklich. Die Araber wurden bei Warda zurückgeschlagen und die beiden deutschen Forscher somit auch zur Umkehr genötigt. Auf einem zweiten Zuge nach dem Süden des Tsâd gelangten sie in das Gebiet der Musgu, zunächst durch die Gebiete der Schûa-Araber. Die Musgu, ein Masa-Stamm, sind friedliebend und besitzen ein besonderes Talent für Architektonik. Barth nennt Musgu, das vortrefflich angebaut war, das afrikanische Holland. Eine dritte Exkursion führte Barth nach dem noch von keinem Europäer be-

suchten Bāgírmi, im Südosten des Tsâd. Zunächst durchzog der Forscher die Landschaft Lógone, überschritt den Lógone, einen Seitenarm des Schâri, und marschierte geradeswegs auf die Hauptstadt des Landes, Mâssenja, los. Der Sultan war abwesend, und so erhielt der Forscher nur mit Mühe die Erlaubnis, die Kapitale betreten zu dürfen. Mit Muße konnte er sich daher der Erforschung von Land und Leuten hingeben. Es ist ein wohlangebautes, ebenes Terrain, doch sollen sich an seiner Südgrenze gewaltige Bergzüge erheben.

Overweg war, während Barths Reise in Bāgírmi, nach dem Felâta-Reiche Bautschi aufgebrochen, das südwestlich von Bórnū liegt. Das Gebiet dieses Staates konnte er nicht betreten, wohl aber hatte er in einem mächtigen Bogen die westlichen und südlichen Provinzen Bórnūs berührt. Von dieser Reise kehrte Overweg mit vollständig zerrütteter Gesundheit zurück. Ein der Luftveränderung halber genommener Aufenthalt auf dem Komadugu hatte zur Kräftigung seiner Gesundheit nicht beigetragen. Er ließ sich in Vorahnung seines Todes nach Maduari schaffen, einem Orte am Tsâd, wo er Ende September 1852 starb.

So hatte Dr. Barth zwei seiner Begleiter in die afrikanische Erde gebettet. Er stand allein, aber mit ungebrochenem Mute da. Seine bisherigen Leistungen hatten das Vertrauen zu ihm erweckt, die britische Regierung hatte ihm die Leitung des ganzen Unternehmens übertragen. Nun reifte in ihm, wiewohl er nur über wenige Mittel zu verfügen hatte, der Plan, nach dem Westen vorzudringen und womöglich den Nigir zu verfolgen, den zu erforschen die Briten so wacker ihre Kräfte eingesetzt. Zu Anfang des Jahres 1853 überschritt Barth die Grenze von Bórnū und Sókotō. Die einzelnen Staatenkomplexe sind territorial einer vom andern durch einen unbebauten, öden Streifen Landes getrennt, den die Räuber in der Regel als ihr Besitztum betrachten. Durch den Bezirk der Busane gelangte der Forscher nach Kurresi und Bunka, von hier nach Wurno, der Hauptstadt von Sókotō, und weiter westlich nach Gando. Von hier wandte er sich gegen Nordwesten durch eine dichte Waldlandschaft, welche die Grenze zwischen Haússā und Sónrhai bildet. Die Sónrhai, über deren Ungastlichkeit sich der Forscher beklagt, stehen unter der Botmäßigkeit der Fúlbē. Barth eilte nun an den Nigir. Er traf an demselben ein bei der Stadt Sai. Hier ist der Strom bereits in seinen Engen, hat eine Breite von 1000 Schritten und eilt mit großer Rapidität durch ein felsiges Bett. Von Sai aus wandte sich der Forscher, um den gewaltigen Bogen, den der Nigirstrom bildet, abzuschneiden, geradeswegs eine Sehne des Bogens verfolgend, auf Timbúktu. Der Marsch ging durch bebaute Landschaften, die zum Teil von den Nachbarreichen unabhängig sind. Im Gebiete der Fúlbē von Moasina boten sich den Blicken des Reisenden Ortschaften, die das Aussehen von befestigten mittelalterlichen Städten hatten, denn sie

waren mit Stadtmauern umgeben, von vielen Wachttürmen gekrönt, besaßen aber keine Gräben und Zugbrücken. Die Gegend wurde nun sehr malerisch. Barth berichtet, daß die Gebirgsformen des Hombori-Zuges, aus der Ferne gesehen, wie Hände und Finger durch das flache Schuttland aufragten. Als der Reisende diese Gegend verlassen, befand er sich wieder auf unabhängigem Terrain, welches von Tuârek bewohnt wurde. Hierauf gelangte er nach Bámbarra und Sarayamo, dem Hauptorte der Fúlbēprovinz Kisso, von wo ab er den Nigir abwärts dem Ziele seiner Wanderung zusteuerte. Der Fluß hat hier eine majestätische Breite. Die Hafenstadt Timbúktus ist Kábara, von etwa 2000 Sónrhai-Negern bewohnt. Noch war ein schmaler öder Landstrich von dem Hafen nach der Hauptstadt zu überwinden, und Barth konnte als erster Europäer, der von Osten gekommen, die berühmte Stadt am 7. September 1853 betreten. Dies war entschieden eine geographische Leistung ersten Ranges, welcher der gelehrte Forscher dadurch noch eine erhöhte Bedeutung gab, daß er während seines Aufenthaltes daselbst (er machte die ganze Reise unter der Maske eines Arabers und dem Namen Abd el-Kerîm mit), das ist in der Zeit von September 1853 bis Mai 1854, über die oberen Nigirländer eine großartige Fülle geographischen und linguistischen Materials gesammelt hat. Den Rückweg bewerkstelligte Barth auf dem Nigir. Die Landschaft ist bis Sai eine überaus eintönige. Der Fluß teilt sich beständig in eine Anzahl von Armen, bildet Inseln, Weiler u. s. w. Die Ufer sind von Bergzügen selten begleitet. Häufig finden sich jedoch Katarakte. Von Timbúktu wälzt der Strom seine Fluten durch die Wüste bis Sai. Die Uferlandschaften sind von Tuârek, Sónrhai, in der Nähe von Sai von Felâta bewohnt. Die merkwürdigsten Orte längs des Stromes sind das nunmehr zerfallene Gogo, einst eine glänzende Hauptstadt eines afrikanischen Reiches, und Bamba. Ende Juli betrat Barth wieder zu Sai das feste Land und wandte sich unverzüglich durch Gando und Sókotō nach dem Tsâd. Zwischen Kano und Kûka war es, wo der wackere deutsche Forscher bei dem Zuge durch den Wald plötzlich mit dem ihm nach dem Sudân nachgeschickten Dr. Eduard Vogel zusammentraf. Wie warm mochten da die beiden Männer, so weit von der schönen Heimat, in der Wildnis die Willkommgrüße ausgetauscht haben! Es erinnert uns dieses Zusammentreffen an jene später erfolgte Begegnung zwischen Livingstone und Stanley am Ufer des Tanganjika. Das Zusammentreffen zwischen Barth und Vogel geschah bei dem Dorfe Kalemri.

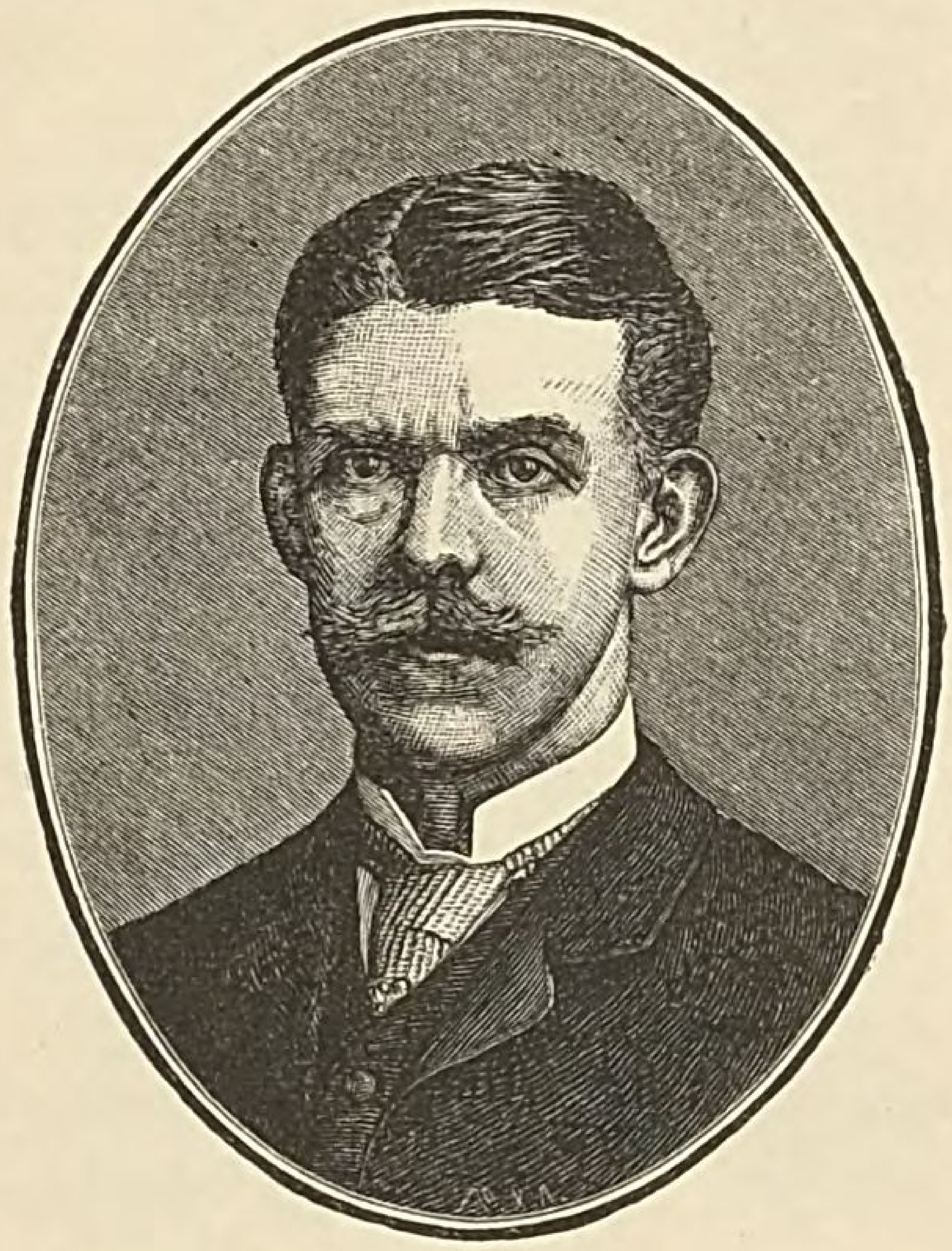
Dr. Barth und Vogel verweilten noch einen Monat zu Kûka miteinander, bevor sich der erstere ruhmgekrönt nach der Heimat begab. Die Resultate von Barths Forschungen waren in der That wahrhaft epochemachende. Er selbst bezeichnet als Errungenschaften während seines vierjährigen Aufenthaltes im Sudân „die Aufklärung des wahren Charakters

der Sáharā, die Feststellung der Lage und Ausdehnung der Mendîf-Gruppe, die Entdeckung des Oberlaufes des Benuë und den Nachweis der Unabhängigkeit dieses Flußsystemes von dem des Tsâd, die Erforschung des Flußgebietes von Bāgírmi und Ấdamaúa, endlich die Feststellung des Nigirlaufes zwischen dem Sókotō und Timbúktu". An Umfang ist Barths Forschungsgebiet, resp. das von ihm autoptisch gesehene afrikanische Binnenterritorium, nur mit dem von Livingstone und Stanley explorierten zu vergleichen. Der Wissenschaft entriß den wackern Barth zu zeitig der Tod. Er starb als Professor der Erdkunde zu Berlin im Jahre 1865. Dr. Vogel hatte die englische Regierung gleich nach dem Ableben Richardsons nach dem Sudân geschickt. Nach seiner Ankunft in Kûka unternahm er einen Zug nach Musgu und Tuburi, auf welcher Reise er den Schâri eine ansehnliche Strecke weit verfolgen konnte. Der Strom war durchschnittlich ca. 600 m breit und 5 m tief. Auch ein Seebecken, der Tuburi, sollte in der wohlbebauten Landschaft gleichen Namens existieren, der indessen nur ein Sumpf ist. Die Landschaft pflegt in der Regel während der Regenzeit weithin überschwemmt zu sein. Dieser Umstand gab zu der Meinung Anlaß, man könne vom Golf von Benin zu Schiffe bis nach dem Tsâd dringen. Ob dies wirklich wahr sei, müssen erst eingehende spätere Forschungen darthun.

Dr. Vogel untersuchte, nach Kûka zurückgekehrt, den Tsâd und seine Grenzlandschaften. Erst in Bórnū erfuhr er, daß Dr. Barth noch lebe, und dann wandte er sich zu dessen Aufsuchung. Von der Begegnung beider im Walde bei Kalemri war bereits die Rede. Als beide Forscher in Kûka verweilten, besprachen sie den Plan einer Reise nach dem Osten. Dr. Vogel wollte den Versuch machen, von Südwesten her nach Wadâï zu dringen. Über seine Unternehmungen seit Barths Abgang vom Sudân sind wir nur durch Briefe unterrichtet. Es steht fest, daß der mutige Forscher zunächst nach dem Süden zog, die Stadt Garu-n-Bautschi besuchte, die vor ihm noch kein Europäer betreten, und daß er den Benuë an derselben Stelle betrat, wo Dr. Baikies „Plejade" geankert hatte. Wie nahe lag da dem thatendurstigen Gelehrten die Versuchung, weiter und weiter nach dem Süden zu steuern und die Länder am Äquator mit eigenen Augen zu schauen, ihm, der solche bedeutende Erfolge aufzuweisen hatte! In diesen Grenzländern vernahm Dr. Vogel auch die Kunde von dem argen Kannibalismus in dem Gebiete südlich von Ấdamaúa. In der Folgezeit schlug sich der mutige Forscher gänzlich nach dem Westen, wurde am Fittri-See gesehen und hat auch Wadâï betreten, wo er aber leider auf Befehl des Sultans von Wara ermordet worden ist. Über sein Schicksal hat man eingehende Nachforschungen angestellt. Es ist nunmehr durch Dr. Nachtigal außer Frage gestellt worden, daß Dr. Vogel zu Wara wirklich als Märtyrer der Wissenschaft den Tod erlitten hat. Der Untergang eines



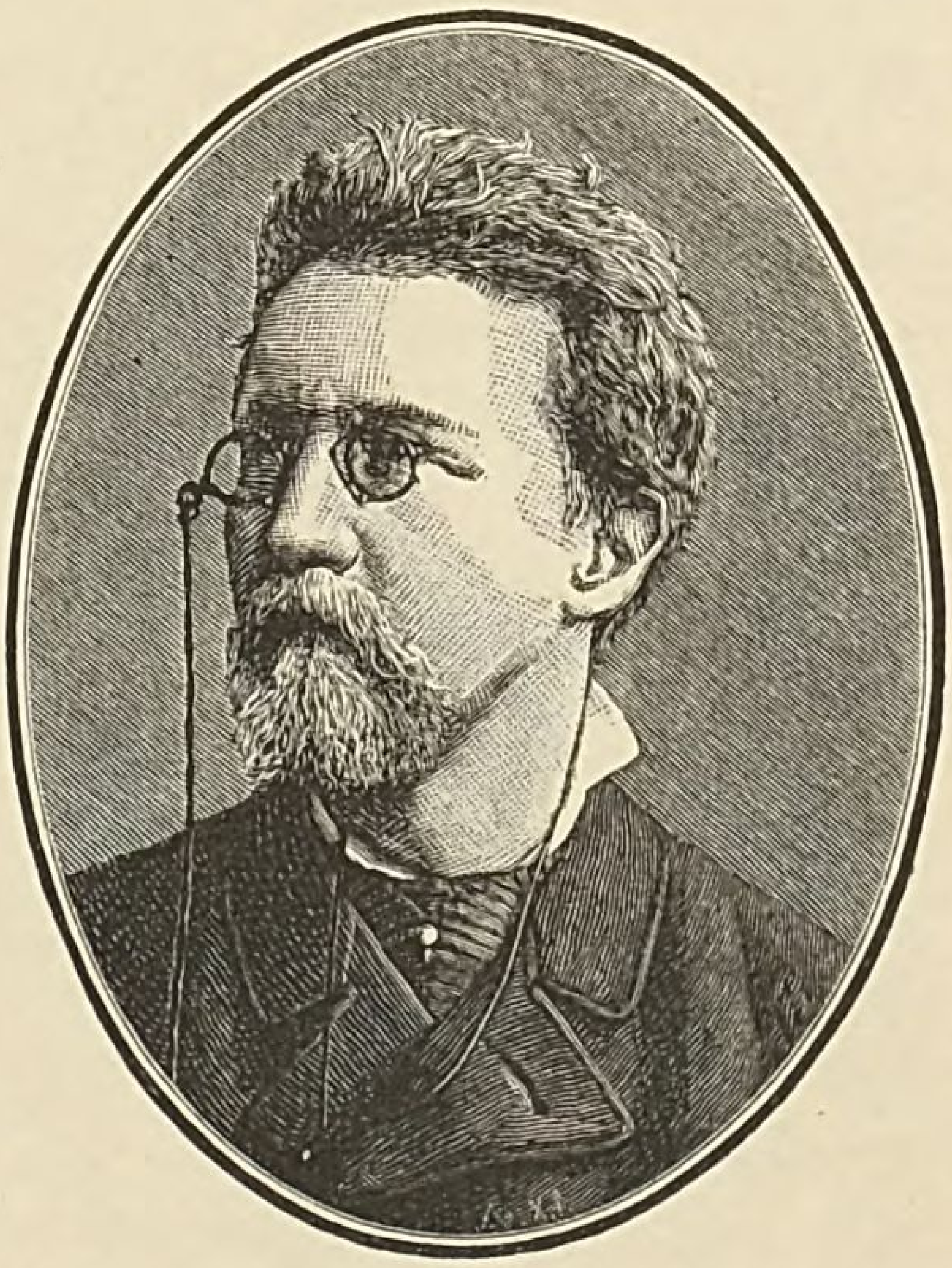
Dr. Gustav Nachtigal.



Georg August Schweinfurth.



Dr. Heinrich Barth.



Gerhard Rohlfs.

namentlich mathematisch hochgebildeten und in astronomischer Bestimmung geübten Mannes war für die Erdkunde einer der schwersten Schläge. Mit den bloßen Gerüchten über Dr. Vogels Tod, wie sie, nachdem er verschollen war, nach Deutschland drangen, gab man sich in Europa nicht zufrieden. Einer der eifrigsten Forscher nach Vogels Schicksal war Baron Neimans, der sogar den Gedanken faßte, als Pilger verkleidet nach Mekka zu gehen und dort von den das Grab des Propheten besuchenden Muhammedanern Centralafrikas Erkundigungen einzuziehen. Allgemein wurde gesagt, man habe Dr. Vogel in Wadâï gesehen, doch sei es zweifelhaft, ob er getötet worden oder am Leben sei. Baron Neimans hielt dafür, daß Vogel vielleicht gefangen gehalten werde, und war eben im Begriffe, ihn aufzusuchen, als ihn selbst der Tod ereilte. Indessen war die Besorgnis um Dr. Vogel nur noch größer geworden. Unter dem Vorsitze des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha bildete sich ein Komitee, welches hinreichende Mittel aufbrachte, um eine Expedition zur Aufsuchung Vogels entsenden zu können. Diese Expedition stand unter der Führung Theodor von Heuglins und hatte die Aufgabe, Dr. Vogel von Chartûm aus nach Wadâï entgegen zu gehen. Auch vom Westen her sollte dem Verbleiben Vogels nachgeforscht werden.

Moritz von Beurmann erklärte sich bereit, von Norden her direkt nach Wadâï vorzubringen und Vogel aufzusuchen (1862). Von Benghasi zog er über Murzuq nach Wau. Hier traf er einen überlebenden Diener Dr. Vogels, welcher eidlich den Tod seines Herrn bestätigte. Der Diener sagte aus, Dr. Vogel sei zu Wara auf Befehl des Sultans mit einer Lanze durchbohrt und ihm der Kopf abgeschnitten worden. Als Beurmann in Bórnū eingetroffen war, wollte er sich über Kânem nach Wadâï wenden, die Ausführung seines Vorhabens scheiterte aber an der Furcht seiner Dienerschaft. Es blieb nichts übrig, als sich zunächst nach Kûka zu begeben. Hier gestattete ihm jedoch der Sultan nicht, nach Wadâï zu ziehen, da die Grenzgebiete zwischen letzterem Reiche und seinem Lande unsicher gemacht wurden. Beurmann machte, bevor eine Wendung der Verhältnisse eintrat, einen Ausflug nach Jakubu, kehrte wieder nach Kûka zurück und stand eben im Begriffe, die Grenze zu überschreiten, um seine Reise nach Kânem und Wadâï endlich auszuführen, als er von seinen eigenen Dienern überfallen und gänzlich ausgeraubt wurde. Mit Hilfe eines befreundeten Kaufmannes in Kûka konnte er sich von neuem ausrüsten und brach nochmals gegen Osten auf, wurde aber zu Mao ermordet. Dr. Nachtigal hat in Erfahrung gebracht, daß der wackere Beurmann verraten und dann mittelst Stricken erdrosselt worden ist. Der Sultan von Wadâï war an diesem Morde unschuldig.

Die nun folgende Periode der Erforschung des Sudân weist erfreuliche Ereignisse auf. Im März 1865 sehen wir Gerhard Rohlfs, welcher

eben zwei ausgedehnte Reisen auf marokkanischem Boden ausgeführt, eine Tour beginnen, die ihn vom Mittelmeere quer durch den Kontinent an den Meerbusen von Guinea bringen sollte. Rohlfs hatte zuerst die Absicht, von der algierischen Sáharā über Hogar nach Timbúktu zu ziehen, mußte diesen Plan jedoch wegen kriegerischer Unruhen unter den Tuâreks aufgeben. Er wandte sich von Tripolis über Misda zunächst nach Rhadames, wo er geraume Zeit verweilte, um sodann, nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß er über Hogar nach dem Sudân nicht vordringen könne, auf demselben Wege, den er von Misda gegangen, nach derselben Stadt zurückzukehren und sich nach Fessân zu begeben. Über Kawâr gelangte er nach Kûka. In der Hauptstadt Bórnūs waren aber betreffs einer Reise nach Wadâï, an der Rohlfs viel gelegen war, obgleich in diesem verschlossenen Lande ein günstiger Regierungswechsel platzgegriffen, schlimme Nachrichten eingelaufen. Die Erlaubnis zum Eintritt in Wadâïs Gebiet konnte nicht erlangt werden. Da entschloß sich denn der wackere Mann, die Rückreise nach Europa auf einem bisher ungewohnten Wege zu vollbringen. Er schlug sich nach dem Süden in die Haússā-Staaten, zunächst freilich nur, um die südliche Provinz Bórnūs, Wándala, zu besuchen, und kehrte sodann wieder nach Kûka zurück. Bald jedoch trat er den zweiten Teil seiner großen Reise an. Er wandte sich durch das südwestliche Bórnū nach dem Reiche Sókotō (Bautschi), durchzog dasselbe zwischen dem 10. und 11. Breitegrade bis gegen 8° östl. Länge von Greenwich und lenkte sodann nach Übersteigung des Gora-Gebirges seine Schritte gegen Keffi abd es-Senga und weiter in südlicher Richtung bis an den Benuë, den er bei der Insel Loko am 18. März 1866 erreichte. Auf einem Kahne fuhr nun Rohlfs den Benuë abwärts bis zur englischen Ansiedelung Lukodscha, an der Mündung des Benuë und Nigir, und dann den Nigir stromaufwärts bis Rabba. Von Rabba wandte sich Rohlfs nach dem Süden in die Jorubaländer, durchmaß diese und langte Ende Mai 1867 zu Lagos an der atlantischen Küste an. Anfang Juli betrat er wieder europäischen Boden. Diese Reise war eine der wichtigsten auf dem afrikanischen Kontinente und Rohlfs ist der erste, und mit M. Buonfanti, der in allerjüngster Zeit (1881—1883) die Tour an den Tsâd über Timbúktu, Moasina nach dem Golf von Guinea gemacht, der einzige, der die ganze Breite des nördlichen Teiles Afrikas durchquert hat.

Das Quellgebiet des Benuë zu erreichen, ist dem wackern Eduard Flegel 1882 gelungen. Er war über die Wasserscheide zwischen dem Benuë und den Zuflüssen des Logane-Flusses nach Ngaundere gewandert. Von Jola wandte er sich am 31. Juli, an der Wasserscheide zwischen dem Benuë und Paro fortschreitend, gegen Südosten und überschritt am 18. August die drei Quellbäche des großen Stromes. „Ich stieg dann," schreibt Flegel, „einen schroff abfallenden Bergzug empor, wobei ich den

letzten Quellbach (der mir von der Landbevölkerung später einstimmig als Benuë genannt wurde, im Gegensatz zu den Haússā-Händlern, welche den zuerst passierten als Guzun-Benuë, Anfang des Benuë, bezeichnen) immer noch rechts, tief unter mir zwischen schroffen Bergwänden, von denen Sturzbäche aus bedeutender Höhe ihm zuflossen, behielt. Auf dem Rücken der Berge angekommen, wurde mir nahe bei unserm Nachtlager, dem ersten rimchi (= Farm) Ngaunderes, die Quelle des Benuë von den Bewohnern gezeigt. Das Urteil der Landbevölkerung ist dem der Haússā-Händler vorzuziehen. Doch wenn es wirklich nicht die Quelle ist, so ist es eine derselben oder eine Quelle des Hauptquellbaches."

Dem Reisenden wurde bei seinen weiteren Nachforschungen erzählt, daß der Benuë und Paro auf einem und demselben Bergzuge oder Berge entspringen. Man legte ihm, wie er erzählt, die Hände so zusammen, daß die Fingerspitzen einen Winkel bildeten, und sagte, daß der Benuë nach Osten, der Paro nach Westen von solchem Berge abfließe. Flegel ist der Ansicht, daß alle drei von ihm passierten Quellbäche zusammen unstreitig den Benuë bilden und auf der Bergwand ihren Ursprung haben, welche die Scheide ist zwischen dem Benuë-, Paro-, Logane-, und Alt-Calabar-System.

Über sein Erscheinen in diesen Regionen des Sudan berichtet Flegel, daß es allerdings sehr von Vorteil sei, wenn dort die Landbevölkerung an das Kommen und Gehen von Reisenden gewöhnt wird. Der Europäer in Afrika sei dem Volke nicht minder interessant, als der Afrikaner dem unsern. Alles, was um und an ihm sei, verbreite sich mit wunderbarer Schnelligkeit von Mund zu Mund über weite Landstrecken. Während Flegel auf der Hinreise nach Âdamaúa Mißtrauen begegnete, fand er auf der Rückkehr schon viel freundlicheres Entgegenkommen.

Vom Glücke gleichfalls begünstigt, wenn auch unter beständigen Sorgen um das materielle Fortkommen, oft aber in beispielloser Armut, hat der deutsche Arzt Dr. Gustav Nachtigal seine großartige Reise durch die Länder des Sudân ausgeführt. Er war 1869 von Tripolis aufgebrochen, um die Geschenke des Königs Wilhelm an den Sultan Ómar von Bórnū, welcher die deutschen Reisenden so wohlwollend behandelt hatte, zu überbringen, und hatte über Kawâr und Bilmâ seine Reise nach Bórnū fortgesetzt. Anfang Juli 1870 traf er zu Kûka wohlbehalten ein und entledigte sich hier des ihm gewordenen Auftrages. Von Bórnū unternahm der wackere Doktor, der sich durch die Erforschung von Tibesti ein hohes Verdienst um die Erdkunde erworben, eine Reise nach dem nordöstlich vom Tsâd gelegenen Kânem und in dessen Grenzlandschaften Egeï, Bodelê und Borkû. Nach Kûka zurückgekehrt, begab sich Dr. Nachtigal nach dem Südosten, um das Land Bāgírmi zu erforschen, was ihm in ausgezeichneter Weise gelang. Der König des Landes empfing ihn wohlwollend und ge-

stattete ihm sogar, sich im Lande etwas freier zu bewegen. Nachtigal benützte diese Gelegenheit und schloß sich, um weiter gegen Süden vordringen zu können, mehreren Heereszügen an, die unternommen wurden, um Getreide und Sklaven zu erlangen. Auf diesen Zügen war er Zeuge der schrecklichen Greuel, welche an den Negern der südlichen Grenzlande Bâgirmis begangen wurden. Nach Kûka zurückgekehrt, rüstete sich Dr. Nachtigal zu seiner großen Reise nach dem Osten. Obgleich man ihm von allen Seiten abriet, ein Territorium mit fanatischer Bevölkerung zu betreten, auf dem seinen Vorgängern kein Glück geblüht hatte, ließ sich der mutige Forscher dennoch nicht abschrecken und wagte die Reise über Wadâï und Dâr Fûr an den Nil. Im März 1873 brach er von Kûka auf, zog im Süden des Tsâd um den Fittri-See nach Abeschr, der neuen Hauptstadt des Reiches Wadâï. Sultan Ali empfing Nachtigal wider Erwarten freundlich und leistete ihm jeglichen Vorschub bei seinen weiteren Unternehmungen. Wiewohl nun Sultan Ali mit eiserner Strenge unter seinen Unterthanen das Regiment führt, so konnte er doch nur mit Mühe Dr. Nachtigal vor der Wut seines fanatischen Volkes behüten und mußte den Forscher oft lange Zeit verborgen halten. Dennoch gelang es Dr. Nachtigal, einen Ausflug nach den südlichen Landstrichen Wadâïs, in das Dâr Runga, zu unternehmen und glücklich zu beendigen. Nachdem noch die alte Hauptstadt Wadâïs, Wara, besucht worden war, verblieb der Reisende eine Zeit (Ende 1873) zu Abeschr und wandte sich hierauf nach dem morschen Reiche Dâr Fûr (Januar 1874), betrat die Hauptstadt desselben, Faschér, und verließ das Land im Sommer 1874, eben in dem Augenblicke, als die ägyptischen Heere gegen dasselbe marschierten. Am 10. August 1874 traf der Reisende zu El Obeïd in Kordofan ein und hatte damit eine Tour beendigt, wie sie auf dem Kontinente noch nicht gemacht worden war. Das Reisewerk, das der ausgezeichnete Forscher nach seiner Rückkehr nach Europa ausarbeitet, bildet eine der wichtigsten und wertvollsten Quellen zur afrikanischen Geschichte und Geographie.

Seit Dr. Nachtigals Rückkehr von seiner großartigen Reise hat es außer Buonfanti, über dessen Reise indes noch nichts näheres bekannt geworden ist, kein Reisender mehr unternommen, von Norden her nach dem centralen Teile des Sudân zu bringen. Eine der größten Touren auf dem Kontinente führte von Marokko aus Dr. Oskar Lenz, der sich früher am Ogowe aufgehalten, aus, und zwar ist seine Reisetour um so bedeutungsvoller, als er, ein wissenschaftlich hochgebildeter Geologe, zum erstenmale die westliche Sáharā glücklich durchmaß und nach Timbúktu gelangte (1879—1880). Diese Stadt betrat er am 1. Juli 1880. Die Rückreise bewerkstelligte der Forscher über Bassikunnu, Sókolo, Gumbu, dann durch Kaarta nach Medina am Senegal, wo er am 2. November 1880 eintraf. Dr. Lenz hatte sich also hart an der Grenze des Sudân gegen

Nordwesten bewegt. Auf dem Nigir von Timbúktu aus stromaufwärts zu fahren war unmöglich, weil die Verbindung mit Segú unterbrochen war. In Bassikunnu, einem freundlichen von Arabern und Asuanek=Negern bewohnten Städtchen, traf Dr. Lenz' Karawane die ersten Mais= und Sorghum=Felder. Hier wurden auch die Kamele mit Ochsen vertauscht, da erstere in der waldigen Gegend wegen der vielen Insekten kein übliches und zweckmäßiges Transportmittel bilden. Die Stadt Gumbu hat ebenfalls eine aus Arabern und Asuanek=Negern bestehende Bevölkerung, ebenso Bachuinit. Kaarta mußte Dr. Lenz besuchen, um in Nioro und Kuniakari die beiden Brüder des Sultans von Segú, Áhmadu, zu besuchen, die den Reisenden in arger Weise brandschatzten.

Die bedeutendste Kommunikationsader mit den Ländern des Sudân von Norden her ist der Nil. Das Nilthal abwärts zogen denn in der That viele Hunderte begeisterter Männer nach dem Süden. Viele derselben erlagen an der Schwelle des Sudân den Strapazen der Reise, nur wenigen gelang es, die Binnenterritorien Afrikas zu schauen und davon freudige Kunde nach der Heimat zu bringen. Die Muhammedaner hatten nur durch den Handel einen mächtigen Impuls erhalten, sich südwärts zu wenden; denn der Ausbreitung ihrer Lehre durch das Nilthal nach dem Süden, welcher Weg von der Mittelmeerküste aus der nächstliegende war, stand das christlich gebliebene Nubien und Abessinien lange im Wege. Den wahren Beginn nahm das Forschungswerk am obern Nil erst seit den Regierungstagen Muhammed Álīs, seit dieser kräftige Herrscher persönlich im Sudân erschienen war und Chartúm, die wichtige Metropole am Zusammenflusse der beiden Nilarme, begründet hatte.

Schon 1788 sandte die African Association Ledyard, einen geborenen Amerikaner, der mit Kapitän Cook die Reise um die Welt gemacht, mit dem Auftrage aus, den afrikanischen Kontinent von Ägypten aus gegen Südwest zu durchqueren, die zu der Zeit angenommene Lage des Nigir zu untersuchen und in die große Wüste des Festlandes von Afrika zu bringen. Das Unternehmen mißlang, indem Ledyard in der libyschen Wüste starb. Einen bedeutenden Erfolg erzielte dagegen der Engländer William George Browne durch seine im Jahre 1792 nach der Oase Siwah und im Jahre 1793 vom Assiut über El Wah, Bîr el=Malha, nach dem von Ledyard zuerst erwähnten Dâr Fûr ausgeführte Reise. Dâr Fûr hatte dieser kühne Mann als erster Europäer betreten und authentische Nachrichten über dasselbe nach Europa gebracht. In Fascher, am Teiche Tendelti, der Hauptstadt des verschlossenen Landes, wurde er vom Sultan drei Jahre lang gefangen gehalten. Diese Expedition brachte die ersten Nachrichten über das Land Dâr Fûr und Kordofan, welches letztere Browne zwar nicht betreten, die Bewohnerschaft und Städte dieser Gebiete der Wissenschaft ein und ist daher eine der bedeutendsten älteren Reisen.

Vom Jahre 1805—1811 zog ein arabischer Scheïch, Muhammed-ibn-Ómar el-Tunsî vom Nil ab durch Dâr Fûr und Wadâï nach Tibesti und gelangte an die Nordküste des Kontinents. Die Franzosen Perron und Jomard unterzogen sich der Mühe, den Reisebericht des wissenschaftlich ungebildeten Scheïchs ins Französische zu übertragen, und derselbe blieb für die Länder Wadâï, Dâr Fûr und Tibesti bis auf Dr. Barth, Vogel und Nachtigal die einzige auf Autopsie des Verfassers beruhende Quelle über die genannten Territorien Innerafrikas. Die von Sultan Teïma entworfene Karte von Dâr Fûr hat nunmehr bloß antiquarischen Wert, obgleich sie lange als ansehnliche Leistung galt. Auch ein zweiter Scheïch, Zaïn el-Abidîn, machte die Reise über Dâr Fûr und Wadâï nach Tunis. Allein für die Wissenschaft haben diese Touren von afrikanischen Eingeborenen, arabischen und Negerhändlern fast gar keinen Wert. Sie werden häufig von Karawanen zurückgelegt, deren Führer natürlich für die Wissenschaft keinen Gewinn erzielen können, überhaupt mit wissenschaftlichem Auge gar nicht schauen.

Einen wackern und erprobten Mann hat der Tod zu früh dahingerafft. Es ist dies der gelehrte und unternehmende Schweizer J. S. Burckhardt, der sich zu einer Tour nach Timbúktu sorgfältig vorbereitet hatte, aber noch vor der Ausführung seines Planes ins Grab gesunken war. Vor Ankunft der deutschen Naturforscher Dr. C. G. Ehrenberg und Dr. W. Hemprich war Dr. Eduard Rüppell nach Nubien gekommen und hatte sich in Neu-Dongola aufgehalten. Im Jahre 1824 zog er von Dabeb am Nil über Simrieh, Katschmar und Bara nach der Hauptstadt Kordofans, El Obeïd, und kehrte im nächsten Jahre nach Unterägypten zurück. Rüppell verdanken wir viele nach eigenen Ortsbestimmungen aufgenommene Karten, namentlich von Kordofan und den südlich davon gelegenen Bezirken, dann wertvolle ethnographische Notizen. Der französische Ingenieur Linant de Bellefonds zog 1827 im Auftrage der britischen Afrikanischen Gesellschaft den Weißen Nil hinauf bis El Aïs (13° nördl. Breite), sich eifrig nach dem Ursprung des Bahr el-Abiad erkundigend. Vier Jahre später bereiste er Nubien und schiffte als erster Europäer auf dem Weißen Nil von Chartúm bis zu den Schilluk-Inseln. Unter den von Muhammed Ȧlī nach Ägypten berufenen Europäern befanden sich auch zwei Österreicher, Joseph Rußegger und Dr. Theodor Kotschy. Ersterer sollte die fossilen Schätze Ägyptens untersuchen und gelangte 1837 bis Chartúm und von hier aus nach Kordofan, das er mit Rücksicht auf goldführende Adern erforschte. Sodann begab er sich auf dem Blauen Nil über Sennaar, Roseres nach Fazogl und bis an den Pulchidia. Durch diesen Zug Rußeggers wurde namentlich die Streitfrage, ob der Blaue oder der Weiße Nil der Hauptstrom sei, dahin entschieden, daß der Bahr el-Abiad wenigstens mit Rücksicht auf sein Wasservolumen der größere sei.



Fig. 8. Tamarinde (Tamarindus indica).

Erst die folgenden Expeditionen Muhammed Alīs machten jeden Zweifel darüber verschwinden, daß der weiße Fluß einen viel längern Lauf habe, aus dem Süden, anstatt aus dem Südwesten, wie man geglaubt hatte, komme, und stellten als zweites wichtiges Resultat die Existenz der ptolemäischen Mondberge in Frage. Theodor Kotschy beschloß nach Auflösung von Rußeggers montanistischer Expedition nochmals allein nach dem Sudân vorzudringen. Er war Botaniker von Hause aus und wandte natürlich vorwiegend den botanischen Verhältnissen des bereisten Gebietes sein Augenmerk zu. Zu Beginn des Jahres 1839 wanderte er den Nil aufwärts gegen Chartúm, erreichte dieses und schlug durch das Gebiet der Hassanieh-Araber den Weg gegen Kordofan ein. Über Araschkol, Uodud, den Dschebel Kohn und Uachle gelangte er nach El Obeïd. Von hier aus unternahm er mehrere Ausflüge, darunter einen nach Milbeis und dem Dschebel Tura. Über Kursi, Sakra und El Obeïd gelangte Kotschy nach Ägypten zurück. Rußeggers und Kotschys Publikationen haben unsere Kenntnis von Kordofan und dem Nilthale mächtig gefördert, und namentlich die durch Dr. Georg Schweinfurth publizierten Ergebnisse von Kotschys botanischer Reise haben einen hohen Wert für unsere Kenntnis der Flora des Nilthales.

Der energische Gewalthaber Ägyptens, Muhammed Alī, dem es an der Erweiterung seines mit vieler Kraftanstrengung geschaffenen Reiches nach dem Süden hin gelegen war, organisierte im ganzen vier Expeditionen zur Erforschung der oberen Nilländer. An der ersten nahm er im Januar und Februar 1839 persönlich Anteil. Dieselbe drang den Blauen Nil aufwärts bis Fazogl. Der Anblick des Bahr el-Abiad gab dem ägyptischen Alleinherrscher den Impuls zu den folgenden Expeditionen. Die zweite Expedition unter dem Befehle Thibauts und Selim Bimbaschis war in die oberen Nilregionen bis $6\frac{1}{2}^{0}$ nördl. Breite vorgedrungen (1839—1840). Die dritte Expedition (1840—1841) führte der französische Ingenieur d'Arnaud, begleitet von Sabatier, Thibaut und dem deutschen Arzte Dr. Friedrich Werne. Diese Expedition gelangte nur bis zum 14.^{0} nördl. Breite. Durch Wernes Publikationen wurde der Stand der Forschung im Nilthale zu dieser Zeit in Deutschland allgemein bekannt. Die Sendlinge Muhammed Alīs waren auf allen diesen Zügen meist nach einer drei Monate langen Fahrt bis zu den Negerstämmen der Schilluk, Dinka, Kyetsch und Bari gekommen. Eine fünfte ägyptische Expedition, welche mit großem, meist nichtssagendem Pompe organisiert worden war (so wurde z. B. sogar eine schwarze Musikbande an Bord geführt) und welche der Graf Escayrac de Lauture befehligte, hat Ägypten niemals verlassen.

In den vierziger Jahren unseres Säculums haben an der Erforschung der östlichen Sudânländer Vertreter verschiedener Nationalitäten teilgenommen. Der aus Böhmen stammende Kaufmann Ignaz Pallme lieferte interessante

Nachrichten über Dâr Fûr und Wadâï, dann über Kordofan. Dr Brehm, Baron von Müller und der in ägyptischen Diensten stehende Bergmann John Petherick verließen zu Anfang des Jahres 1848 Chartúm: die ersteren, um die Fauna von Kordofan und Takale zu studieren, der letztere, die Eisendistrikte des Landes zu prüfen. Petherick betrat auf seiner Wanderung durch das Gebiet der Hassanié-Araber bei Abû Garad den Boden von Kordofan, zog nach der Hauptstadt, machte einen Ausflug nach dem Dâr Hamr und kehrte auf demselben Wege, den er gekommen, nach Chartúm zurück. Baron von Müller kam, die Route Rußeggers verfolgend, durch Kordofan bis Takale, während Dr. Brehm die interessanten orographischen Verhältnisse des fruchtbarsten Teiles von Kordofan, nämlich der Eisendistrikte östlich von Barra, erforschte.

Durch Muhammed Âlīs Expeditionen war einmal der Weg nach den oberen Nilregionen eröffnet worden. Die von Europa zur Untersuchung der Ertragsfähigkeit der Länder berufenen Männer hatten auf eine Reihe wertvoller Produkte hingewiesen, die mit bedeutendem Erfolge ausgebeutet werden konnten. Auch der Handel mit den eröffneten Sudânländern konnte nunmehr seine ungehinderte Richtung nach dem Norden nehmen. Unter den Handelsartikeln des obern Nilthales ragte ganz besonders das Elfenbein hervor. Es konnte daher nicht wunder nehmen, wenn bald in den Nillandschaften Stationen zur Acquisition und Weiterbeförderung desselben errichtet wurden. Dem Aufschwunge des Elfenbeinhandels sind in der Folgezeit sehr viele, mitunter große Entdeckungen zu danken. Im Jahre 1844 hat der sardinische Konsul in Chartúm, Brun-Rollet, zu Bellenia, einem Dorfe der Bari-Neger, eine Station für den Elfenbeinhandel errichtet, und Lafarque, ein französischer Arzt, hatte von hier aus mit Angelo Vinco die beiden Nilufer bis Gondokoro, zum Teil auf einem Dampfer, erforscht. Ebenso hatte Philipp Terranova den Sobat an seinem Unterlaufe bereist. Im Jahre 1856 befuhr Brun-Rollet auch den Nô-See und den Bahr el-Ghazâl und ist der erste, welcher über diesen Fluß genaue Nachrichten gab. Er nannte ihn Keilak und Missélad und hielt ihn für dreimal so wasserreich als den Bahr el-Abiad.

Handel und Civilisation sollen auf afrikanischem Boden stets Hand in Hand gehen. Leider war dies nicht immer der Fall. Die ägyptischen Machthaber, namentlich aber Churschîd Pascha, gingen gegen die Negerbevölkerung am obern Nil in gewaltthätiger Weise vor, und dies rief Greuel aller Art hervor, von denen bald Kunde nach Europa gedrungen war. Da wurde zuerst in Österreich der Gedanke angeregt, eine Missionsstation bei den Bari zu gründen. Auf Betreiben Brun-Rollets und Lafarque's errichtete Papst Gregor XVI. durch das Breve vom 3. April 1846 in Centralafrika ein apostolisches Vikariat und bald wurde auch zu Chartúm eine Missionsschule gegründet. Schon im Herbste 1847 begaben

sich Missionäre an den obern Nil, so Dr. Ignaz Knoblecher, Don Angelo Vinco, E. Pedemonte. Ihr Hauptziel war, Sklavenkinder freizukaufen, sie im christlichen Glauben zu unterrichten und ihnen Sinn für Arbeit und nützliche Handwerke beizubringen. Von allen Seiten flossen Geldspenden; ganz besonders nahm sich der Marien-Verein in Wien der neuen Mission an, und so konnten denn bald einige Filialstationen gegründet werden, so Gondokoro, Panom, Heiligenkreuz (Santa Croce). Unter den Missionären, meist Österreichern aus Krain und Tirol, dann Italienern aus dem Institut des Don Niccolò Mazza in Verona, die in den Nilgegenden nicht nur für das Christentum, sondern auch für die Wissenschaft mit Aufopferung wirkten, sind die PP. Ryllo, Ignaz Knoblecher, Mosgan, Morlang, Rheinthaler, Beltrame, Gaßner, Kirchner, Mitterrutzner, Doviak, Kaufmann u. a. m. Beltrame, Knoblecher, Mitterrutzner und Kaufmann haben die geographische Literatur durch gediegene Publikationen ansehnlich bereichert. Die mutigen Glaubensapostel wurden vom österreichischen Konsul Martin Hansal, den selbst der Glaubenseifer und der Drang, die Civilisation in Afrika verbreiten zu helfen, nach dem Sudân getrieben, bei ihrer schwierigen Arbeit mit Rat und That, von dem aus Siebenbürgen stammenden, in Chartúm domizilierenden Franz Binder mit Geld unterstützt. Morlang hat die ausgedehntesten Reisen von allen Missionären im Nilgebiete gemacht, denn er besuchte im Osten Liria und entdeckte den Jeji. Hansal wirkt noch gegenwärtig als österreichisch-ungarischer Konsul mit großem Eifer und ersprießlich zu Chartúm. Über der Mission am obern Nil waltete ein Unstern. Die Missionäre starben rasch dahin, viele kehrten in die Heimat zurück, ja das Bekehrungswerk machte einige Zeit gar keine Fortschritte, so daß man sich zur Auflösung der zu weit nach Süden exponierten, dabei mit klimatischen Schwierigkeiten kämpfenden Stationen veranlaßt sah. Die christliche Lehre fand dafür in Kordofan um so fruchtbarern Boden. Der Name eines Mannes ist mit dem Missionswerke in Afrika innig verknüpft; es ist dies jener Daniel Comboni (s. Fig. 9), der, ein Mann von großem Eifer, die Sympathieen für das Missionswerk in Europa stets von neuem zu beleben wußte und die größten materiellen Vorteile für dasselbe erringen half. Bischof Comboni weilt nicht mehr unter den Lebenden.

Unter den Reisenden der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts, die nach dem Sudân drangen, verdienen Perron, Cajetan Peel, Malzac und Wassière, Graf von Schlieffen, Ibrahîm Bas u. v. a. genannt zu werden. Ihr Ziel war zumeist Kordofan und das verschlossene Dâr Fûr, dessen Herrscher jedem Weißen den Eintritt in ihr Reich verwehrten. So bemühten sich Churi und Peel vergeblich um die Erlaubnis, den Boden Dâr Fûrs betreten zu dürfen, ebenso Escayrac de Lauture, Vaudey und Dr. Cuny, von welchen dem letztern später das Glück zu teil

ward, nach Fascher zu kommen, ohne jedoch zurückkehren zu können. Graf Schlieffen kam vom Weißen Nil nach der Hauptstadt Kordofans auf einem noch unbetretenen Wege, während Peel eine genaue Bestimmung der Höhe El Obeïds ausführte. Alle wissenschaftlichen Arbeiten und Beobachtungen, die in und über Kordofan ausgeführt wurden, bahnten dem ägyptischen Heere den Weg zu siegreichem Vordringen nach dem Westen.

Um Elfenbein zu gewinnen und damit Handel zu treiben, waren zwei



Fig. 9. Daniel Comboni, Provikar von Centralafrika.

junge Franzosen, Jules und Ambroise Poncet, gleichfalls nach dem obern Nil gekommen (1854). Ihr Onkel Vaudey hatte sie dazu veranlaßt. Während Vaudey zu Gondokoro das Leben verlor, verbanden sich die Brüder Poncet zu einmütigem Handeln und verblieben auf den Handelsstationen Vaudeys. Mit seltenem Eifer und großer Energie, wie nicht minder durch ihr gewinnendes, freundliches Benehmen gegen die Neger gelang es ihnen, viele Schwierigkeiten zu überwinden und eine große Anzahl

von „Seriben“, d. i. Handelsstationen, zu gründen und umfangreiche Handelsverbindungen anzuknüpfen. Die Negerbevölkerung faßte zu den beiden Franzosen Vertrauen, erwählte sie wiederholt zu Schiedsrichtern in streitigen Fällen, und in der so geschaffenen angenehmen Situation unternahmen sie große Züge nach den Binnenlandschaften, westlich vom Bahr el-Abiad. Sie waren die ersten, welche erkannten, daß der Bahr Serâf, den man bislang für einen vom Nil getrennten Strom gehalten hatte, nichts anderes sei, als ein Arm des großen Stromes. Sie ließen sich zwischen dem Rohl und Dschur nieder und erreichten den Bahr el-Ghazâl, dessen Lauf sie weit stromabwärts verfolgten bis in das Land der Niam-Niam. Noch tiefer in das Innere des gänzlich unbekannten Landes drangen die Brüder, nämlich bis zu den Mangbattu, an den Fluß Baburi. Man hat von verschiedenen Seiten (Robert Hartmann) gegen die Brüder Poncet den Vorwurf des Sklavenraubes erhoben, man kann sie jedoch dieses Verbrechens nicht überweisen. Im Gegenteil sind viele lobende Urteile über ihr Benehmen gefällt worden. Ambroise und Jules Poncet starben beide auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit.

John Petherick setzte im Jahre 1853 seine Thätigkeit in den Regionen des obern Nil fort. Er gehört zu jener Gruppe von Reisenden, die ursprünglich rein geschäftliche Interessen bei ihren Unternehmungen leiteten, die aber nach und nach sich Kenntnisse erwarben und sich so zu wissenschaftlichen Reisenden qualifizierten. Auch Petherick hatte sein früheres Fach, die Bergkunde, aufgegeben und war Kaufmann geworden. Als solcher hatte er zunächst Gelegenheit, den Bahr el-Ghazâl zu befahren, richtete im Lande der Dschur einen Handelsposten ein und wurde später englischer Konsul zu Chartúm. Seine erste große Reise führte ihn in den Jahren 1857—1858 durch den Nô-See weiter gegen Süden, wo nach Überschreitung des Dschur-Flusses im Lande der Niam-Niam (3° 40′) der südlichste Punkt erreicht wurde. Lungo im Lande der Dôr war der am weitesten gegen Süden vorgeschobene Handelsposten. Im März 1862 brach Petherick, begleitet von seiner Frau, Dr. J. Murie und dem Botaniker Brownel, abermals auf und drang bis zum 7.° nördl. Breite vor. Von hier mußte er sich nach Westen wenden, kreuzte auf seinen Zügen wiederholt den Jeji- und Rohl-Fluß, bog sodann wieder nach dem Osten ein und traf Ende Februar 1863 in Gondokoro ein.

Der Malteser Elfenbeinhändler Andrea Debono war schon 1853 bis über die Katarakte von Makedongo und 1855 den Sobat aufwärts gefahren und bis in das Land der Bondschak gezogen. 1860—1861 kam er mit Dr. Peney wieder nach Gondokoro. Letzterer drang allein im Westen bis zum Jeji, im Osten bis Liria vor.

Alle diese Reisen des fünfziger Decenniums bezeichnen einen großen Fortschritt in der Exploration der oberen Nillandschaften. Man kannte

nun mehr die Hydrographie des Bahr el-Abiad und war namentlich über die vielverzweigten Nebenflüsse an seinem linken Ufer ziemlich gut unterrichtet. Dem entschlossenen Dr. Cuny gelang sogar das Wagstück, in das Innere Dâr Fûrs einzudringen. Es waren nämlich im Jahre 1857 insgeheim Agenten des Sultans von Dâr Fûr nach Kairo gekommen, wo sie vom Grafen d'Escayrac und von Dr. Cuny aufgesucht wurden. Letzterer machte sich darauf nach Dâr Fûr auf. Er folgte dem Nil bis Dongola, beging die Route des Grafen von Schlieffen nach El Obeïd und sammelte auf dieser Tour Daten über das Gebiet zwischen Kordofan und dem Nil. Ende Mai 1858 betrat er den Fûrer Boden, starb aber bald darauf zu Kobé. Von seinen Aufzeichnungen über Dâr Fûr ist wenig gefunden worden. Nach Dr. Cuny blieb Dâr Fûr bis in die neueste Zeit von Europäern wieder unbetreten.

Seit dem Beginne der sechziger Jahre können wir die Wahrnehmung machen, daß sich anstatt der Händler immer mehr wissenschaftlich gebildete Männer durch das Nilthal nach dem Sudân begeben. Bisher war die Erreichung von Dâr Fûr das im Vordergrunde stehende Ziel der Reisenden. Nun trat an dessen Stelle die Auffindung der Nilquellen. Wilhelm von Harnier, welcher am Weißen und Blauen Nil nach Büffeln jagte, kam bei dem gefährlichen Waidwerke ums Leben (1861). Dieser Reisende hatte sich Ende 1860 von Chartúm nach dem Gazellenfluß begeben, hatte die Missionsstationen Gondokoro und Santa Croce besucht, konnte aber die Wasserfälle südlich von Gondokoro nicht passieren. Er ließ daher von weiteren Anstrengungen, nach dem Süden zu dringen, ab und verlegte sich im Gebiete der Tschiér auf die Jagd. Viele neue Angaben über die oberen Nilländer verdanken wir auch dem unternehmenden Venetianer Giovanni Miani, der, ohne wissenschaftliche Bildung zu besitzen, sich lange Zeit am obern Nil aufgehalten und, von Napoleon III. und dem Vicekönige von Ägypten unterstützt, von Gondokoro bis zu den Makedo-Katarakten geschifft, von da zu Lande über Berg und Thal gezogen, bis er den Nil bei Galuffi an den Meri-Katarakten wieder erreicht hatte. Auf dieser bedeutenden Tour, die der Reisende unter beständigen Kalamitäten und Streitigkeiten mit den Eingeborenen zurückgelegt, gelangte er, am östlichen Nilufer marschierend, bis Madi und entdeckte hier die Mündung des Asua in den Nil. Im Gebiete der Galuffi schnitt er, durch Krankheit und Mangel am weitern Vordringen nach dem Süden gehindert, am 28. März 1860 zum Gedächtnis an seine Anwesenheit seinen Namen in die Rinde eines Tamarindenbaumes, unter welchem sich die Ratsherren des Ortes zu versammeln pflegten, ein, und dieser Baum ist seither auch auf den Karten unter dem Namen „Miani-Baum" zu finden gewesen. Debono war der Spur seines Landsmannes gefolgt und hatte unter 3° 10′ nördl. Breite die Elfenbeinstation Faloro angelegt. Miani war auf dieser Reise weiter

gegen Süden vorgedrungen, als alle seine Vorgänger. Später (1870—1871) finden wir denselben kühnen Wanderer vom Nil bis an den Uëlle und in das Land der Mangbattu wandern. Zwei andere Italiener, der Marchese Orazio Antinori und Carlo Piaggia, haben in den Jahren 1860 bis 1865 manche wertvolle Daten über das Nilgebiet geliefert. Antinori bereiste die Landschaften am Dschur und Bahr el-Ghazâl und zog zahlreiche Erkundigungen über die Niam-Niam ein, ohne jedoch deren Kannibalismus zu behaupten, während Piaggia als Abenteurer im Südwesten des Bahr el-Abiad in Breiten vorgedrungen war, die vor ihm noch kein Europäer betreten hatte. Antinori hat auch die bereisten Landschaften aufgenommen, denn er war stets mit Uhr und Kompaß gereist. Die von d'Arnaud entworfene Karte des Nô-Sees wurde von dem Franzosen Guillaume Lejean auf Grund autoptischer Untersuchung auf zwei Drittel der frühern Ausdehnung reduciert. Lejean war, von Napoleon III. unterstützt, den Weißen Nil bis Gondokoro hinaufgefahren, wo er sich Dr. Peney anschließen wollte. Allein heftiges Sumpffieber und die Erbitterung der Negerstämme zwang ihn zur Umkehr. Dr. Peney, ein französischer Arzt in ägyptischen Diensten, fuhr Ende 1860 mit den Brüdern Poncet den Bahr el-Abiad hinab bis Gondokoro. Von hier unternahm die Karawane einen Zug nach dem Itiéi-Flusse, einem Seitenarm des Weißen Nil, worauf Peney nach Gondokoro zurückkehrte, um sich Debono auf einem Zuge nach den südlich von Gondokoro gelegenen Landschaften anzuschließen.

Die Periode der beständigen Kreuz- und Querzüge auf dem Territorium der westlichen Zuflüsse des Nil hat bis auf den heutigen Tag angehalten. Es würde zu weit führen, wollten wir uns auf die Betrachtung aller dieser Züge einlassen. Einige derselben waren von großem Erfolge begleitet, andere verliefen wieder ohne Resultat für die Wissenschaft. Die Mitglieder der unter dem Vorsitze des Herzogs Ernst II. von Koburg-Gotha zur Aufsuchung des verschollenen Dr. Vogel ausgerüsteten Expedition entzweiten sich leider gleich zu Beginn des Unternehmens. Werner Munzinger und Kinzelbach wandten sich nach Kordofan, während Heuglin und Steudner Abessinien erforschten. Munzinger wartete mit seinen Gefährten die längste Zeit auf die Erlaubnis zur Reise nach Dâr Fûr, und als die ersehnte Antwort in negativem Sinne ausfiel, konnte sich die Expedition auflösen. Einige Teilnehmer dieser gescheiterten Expedition schlossen sich 1862 dem Forschungsunternehmen des Fräuleins Alexandrina Tinne an. Diese schwärmerische Holländerin war mit ihrer Mutter und Tante an den obern Nil gezogen. Die drei Damen brachen Ende Januar 1860 auf, erreichten Gondokoro, verfolgten den Lauf des Sobat, soweit dieser schiffbar ist, und kehrten im November nach Chartûm zurück. Hier trafen sie mit Heuglin, Steudner und dem Baron d'Ablaing zusammen und man einigte sich dahin, das Hochland an den südwestlichen Quellarmen

des Nil im Gebiete der Niam-Niam erreichen zu wollen. Die Expedition brach Ende Januar 1863 auf, befuhr den Gazellenfluß bis zum See Rek, überschritt den Dschur und gab über bis dahin unbekannte Regionen an den Ufern des Gazellenflusses wertvolle Nachrichten. Steudner, Frau Tinne und Schubert starben, der letztere, nachdem er den Elefantenjäger Klaincznik aus Krain auf einer Reise nach dem Lande der Niam-Niam begleitet hatte. Diese Expedition hatte unsere Kenntnis von den westlichen Zuflüssen des Nil um ein Areal von zwei Breite- und Längegraden gefördert. Auch in Petherick, der zum britischen Konsul in Chartúm bestellt worden war, regte sich wieder die Reiselust. Er zog mit seiner Frau und einigen Gelehrten von Gondokoro aus (1862) gegen Westen, leider zu einer Zeit, wo jedes Vorwärtskommen durch Überschwemmung und widrige Winde verleidet war, während auch die Umständlichkeiten, mit welchen Frau Petherick reiste, große Hindernisse bereiteten. Man drang in der Breite von Gondokoro gegen Westen bis Nangara, sodann gegen Süden und von hier aus wieder gegen Gondokoro, wo die Reisenden, die man bereits verloren glaubte, Ende Februar 1863 ganz erschöpft eintrafen. Gegen Petherick wurden später zahlreiche Anklagen wegen Teilnahme am Sklavenhandel erhoben, derenthalben er sich in England rechtfertigen mußte.

Ein anderer Brite, Sir Samuel Baker, war 1862 auf Veranlassung der Afrikanischen Gesellschaft in London mit seiner mutigen Frau, einer Kaufmannstochter aus Budapest, in der Absicht von Chartúm nach dem Süden gezogen, um womöglich den beiden Reisenden Grant und Speke, die von Zanzibâr ausgezogen waren, um die Nil-Seen zu finden, hilfreich die Hand zu bieten. Frau Baker reiste als Mann verkleidet zu Pferde. Das wackere Ehepaar gelangte über Tarrangole, das Land Obbo und die Madi-Berge nach M'ruli in Unioro. Baker entdeckte und befuhr den Luta Nzige (Mwutan, Albert Nyanza). Längs des Nil wandte man sich wieder nach Chartúm.

Als Grant und Speke nach ihren großen Entdeckungen ruhmumstrahlt in Europa angekommen waren, eröffnete Miani aus Neid oder Ehrgeiz gegen die englischen Reisenden eine harte Polemik. Miani selbst befand sich über mehrere Punkte der von ihm bereisten Landschaften im Irrtum. Er befehdete auf das leidenschaftlichste die beiden Briten und hatte Spekes und Grants Ansehen so weit geschädigt, daß selbst ganze Körperschaften den Angaben der englischen Reisenden keinen Glauben schenken wollten. Mianis fernere Bemühungen, eine neue Expedition nach dem Nil zu organisieren, an welcher österreichische Offiziere hätten teilnehmen sollen, waren von keinem Erfolge begleitet, und spätere Entdeckungen im Gebiete der Äquatorial-Seen bereiteten Miani die edle, aber unangenehme Demütigung, sein Unrecht einsehen zu müssen.

Von allen Reisen, die im Nilgebiete in neuerer Zeit gemacht wurden, war die bedeutendste, erfolg- und umfangreichste die Reise des deutschen Naturforschers Dr. Georg Schweinfurth. Derselbe war im Winter 1865—1866 von einer Reise längs der Küste des Roten Meeres über Gallabat und Abû Harras in Chartúm angekommen. Von hier aus begab er sich in der Absicht, die Flora des Nilthals zu erforschen, mit der Karawane des Elfenbeinhändlers Ghattas an den Bahr el-Ghazâl, befuhr diesen und begann von der Meschra dieses Flusses eine Landreise durch die bereits von den Brüdern Poncet, Piaggia, Antinori, Heuglin und Petherick besuchten Landschaften am Gazellenfluß, durchreiste die Gebiete der Schilluk-, Dinka-, Dschur-, Bongo-, Mittu- und Madi-Neger, nahm den Lauf der Flüsse Tondsch, Dschur, Molmul, Dschau und Rohl kartographisch auf und gelangte durch das Gebiet der menschenfressenden Niam-Niam und Mangbattu an einen Strom, den Uëlle, welcher seine Wasser bereits nach dem Westen wälzte. Er entdeckte ferner die Quelle des Dschur und das schon von Herodot erwähnte Zwergvolk der Acka. Die Rückreise aus diesen Gegenden, wo der gelehrte Botaniker so zahlreiche interessante Stücke zu einer botanischen, zoologischen und ethnographischen Sammlung gefunden hatte, die leider durch verhängnisvolle Fügung ein Raub der Flammen geworden ist, führte durch das Land der Dschur, Bongo, Golo, Kredsch und Ssere nach Ägypten zurück. Die Route des Forschers von der Seriba Ghattas im Gebiete der Dschur gegen Westen läuft zwischen dem 26. und 28.° östl. Länge von Greenwich parallel mit dem 8.° nördl. Breite. In direkt südlicher Richtung gelangte Dr. Schweinfurth zwischen dem 28. und 30.° östl. Länge bis Munsas Residenz im Lande der Mangbattu, also bis circa $4^1/_2$ südl. Breite. Der östlichste erreichte Punkt war Mwōlo, zwischen dem 29. und 30.° östl. Länge im Lande der Mittu; gegen Westen bildete Dem Gudschu den äußersten Punkt auf Schweinfurths Wanderung. Man ersieht leicht durch einen Blick auf die Karte, daß das Gebiet von Schweinfurths Reisetour ganze von seinen Vorgängern unbegangene Komplexe in sich schließt. Durch diese Tour wurde ungeachtet der vorangegangenen zahlreichen Reisen unsere geographische Kenntnis von den westlichen Nilländern erst begründet und die große Thatsache konstatiert, daß schon am 28.° östl. Länge von Greenwich der bereits bedeutend entwickelte Lauf eines Stromes angetroffen wird, welcher seine Fluten gegen Westen wälzt. Die ethnographischen und kulturhistorischen Errungenschaften von Dr. Schweinfurths großer Reise können, was Vielseitigkeit, Reichhaltigkeit und gediegene Ausarbeitung betrifft, zu dem Besten gezählt werden, was in dieser Beziehung über Afrika überhaupt geleistet worden ist.

Als Dr. Schweinfurth eben im Begriffe war, von seiner großen Reise nach Ägypten zurückzukehren, brach Miani, dem bei all seiner Reizbarkeit Verdienste um die Erforschung der Nilländer nicht abgesprochen

werden können, im Jahre 1871 von Kairo nach dem Süden auf und es gelang ihm, bis zu Munsas Residenz im Lande der Mangbattu zu dringen, obgleich ihm durch Feuerschaden ein ähnliches Mißgeschick begegnete, wie Dr. Schweinfurth. Die Reise war meist durch unbetretenes Land gegangen. Von Munsas Residenz machte Miani Ausflüge nach Westen und Norden und war im Uëlle-Thale sogar zehn Tagemärsche gegen Westen vorgedrungen. Hier an den Ufern des rätselhaften Stromes starb der mutige Venetianer. Über diese große Reise hat er nur wenige Aufzeichnungen hinterlassen, wohl aber gelangten aus seiner Hinterlassenschaft zwei Individuen der Acka zurück und bestätigten so das Vorhandensein der Pygmäen im Innern des Kontinents.

Sir Samuel Bakers zweite Reise nach dem Sudân, die eigentlich eine bewaffnete Expedition zur Unterdrückung des Sklavenhandels gewesen ist, brachte der Wissenschaft wenig Erfolg ein. Ersprießlicher waren die Reisen eines ausdauernden Österreichers, Ernst Marno, in den Regionen des östlichen Sudân. Nachdem er bedeutende Reisen im Gebiete des Blauen Nil ausgeführt und bis in das Galla-Land vorgedrungen war (1871), brachten ihn weitere Touren am Bahr el-Abiad und Bahr Serâf in das Gebiet der Dinka-Neger. Seine bedeutende Reise, welche auch in Bezug auf das heimgebrachte und wissenschaftlich verarbeitete Material in hohem Grade anerkennenswert ist, vollführte Marno in den Jahren 1874—1875, als er von dem Gouverneur des ägyptischen Sudân, Colonel Gordon Pascha, zur Teilnahme an einer, die Unterwerfung der Landschaften am Nil bis an die Äquatorial-Seen bezweckenden, vom Chedive ausgerüsteten Expedition eingeladen wurde. Zwischen Gordon und Marno kam es bald zu Mißhelligkeiten. Letzterer begab sich darum nach Chartúm und schloß sich dem Obersten Long bei seiner Reise in die Makraka-Berge an. Von Makraka aus wollte Marno nach Dâr Fûr eindringen, mußte jedoch seinen Plan aufgeben. Um so erfolgreicher waren daher seine Kreuz- und Querzüge in Kordofan, welche Provinz er genau kennen gelernt und beschrieben hat. Marno starb im August 1883 zu Chartúm.

Gordon Paschas Offiziere haben in der Folgezeit für die kartographische Aufnahme des Nillaufes und des Terrains der ägyptischen Provinzen sehr viel gethan. Auch seit der Eroberung Dâr Fûrs ist von seiten der ägyptischen Offiziere für die Erforschung dieses Landes manches geschehen. In erster Linie verdienen da die Namen Linant de Bellefonds', Chippendals, Watsons und des Deutschen Dr. Pfund, dann jener Romolo Gessi Paschas genannt zu werden. Letzterer war bis in die neueste Zeit in der Bekämpfung des Sklavenhandels am obern Nil thätig und hat demselben mit eiserner Hand in der That Einhalt gethan, freilich nur für die allerkürzeste Zeit, denn seine unmittelbaren Nachfolger ließen dem greulichen Gewerbe wieder frei die Zügel schießen, ja die ägyptische Re-

gierung selbst ist von dem Verdachte des Sklavenhandels keineswegs freizusprechen, da sie den Unterbeamten derartig große Summen als Steuerleistung aufträgt, daß dieselben nur mit Zuhilfenahme des Sklavenhandels aufgetrieben werden können. Eine Zeit hindurch hat man den politischen Schwerpunkt im ägyptischen Sudân womöglich nach dem Süden zu rücken getrachtet. Dies erwies sich aber mit der Zeit als unpraktisch und gegenwärtig ist die ägyptische Herrschaft über die Länder im Gebiete der Seen am Äquator wieder aufgegeben worden. Unter den Reisenden, welche noch heute in den oberen Nilländern für die Forschung in hohem Grade ersprießlich thätig sind, befinden sich Dr. Junker und Dr. Schnitzler (Emin Bei). Beide haben unsere Kenntnis bedeutend gefördert. Ganz besonders ist es Dr. Schnitzler, der alljährlich einen großen Teil unbekannten Territoriums bereist und in allerjüngster Zeit die Forschungen Schweinfurths im Westen des Bahr el-Abiad, dann jene Bakers im Osten desselben Stromes bedeutend erweitert hat.

Von Männern, die vorzugsweise der Drang nach Reisen in unbekannten Ländern nach Afrika und in das Gebiet des östlichen Sudân getrieben, wären namentlich Bohndorff, der Grieche Potargos, der Photograph Buchta, Slatin, Casati, Schuver u. v. a. zu erwähnen. Ihr Ziel war neben ernster wissenschaftlicher Forschung auch die Befriedigung der Reiselust. Von Richard Buchta stammen schöne Ansichten der Sudânländer. Schuver wurde von den Dinka ermordet.

Mit der Eroberung von Dâr Fûr hat die Forschung im Sudân einen kräftigen Stützpunkt in diesem Lande gefunden. Die Obersten Purdy, Colston, Major Prout u. a. m. haben durch Terrainaufnahmen und Konsolidierung der Verhältnisse in Dâr Fûr viel zur Kenntnis von Dâr Fûr beigetragen. Als dieses Land sich bereits im Besitze Ägyptens befand, unternahmen es zwei Italiener, Dr. P. Matteucci und Lieutenant A. Massari, vom Westen her durch Wadâï bis an den Nigir zu bringen, also Dr. Nachtigals Route umgekehrt durchzumachen, 1880—1881. Die beiden unternehmenden Männer waren vom Glücke außerordentlich begünstigt. Nachdem sich ihr Begleiter, der Fürst Borghese, in Dâr Fûr von ihnen getrennt, durchschritten sie Kordofan, Dâr Fûr, Bägírmi und die Haúſſā-Staaten und langten an der afrikanischen Westküste an. Bei Sauâkin hatten die wackeren Italiener ihre große Tour begonnen, hatten die Städte Abeschr in Wadâï, Kûka in Bórnū und Kano in den Haúſſā-Staaten besucht und waren bei Bîda an den Nigir gelangt, dessen rechtes Ufer sie bis nach Akassa am Atlantischen Ocean verfolgten. Oberflächlich geschätzt beträgt die Länge des zurückgelegten Weges über 4000 km, und diese Tour zählt ohne Zweifel zu den bedeutendsten, die jemals auf dem afrikanischen Kontinente gemacht worden waren. Matteucci starb kurze Zeit nach der Ankunft in der Heimat, und mit dem Hinscheiden dieses Mannes hat die

afrikanische Sache gleichfalls einen begeisterten Förderer verloren. Die ägyptischen Wirren in allerjüngster Zeit werden den Gang der Forschung im östlichen Sudân aufzuhalten im stande sein. Sie sind auch für die Wissenschaft und Kultur ein tief zu beklagendes Ereignis. Seit die Engländer Ägypten occupiert, erhob sich im Sudân ein Dongolaner, Muhammed Achmed, der sich als den den Islamiten verheißenen Propheten (Mahdî) ausgab und die Brandfackel des Krieges gegen den Chedive entfachte. Er erzielte anfangs bescheidene Erfolge in Kordofan, schlug darauf die Ägypter in Kordofan, dessen Hauptstadt El Obeïd er einnahm, bedrängte Dâr Fûr und nachdem er ein ganzes ägyptisches Armeekorps unter Hicks Pascha vernichtet, zog er gegen Chartúm, die Kapitale des ägyptischen Sudân. Die Ägypter entschlossen sich zum Verlassen des Sudân, und obgleich das Kommando gegen den Mahdî in die Hände energischer Männer gelegt wurde, sind dennoch in nächster Zukunft gegen die Aufständischen, meist fanatische Derwische, keine besonderen Erfolge zu erhoffen. Ein längerer Krieg, namentlich aber das Aufgeben der Provinzen Dâr Fûr und Kordofan, könnte das ganze Forschungswerk im Nilthal und den Bestand alles dessen, was seit 60 Jahren die Kultur daselbst geschaffen, gänzlich in Frage stellen.

Werfen wir einen Rückblick auf das gesamte Forschungswerk im Sudân, so sind wir von demselben eben nicht befriedigt. Kapital und Unternehmungsgeist drängen nach denjenigen Territorien Afrikas, die noch bis in die neueste Zeit gänzlich unbekannt waren und den bekannten „weißen Fleck“ auf den Karten vorstellten. Namentlich ist nichts Systematisches in der Erforschung der Länder des Sudân wahrzunehmen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dies besser werden würde, wenn vereinte Kräfte, wie die Internationale Association, ihren Blick auf den Sudân werfen würden.

Für die Darstellung der geographischen Verhältnisse der Sudânländer sind die Quellen höchst ungleich. Viele sind veraltet, manche noch nicht vollendet oder abgeschlossen, andere, namentlich ältere, höchst dürftig. Im Vordergrunde stehen als glaubwürdige Gewährsmänner für die Geographie des Sudân Männer wie Park, Caillié, Baikie, Lander, Barth, Rohlfs, Flegel, Nachtigal, Schweinfurth, Marno, Kaufmann u. v. a. m.

III.

Die westlichen Sudânländer.

Mandínka-Länder. Felâta-Reiche.

Unter dem Schlagworte „Die westlichen Sudânländer" darf man wohl mit Recht jene Landschaften des Sudân zusammenfassen, welche sich um die große Wasserader des Nigir und seines gewaltigen Nebenflusses, des Benuë, gruppieren. Gegenwärtig, wo der große Riese infolge der Verhältnisse den Verkehr und Handel aus diesen Ländern in seinem vollen Umfange noch nicht an sich zieht, und so mehr eine tote als lebendige und belebende Verkehrsader bildet, ist die geographische und kulturgeschichtliche Zusammengehörigkeit seiner Gestadeländer und jener des Benuë noch nicht so recht ersichtlich; allein sie muß und wird es dereinst werden, wenn dieses große Ländergebiet der Forschung näher erschlossen, dem Handel geöffnet, mit einem Worte der Kultur, wenn auch in geringem Maße, wird gewonnen sein. Daß das Gebiet zu beiden Ufern des Nigir am obern und Mittellaufe in seiner geographischen Bedeutung eine hohe Rolle schon in älteren Zeiten gespielt hat, beweisen uns die auf seinem Territorium entstandenen und wieder zerfallenen Staaten.

Der gewaltige Länderkomplex ist eine Hochebene von durchschnittlich 300—600 m Seehöhe, die sich gegen Nordwesten senkt, während sie im Südwesten und Süden zum Kong, Cameroons und dem Hochlande von Âdamaúa stetig ansteigt. Eine isolierte Erhebung weist der centrale Teil von Sókotō auf. Bewässert wird das gesamte Territorium vom Nigir und seinen Nebenflüssen. Der Nigir entspringt am Nordfuße des Loma-Gebirges, einem Teile des Kong, aus den ungemein wasserreichen Quellflüssen Tembi und Falico. Nachdem sich der Tembi, der als der eigentliche Quellfluß betrachtet werden kann und den die Eingeborenen wegen seines großen Wasservolumens den „Vater des Dscholiba" nennen, mit dem Falico vereinigt und zwei kleine Flüßchen, den Tamincono und Tentaraba, aufgenommen, wendet er sich, in rascher Entwicklung begriffen, durch bewaldete Hügel gegen Norden, an den ansehnlichen Städten Faranna und Kuruna vorbei und nimmt an seinem linken Ufer den Tankisso auf. Erst

von Didi ab, wo der Tankisso einmündet, ist uns der Nigir, der in seinem Oberlaufe den Namen Dscholiba führt, besser bekannt. Bei Segú, wo die französische Herrschaft festen Fuß zu fassen bestrebt ist, hat der Strom



Fig. 10. Ein Marabut vom obern Nigir und seine Diener.

bereits eine Breite von mehreren Kilometern, so gewaltig wächst sein Wasservolumen. Hier wendet er sich gegen Osten, bald aber wieder gegen Nordosten und bildet, indem er sich in zwei Arme spaltet, die 132 km

lange Insel Dschenné und wendet sich, eine zweite Insel bildend, abermals nach Norden. Hier wird er von den Fúlbē Majo oder Issa-Balleo genannt. Bei Galia hat er einen großen, gleichfalls vom Kong abrinnenden Zufluß, den Bachoi, empfangen. Bald darauf spaltet sich der Nigir zum drittenmale, wodurch die fast 300 km lange Insel Dschimballa entsteht. Der östliche Arm heißt der „schwarze", der westliche der „weiße" Fluß. Bis zur Wiedervereinigung der Arme ist das Gefälle des Stromes ein äußerst geringes, die Wassermenge eine so große, daß der Fluß oft weit über seine Ufer tritt. Der Strom wendet sich nun unter beständiger Inselbildung gegen Nordosten und bei Kábara, der Hafenstadt von Timbúktu, gegen Osten. An seinem Norduſer begleitet ihn ein 4 bis 12 km breites Überschwemmungsbett. Sein Flußthal ist von dünenförmigen Ufern begrenzt. Die Sónrhai nennen ihn hier Issa, die Tuârek N'egirreu (fließendes Wasser). Die Ufer des Nigir werden im weitern Verlaufe sumpfig, engen den Strom stellenweise stark ein, bis er Burrum erreicht, den nördlichsten Punkt seiner der Wüste zugekehrten Biegung. Bei Burrum wendet er sich plötzlich nach Südosten, das berühmte „Knie" bildend, und nimmt von hier an den Namen Quorra (Kuara oder Kowara) an. Von Dschenné abwärts erhält er keinen bedeutendern Zufluß längs dieser ganzen großartigen Biegung. Noch oberhalb der Kniebildung durchbricht er ein felsiges Plateau und bildet die merkwürdige Stromenge Tossaie, wo er nur 130 bis 160 m breit ist und sehr tief sein soll. Bei Burrum erweitert sich das Strombett durch dazwischen postierte Inseln bis zu einer Breite von 11 km. Das Thal ist sumpfig, mit Schilf und Rohr bewachsen, von hohen, steilen Wänden eingeschlossen. Schon hier finden sich kleinere Stromschnellen, die im weitern Laufe bis Sinder bedeutender werden, wogegen die Sumpflandschaft aufhört. Die Schiffahrt ist hier natürlich sehr gefährlich, die Geschwindigkeit des Wasserablaufes eine sehr bedeutende. Bei Gago und Sinder ist die Landschaft an beiden Ufern wohlangebaut. Weiter gegen Süden erscheinen am linken Ufer Bergketten. Der Strom wird hier 1600 bis 2000 m breit und nimmt am rechten Ufer den Sirba auf. Südlich von der Stadt Sai, wo Dr. Barth den Nigir zuerst überschritt, wird das Flußbett wieder enger, die Ufer felsig. Nun folgt ein ziemlich großer Teil des Stromes, der jüngst erst aufgenommen worden ist. Hier mündet am linken Ufer der Sókotō-Fluß in den Nigir ein. Der Strom wendet sich nun gegen Osten, dann gegen Süden gegen Rabba. Von Rabba abwärts ist das Bett des Flusses sehr breit, im Osten von felsigen Bergen begleitet.

Bei Lókodscha strömt dem Nigir von Osten her der gewaltige Benuë zu, dessen Quellen von Flegel entdeckt worden sind, der aber aus Âdamaúa kommt und den Gongola und Paro aufnimmt. Die deutschen Reisenden Rohlfs und Flegel befuhren diesen von Dr. Barth entdeckten Strom, ersterer von Agatu ab, letzterer bis nach Âdamaúa hinauf, und

konstatieren in ihm einen großen, schiffbaren Fluß, der einen Weg nach dem Innern des Kontinents vorzeichnet, leider aber an seinem Oberlaufe von barbarischen Negerstämmen bewohnt wird. Nach der Vereinigung mit dem Benuë fließt der Nigir in direkt südlicher Richtung bis $5^1/_2{}^0$ nördl. Breite, wo die Abzweigungen von Seitenarmen, die das Mündungsdelta bilden, namentlich des Boni und Wari, beginnen. Der Hauptstrom führt in der Mitte den Namen Nun. In 22 Mündungen gelangen die gewaltigen Wassermassen des Stromes zwischen unzähligen, mit dichten Mangrovewaldungen bedeckten Inseln in das Meer auf einer Küstenstrecke von ca. 600 km. In der Regenzeit steht das Delta vollständig unter Wasser, im Sommer ist es von tödlichen Miasmen umlagert. Die einzelnen Mündungsarme des Nigir sind sehr eng, behindern die Schiffahrt, und nur so konnte es kommen, daß man lange Zeit hindurch die Mündung des Riesenstromes gar nicht erkannt hat, daß man, als bereits sein Mittellauf bekannt war, noch immer daran festhielt, daß der Fluß mit dem Congo zusammengehöre und in diesen hineinmünde. Von Segú bis Kábara, der Hafenstadt Timbúktus, blüht ein reger Handelsverkehr auf dem Strome und vom Delta aus bis Rabba verkehren bereits regelmäßig englische Dampfer, die auch den Benuë hoch hinauffahren. Der Mittellauf des Nigir teilt wegen seiner vielen Katarakte in Bezug auf Verkehr das Schicksal der meisten afrikanischen Wasserstraßen.

Der größte Teil des westlichen Sudân ist bebautes und bevölkertes Land; dies gilt namentlich von den Grenzgebieten des mittlern Nigir; aber auch Moasina beschreibt Dr. Barth als mit bebauten Fluren bedeckt und malerische Partieen aufweisend. In die Nigirlandschaften reicht von Norden her ein mächtiger Teil der Wüste herein. An der Nordwestseite fand Dr. Lenz bei seiner Wanderung von Timbúktu nach dem Westen einen auffallenden Terrainunterschied. Auf der Hochebene des Sudân fand er nur Teiche und Brunnen mit schlechtem, oft salzigem Wasser, ausgedehnte, aber nicht sehr dichte Waldungen, erträgliches Klima, bei den Ortschaften große Mais- und Sorghumfelder. Im Stromgebiet des Senegal fand er ein feucht-heißes, fiebererzeugendes Klima, üppigere und mannigfaltigere Vegetation, fließendes Wasser und zu den angeführten Kulturen noch Baumwolle und Erdnüsse. Auf dem von Park, Mage und den neueren französischen Expeditionen durchzogenen Gebiete zwischen dem Bafing und dem Nigir, südlich von der Reiseroute Oskar Lenz', finden sich kleine Plateaus, die nur durch unbedeutende Erhebungen voneinander geschieden sind. Die Hügelketten, die sich finden, sind nur wenig erheblich und nur die Wasserscheiden sind an einzelnen Punkten durch größere Erhebungen erkennbar. Das Thal des Nigir, der in der Regenzeit anschwillt und auf jedem Ufer das ganze Gebiet 2—3 km inundiert, ist mit üppiger Vegetation bedeckt, und hier steht auch der Ackerbau in hoher

Blüte, so daß dessen Ertrag die Bedürfnisse der Bevölkerung an Reis, Hirse, Mais erheblich übersteigt. Das Nigirthal abwärts nimmt auch der

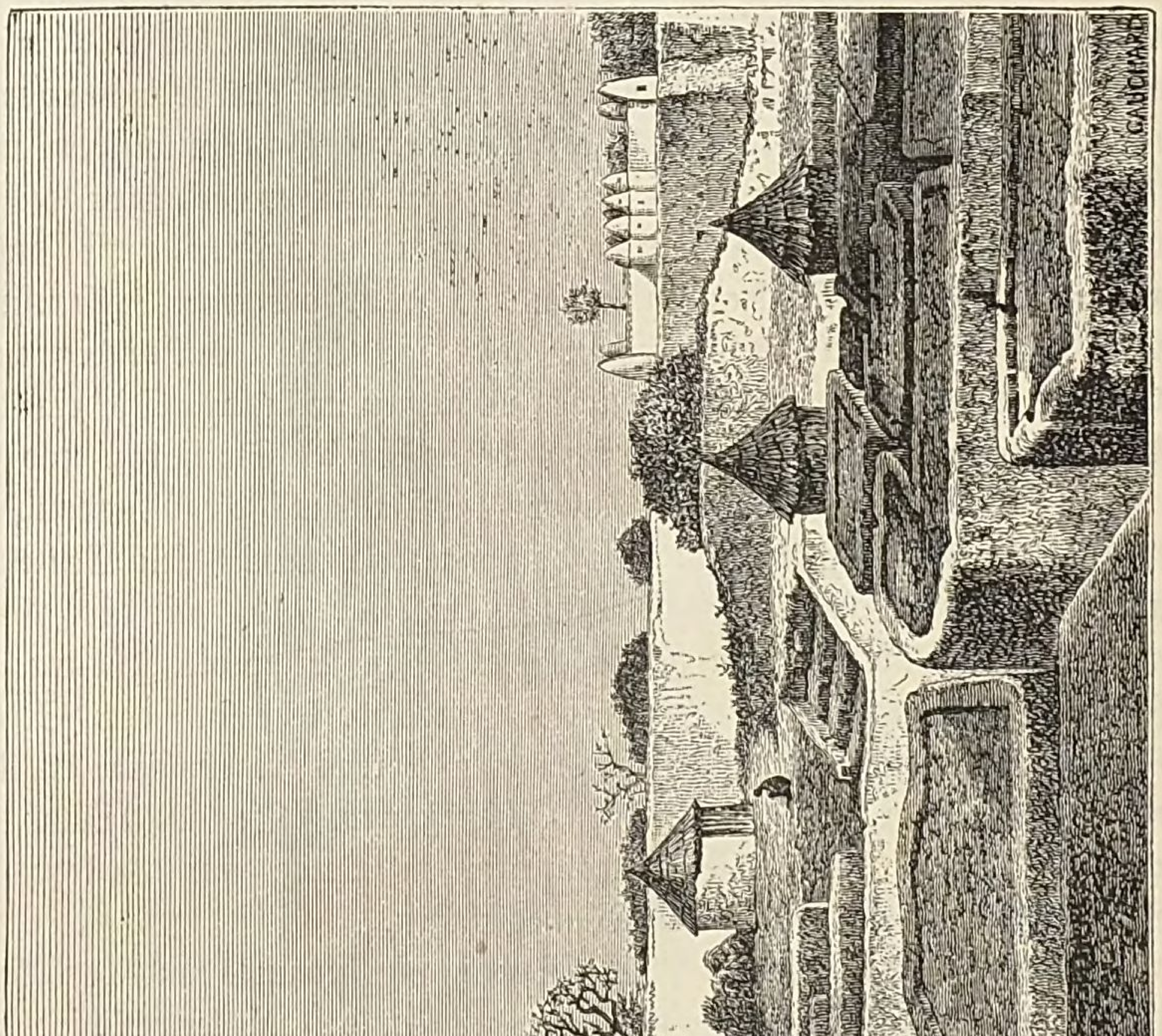


Fig. 11. Ansicht der Stadt Segu Sikoro.

Handel mit den Produkten der oberen Dscholiba-Länder seine Richtung. Das Nigirthal mit der atlantischen Küste durch einen Schienenstrang zu verbinden und so den Handel aus dem Sudân an den Senegal zu ziehen,

ist in neuester Zeit das lebhafte Bestreben der Franzosen, und es ist konstatiert worden, daß der Anlegung einer Eisenbahn vom Senegal an den Nigir nirgends erhebliche Hindernisse im Wege stehen.

An staatlichen Vereinen ragt am Oberlauf des Nigir in neuerer Zeit das Reich Segú mit der Hauptstadt Segú Sikoro (Fig. 11 u. 12) am rechten Ufer

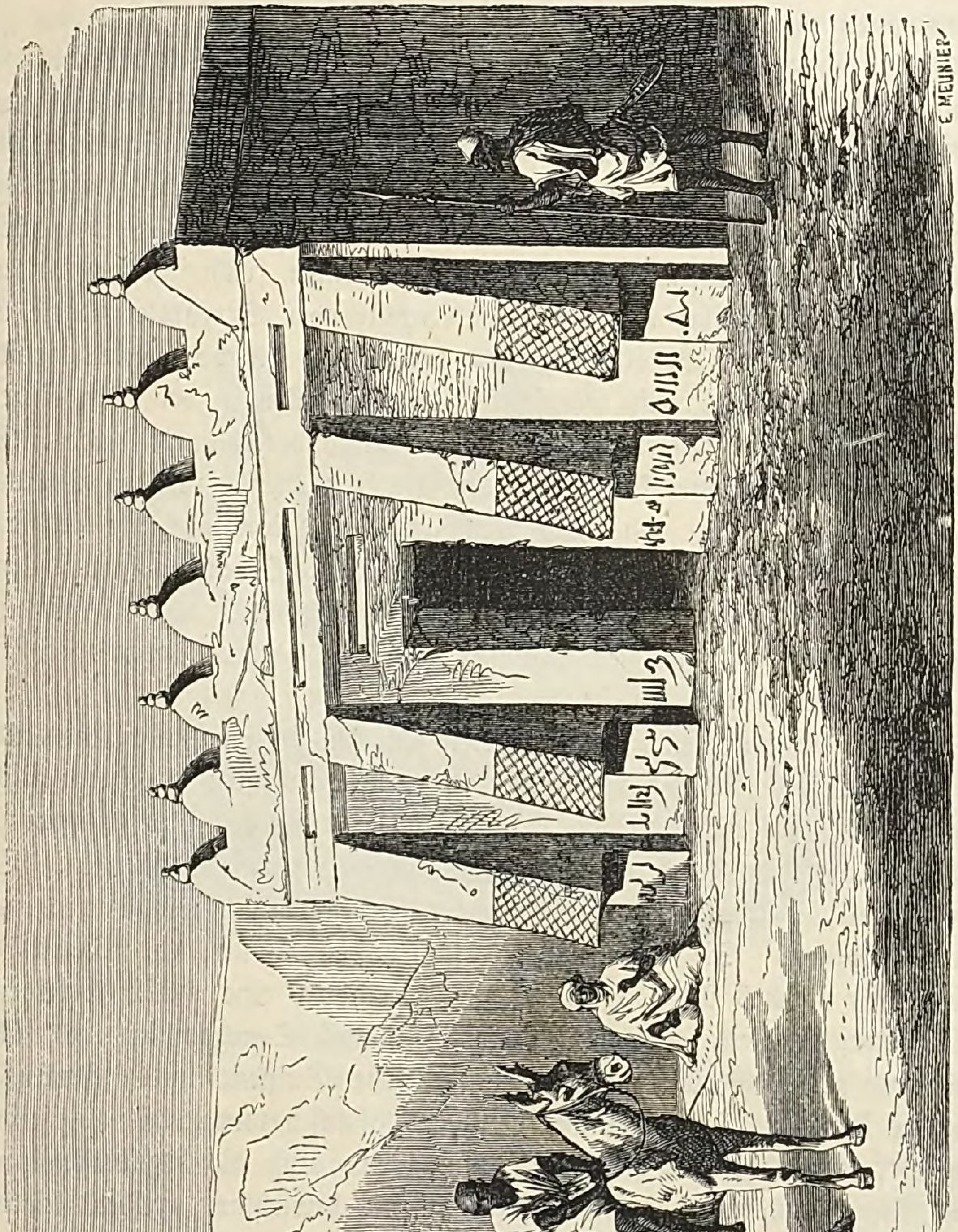


Fig. 12. Fürstliches Haus zu Segú Sikoro.

des Nigir hervor. Es beherrscht dasselbe ein Sohn des berühmten westsudanesischen Helden Hâdsch Ómar, und auch in den Grenzbezirken gegen Norden haben Ómars Söhne die Herrschaft inne. Der Áhmadu von Segú hat mit Frankreich Verträge abgeschlossen und sich unter den Schutz der französischen Republik begeben. Leider genießen Segú und seine Nachbarländer

nicht des Friedens. Eine Erhebung unzufriedener Stämme folgt auf die andere, so daß die Franzosen vorläufig nur mit Waffengewalt vorwärts zu kommen vermögen. In jüngster Zeit tauchte dort ein neuer Prophet, Samori, auf, der Kriegswirren erregt hat. Von bedeutenden Städten am Nigir sind neben Segú Sikoro, Bamaku, Jamina und Sansanding zu nennen. Die Bewohner des Nigirthales sind Málinka, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Die ethnographischen Verhältnisse der westlichen Sudânländer sind mannigfache. Die Grenze zwischen der maurischen und der Negerbevölkerung verläuft nicht gleichmäßig. Im äußersten Nordwesten des Sudân befindet sich in den Landschaften Tagánet und El Hodh das Volk der Assuanek (Suaninki, Soninka). Diese sind als kein reines Negervolk zu betrachten, sondern ein durch Aufnahme von Berber-Elementen frühzeitig entstandener Mischstamm, der früher den Namen Serechule oder Serrakolet führte und den Grundstock der Bevölkerung des ehemaligen Reiches Gana gebildet hat. Serechule heißt „weiße Menschen", und es sollen in der That einzelne Stämme durch eine hellere Farbe sich von den anderen unterscheiden. Der Name Assuanek bedeutet soviel wie „die Unterdrückten", und die Serechule erhielten diesen Namen von ihren Nachbarn, den Mandínka, die sich selbst Málinki, das heißt „Freie, Edle" nannten und die Serechule-Elemente zum größten Teile in sich aufnahmen, so daß die Suaninki nur in einzelnen Gegenden als eigentümlicher Stamm erscheinen. Ihre Sprache ist das Gadschaga, ein isoliert dastehendes Idiom.

An die Assuanek- und Berberdistrikte schließen sich im Westen und Süden des Nigir-Oberlaufes die Wohnsitze des weitverzweigten westsudanesischen Negervolkes, der Mandínka (s. Fig. 13). Vor den Eroberungen der Fúlbē waren die Mandínkas das mächtigste Volk von Westafrika. Das Reich Máli, welches auf den Trümmern des Reiches Gana erstand, war ihre Schöpfung. Sie selbst nahmen später den Islâm an. Durch den Glanz des Reiches Máli erhielten die Mandínka eine große territoriale Ausdehnung. Sie reichen heute tief hinein nach Senegambien und füllen auch das große Gebiet im Norden der Ober-Guinea-Küste. Auch ihre Sprache hat eine sehr große Verbreitung. Physisch werden sie als schöner schwarzer Menschenschlag geschildert und sollen auch die begabtesten unter allen Negerstämmen sein. Die Mandínka sind betriebsam, treiben Ackerbau und Industrie, sind aber auch tüchtige Krieger. Das letztere gilt namentlich von ihren unmittelbaren Stammesmitgliedern, den Bámbara (Bamana, Bamara), welche von den Reisenden als räuberische Horden geschildert werden. In neuester Zeit sind sie durch die Vernichtung der französischen Expedition nach Segú unter Gallieni in der letztgenannten üblen Eigenschaft wieder in den Vordergrund getreten. Sie bewohnen den größten Teil der Landschaft Segú.

Den physischen Habitus der Mandinka beschreiben Reisende recht eingehend. Danach sind die Mandinka von hoher Statur und schlank gebaut, mit offenen Gesichtszügen des echten Negertypus, die beim niedern Volke stumpf und breit, bei den Vornehmen, welche Kubari heißen, edler gebildet sind. Ihr Haar ist stark gekräuselt, erreicht aber oft eine Länge von einem halben Meter. Bartwuchs zeigt sich am Kinn, der Bart ist jedoch nicht lang und nicht dicht. Ihre Farbe weist alle Nuancen von Kaffeebraun bis zum bräunlichen Schwarz auf. Das Volk ist in hohem Grade intelligent und thätig. Seine Sprache ist einfach, aber harmonisch, reich an Vokalen und weichen Konsonanten, so daß sie an Wohllaut und Weichheit der Aussprache sehr an das Italienische erinnert. In ihrem Bau hat sie merkwürdigerweise große Ähnlichkeit mit den Sprachen des Ostens und



Fig. 13. Mandinka-Neger.

stimmt in den meisten Eigentümlichkeiten besonders mit der malayischen Sprachengruppe überein. Die Art ihrer Fragestellung ist wie im Chinesischen, in der Zusammensetzung der Wörter ähnelt sie dem Persischen, mehrere grammatische Formen entsprechen dem Hebräischen und Syrischen. Ebenso sind nicht wenige Ausdrücke, die sich auf religiöse Vorstellungen beziehen, dem Arabischen (die Mandinka sind Islamiten) entlehnt, während die Bezeichnungen von Manufakturen den europäischen Sprachen entnommen sind. Die Mandinka werden als von Natur aus heiter, zu Scherz und Lustigkeit aufgelegt geschildert. Sie sollen den Tanz bis zur Raserei lieben. Dr. Barth schätzte die Anzahl der Mandinka in den verschiedenen Negerreichen auf 6 bis 8 Millionen. Sie sind noch heute im Besitze des Großhandels im westlichen Sudân.

Die Bámbara und die Susu waren auf dem Felde der Eroberung in Westafrika abwechselnd Verbündete und Rivalen der Mandínka und teilen mit ihnen wesentlich dieselben Schicksale. Die Bámbara schätzt man auf 2 Millionen Seelen, von denen zwei Drittel Sklaven sind. Sie haben den physischen Charakter der Mandínka, sind jedoch weniger schlank als letztere, vielmehr untersetzt und robust von Gestalt mit wenig flachen Zügen. Sie sind geistig weniger begabt und sprechen die Sprache ihrer Stammesverwandten, jedoch in einer wenig ausgebildeten Mundart. Die Bámbara oder Bamana, wie sie auch heißen, sind, wie schon erwähnt, sehr kriegerisch und beutelustig, dabei aber auch emsige und thätige Landbebauer und treiben auch einen ausgedehnten Handel, dessen vorteilhafte Zweige aber zumeist die in den Nigirstädten angesiedelten Araber in die Hände genommen haben. Handelsartikel bilden Gewebe, die in vorzüglicher Qualität von den Frauen angefertigt werden und wegen ihrer schönen indigoblauen Farbe und Dauerhaftigkeit geschätzt sind. Auch die Gold- und Eisenindustrie ist bei ihnen im Schwung. Die Bámbara haben eine ziemlich thatenreiche Geschichte hinter sich, deren Hauptmomente Thronstreitigkeiten unter den Fürsten bilden. Sie begründeten am Nigir die Reiche Dschenné und Segú. Ursprünglich waren sie dem Muhammedanismus abhold, haben aber später zum großen Teile den Islâm angenommen. Der Adel, die Kubari, hat noch eine ganz aristokratische Abteilung, die Masasi, aus denen allein die Würde des in der Bruderlinie erblichen Königtums hervorgeht. Die Masasi ehelichen nur fremde Prinzessinnen, ferner Weiber der Freien des Landes und auch gefangene. Sie genießen viele Gerechtsame; sie und mit Ausnahmen die Kaste der Schmiede erleiden keine Todesstrafe. Kriegsgefangene werden, ausgenommen die verhaßten Mauren, gerne geschont. Die Häupter der Gefangenen üben im Rate des Königs großen Einfluß aus. Das oberste Gefangenenhaupt ist eine Art Höchstkommandierender. Aus den schon als Kinder Gefangenen und deren Nachkommen gehen die sogenannten Sofa hervor, Besitzer von Grund und Boden, die auserlesene Leibgarde, welche bei Stürmen auf feste Plätze, wobei die Bámbara allein eine Schlachtordnung beobachten, den Ehrenposten erhalten. Eingeborene des Stammes der Serechule (Suaninki) sind oftmals Vertraute der Bámbara, da nur sie allein im Lande lesen und schreiben können.

Interessant ist die Nachricht, daß die Mandínka, welche auch den alten Volksnamen Wákorē führen und im mittlern Sudân vorzüglich unter dem Haússā-Namen Wangaraúa bekannt sind, ursprünglich ein Land am obern Nigir bewohnt haben, welches Mali, Mani, Mandi benannt wurde, nach welchem sie sich auch Málinka, Manínka, Mandínka nannten.

Durch den centralen Teil der Mandínka-Länder hat, als der einzige Europäer, der Franzose René Caillié seine Schritte gelenkt. Er hatte,

von Cayor aus durch Senegambien ziehend, Mitte 1828 bei Babbila den Nigir erreicht und über Kankan, Kimba, Filladugu und Sambatikila Timé im Lande Wassalâ erreicht und sich von da in nördlicher Richtung über Tale, Debena durch das Gebiet der Canadugu, Bendugu und Miniankala an den Zusammenfluß des Nigir mit dem Bachoi begeben, von wo ab er teils auf dem Dscholiba selbst, teils die Uferlandschaften desselben durchmessend nach Timbúktu gelangte.

In Kankan erregte der Sinn der Mandínka für Handelsbestrebungen das Staunen des Reisenden. Er fand hier nämlich Neger, welche bis nach Sierra Leone und an den Gambia und Senegal Fußreisen gemacht. Der Herr der Stadt, Dugu-tigui genannt, hatte als beratende Körperschaft einen Rat von Greisen an seiner Seite, welche mit großer Ruhe und Würde einer Art parlamentarischen Amtes walteten und sich strenger Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit beflissen.

Das Land Wassalâ oder Wassulo fand Caillié von einer ackerbautreibenden und viehzüchtenden Bevölkerung bewohnt. Es ist von großer Fruchtbarkeit, aus schwarzscholliger Erde bestehend. Die Bewohner erwiesen sich sanft, sehr gastfreundlich und überaus mäßig. Sie gehören den Felâta an. Die Frauen befassen sich mit dem Töpferhandwerk. Der Reisende fand bei ihnen den Islâm nicht vor, er fand im Gegenteil, daß sie die Sendboten desselben abgewiesen und fest zum Heidentume hielten, eine auffällige Erscheinung. Fúlbēdörfer wechselten mit solchen der Mandínka. Sambatilla, eine große Mandínka-Ortschaft, fand Caillié mit einer doppelten Mauer von 10 bis 11 Fuß befestigt. Im allgemeinen waren die Fúlbē dieser Gebiete viel fleißiger und regsamer als die Mandínka. Allüberall wurde der abscheulichste Sklavenhandel betrieben. Selbst das Volk ist, schreibt der Reisende, so bequem, daß kein Mann recht Hand an die Arbeit legen mag und jegliches Tagwerk durch Sklaven verrichten läßt. 10 bis 15 Sklaven zu haben, das sei der schönste Traum jedes dieser Neger.

In Timé, dem südlichsten Mandínka-Ort, den Caillié besuchte, fand er denselben regen Sinn für den Handelsbetrieb, den er schon am Nigir beobachtet. Auch hier fanden sich Eingeborene, die wiederholt an der Mündung des Senegal gewesen und bis nach Dschenné und Timbúktu Handel trieben. Webewaren und Salz, an welchem das Land sehr arm ist und dessen Gebrauch bei den Eingeborenen als großer Luxus gilt, waren die Gegenstände des Handels. Die Bevölkerung von Timé besteht aus Mandínka und Bámbara, welche räumlich durch eine Mauer voneinander geschieden sind. Die Sklaven betrachten beide Stämme als ihre besten Glücksgüter. Mit der Gastfreundschaft ist es schlimmer bestellt als in den Uferlandschaften des Nigir. Die Männer sind mit Speer und Bogen bewaffnet. Der Gebrauch der Feuergewehre war zur Zeit Cailliés in Timé noch sehr beschränkt. Ein Mandínka aus diesem Teile des Sudân, bemerkt

der wackere französische Reisende, liegt durch ein halbes Jahr während der trockenen Zeit dem Handel ob und ist fähig, Anstrengungen und Entbehrungen aller Art zu ertragen. Die andere Hälfte des Jahres verbringt er behaglich mit der Beaufsichtigung seiner arbeitenden Sklaven. Der Geselligkeit wird natürlich in dieser Zeit gleichfalls sehr gehuldigt. Man nimmt gemeinsam Mahlzeiten ein; dies ist jedoch nur unter den Männern Sitte, denn die Frauen speisen zu Hause abgesondert von den Männern. Die Polygamie ist allgemein. Doch beeinträchtige sie nicht das Familienleben, welches Caillié ein zärtliches nennt. Die Einwohner von Timé kultivieren den Butterbaum, Indigo und Tabak.

Unter den Negerstämmen in diesem Teile des Sudân fand Caillié eine besondere Vorliebe für die Musik und den Gesang, besonders bei den Bámbara, deren Gebiet er auf dem Marsche gegen Norden durchzog. Ganze Nächte verbringt man in den Bámbara-Dörfern bei Tanz und Sang, und auch auf der Reise giebt man sich diesem Vergnügen hin. Eine besondere Zunft liegt der Pflege derselben ob, die sogenannten Griots (Fig. 14), die man den Troubadours oder den fahrenden Sängern sehr wohl vergleichen kann. Dieses Amt der Griots versehen nach dem Zeugnisse Calliés in den Mandinka-Ländern auch die Frauen.

Auf dem Wege von Timé an den Nigir passierte der Reisende zahlreiche Dörfer, die in dem Schatten riesiger Baobabs hingebettet waren und in welchen er schon Waren antraf, die über Timbúktu aus Europa dahin gelangt waren. Die meisten Karawanen, die nach dem Innern der Mandinka-Länder ziehen, verfrachten das Salz, Kola-Nüsse und Goldstaub. Aller Handelsverkehr von Osten und Süden ist nach Dschenné gerichtet. Je näher man dem Nigir komme, desto lebhafter werde die Gegend, desto lebhafter der Verkehr der Leute untereinander, desto reicher seien die Märkte beschickt. Die Einwohnerschaft ernährt der Transportverkehr der Senegal-Länder mit den Binnenterritorien des westlichen Sudân.

Eine hervorragende besondere Rolle spielen auf dem Territorium des Sudân die Fúlbē (Singul.: Púlō) oder „Fūla", wie sie von den Mandinka, Fillani (Sing.: Ba-Fillantschi), wie sie von den Haússā-Leuten, „Felâta", wie sie von den Kânuri, und „Fulân", wie sie von den Arabern genannt werden.

Am weitesten gegen Westen, bis an das Meer, sind sie in Senegambien vorgeschoben. In Fûta Dschallo bilden sie den Hauptbestandteil der Bevölkerung. Weiter gegen Osten haben sie ihre Wohnsitze an den beiden Ufern des obern Nigir (Moássina und Segú), dann an dem Mittellaufe dieses Stromes (Sókotō, Gandu), endlich in Bórnū, Bāgírmi und Wadâï, wo sie aber noch keinen vorwiegenden politischen und religiösen Einfluß gewonnen haben. Am Benuë dagegen (Âdamaúa) sind sie am weitesten nach Süden gerückt und bringen von da unablässig gegen den Äquator,

den sie in nicht gar langer Zeit werden erreicht haben, die heidnischen Stämme unablässig befehdend. Nirgends bilden in den genannten Land-

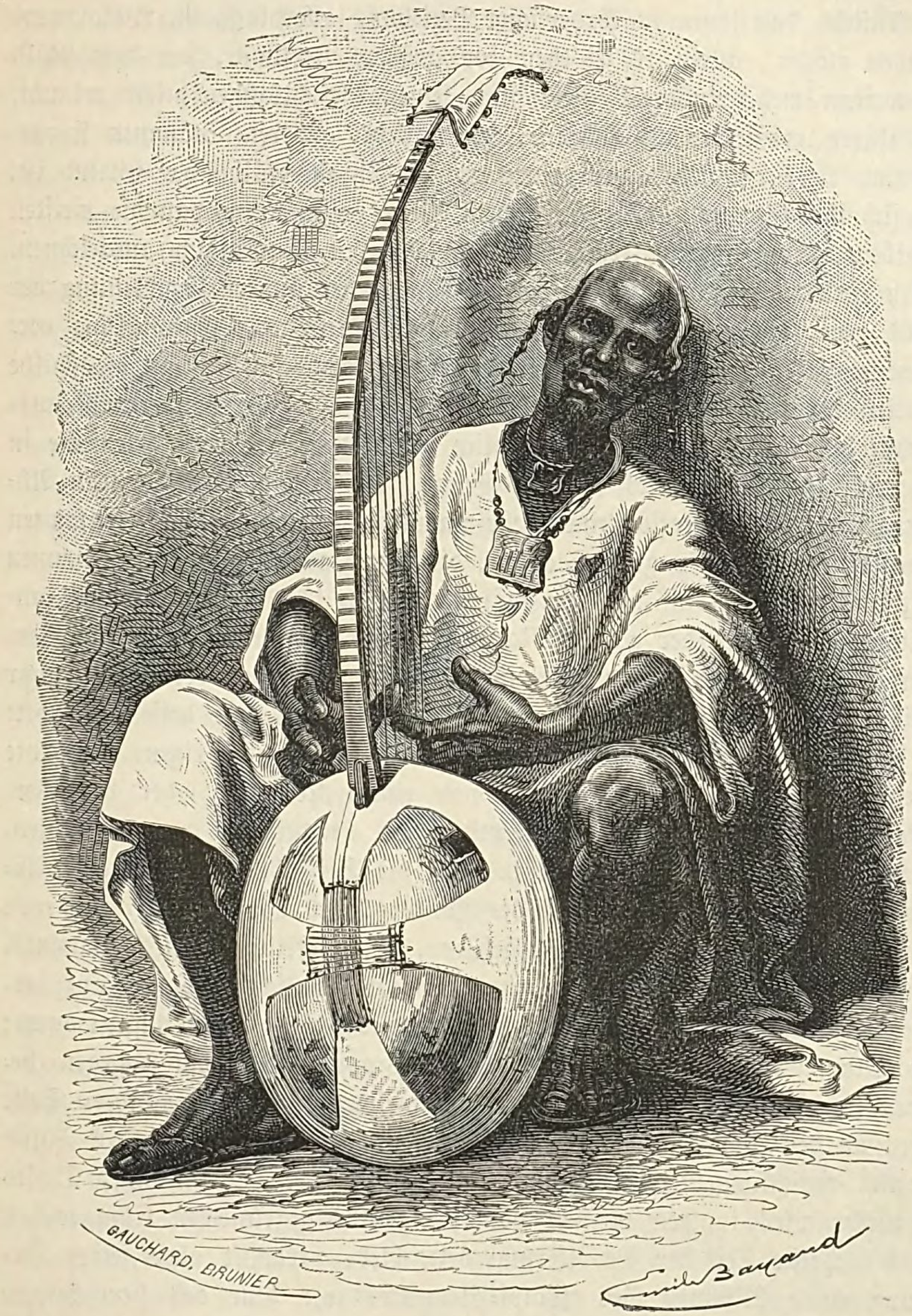


Fig. 14. Ein Griot oder schwarzer Minstrel.

strichen die Fúlbē kompakte Bevölkerungsmassen, sondern sind in kleinen Gruppen zerstreut, bald als friedliebende nomadische Hirten, bald als Kämpfer für den Islâm und als Geißel für die Nachbarn.

Dr. Barth und G. Rohlfs, welche diesen Stamm durch längern Aufenthalt unter den Fúlbē selbst kennen gelernt, stimmen darin überein, daß sie der intelligenteste aller afrikanischen Stämme sind. Barth ist der Ansicht, daß ihnen in körperlicher Beziehung allerdings die Wolof vorangehen mögen; allein es sei eben der größere Verstand, der dem Púlō bei weitem mehr Ausdruck giebt und seinen Gesichtszügen nicht erlaubt, jene Unregelmäßigkeit anzunehmen, die wir bei anderen Stämmen finden, während die karge Lebensweise einer großen Anzahl Fúlbē der Grund ist, daß sich ihre Glieder nicht in der rechten Weise entfalten, so daß die meisten derselben durch zarte Extremitäten und schlanken Wuchs sich auszeichnen. Barth ist der Ansicht, daß wir bei Erwägung der äußern Erscheinung der Fúlbē, die sowohl in der Hautfarbe als in körperlicher Entwicklung verschiedene Gegensätze darbietet, zuerst berücksichtigen müssen, daß die Fúlbe als ein erobernder Stamm, der sich über einen weiten Länderstrich ausgedehnt hat, mannigfaltige und gänzlich verschiedene nationale Elemente in sich vereinigt haben; das sei der Grund, weshalb die verschiedenen Abteilungen der Fúlbē-Nation einen sehr mannigfachen und etwas unbestimmten Charakter besitzen. Es giebt Stämme, die vom Hauptstamme so vollkommen verschlungen sind, daß man in späteren Zeiten ihre Abkunft auf die angeblichen Vorfahren der ganzen Nation zurückgeführt hat; aber außerdem giebt es noch andere, deren Stammbaum mit demjenigen der Fúlbē zwar noch nicht in so enge Berührung gekommen ist, die aber dessenungeachtet mit den letzteren auf solche Art untermischt sind, daß sie ihre eigene nationale Sprache ganz vergessen haben und von einem Reisenden, der das Verhältnis nicht genau kennt, leicht mit jenen verwechselt werden können. Hervorragend unter diesen letzteren sind die Ssissilbe; sie sind eine Abteilung des zahlreichen Stammes der Wákorē oder Wangaraúa, zu denen auch die Mandínka oder Málinka gehören. Die Abteilung dieses Stammes, welche in Haússā angesiedelt ist, hat ihr eigentümliches Idiom ganz vergessen und neben der Fulfúlde-Sprache sogar das Haússā-Idiom angenommen; ihre Stammesgenossen in der westlichern Provinz Saberma dagegen bedienen sich fast ausschließlich ihrer eigenen Sprache. Auf der andern Seite stehen an der Spitze jener Stämme, welche von der Gemeinde der Fúlbē gänzlich verschlungen worden sind, die Torobe oder Torunkaua. Dieses Geschlecht wird in den meisten von den Fúlbē gegründeten Königreichen als der edelste Teil der Bevölkerung betrachtet, verdankt aber seinen Ursprung einer Mischung des Wolof-Elementes mit dem des herrschenden Stammes. In gegenwärtiger Zeit werden aber die Ausdrücke Wolof und Púlō in Senegambien als Gegensätze gebraucht, indem Wolof eine Person von schwarzer, Púlō einen Mann von roter Hautfarbe bezeichnet. Ganz besonders dieses Element der Torobe bringt im Typus der Fúlbē-Gemeinde eine große Mannigfaltigkeit hervor, indem die Torobe im allgemeinen von

hoher Statur und starkem Gliederbau sind, sowie große Züge und eine ganz schwarze Hautfarbe haben, ganz im Gegensatze zu den übrigen Abteilungen des großen Púlō-Stammes, die sich durch eine gelbrötliche oder kupfrige Hautfarbe, kleine Züge, kleine Extremitäten und einen schmächtigen, mittelgroßen Körperbau auszeichnen.

Neben den Torode, fährt Barth fort, gebe es noch zahlreiche andere Nationalitäten, die von dieser großen, erobernden Nation verschlungen worden sind; aber diese anderen Abteilungen seien im Gegenteil eher erniedrigt. Einige sind, von den Fúlbē verdrängt, zu der Beschäftigung von Mäklern, andere zu dem Range von Tischlern herabgedrückt, andere wieder Weber, Schuster, Schneider, Sänger, Bettler u. s. w. geworden. Diese Unterschiede geben der Gemeinde der Fúlbē den Charakter einer Kastenabteilung. Das Verschmelzen der westlichen Negerstämme, besonders der Wolof und Wákorē, mit der Fúlbē-Nation bietet den unumstößlichen Beweis davon dar, daß der Eroberungszug der letzteren sich von Westen nach Osten bewegte, und nicht in entgegengesetzter Richtung, wie man allgemein geglaubt hat. Bei unserer geringen Kenntnis von der Wanderung der Stämme im allgemeinen und der afrikanischen insbesondere ist es noch schwer möglich, zu erklären, wie dieser Stamm zu seinen Wohnsitzen in der Gegend am untern Laufe des Senegal kam, da sein Charakter von demjenigen anderer in derselben Gegend ansässigen Stämme so außerordentlich abweicht und augenscheinlich mit einigen Stämmen im fernen Osten gewisse Züge gemein hat. Ganz besonders sind es die Malayen in Java und Sumatra, mit denen der Charakter der Fúlbē in gewissen Punkten übereinstimmt. Barth selbst ist der Ansicht, daß ihr Ursprung in der Richtung nach Osten zu suchen ist; aber das beziehe sich auf eine Zeit, die für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, während sich das, was Barth über den Fortgang ihrer Eroberung von Westen nach Osten anführt, auf historische Zeiten bezieht, die Periode vom 14. Jahrhundert an umfassend. Dr. Barth glaubt, daß es sich mit der Zeit klar herausstellen werde, daß die Pyrrhi Aethiopes des Ptolemäus die helle herrschende Bevölkerung von Ganata waren. Nach und nach wanderten sie in Bórnū, Bāgírmi und Wadâï ein und berühren mit ihren Vorposten bereits den Nil.

Beachtenswert sind aber auch die eigenen Sagen der Fúlbē über ihre Herkunft. Diese berichten, daß während der Eroberung Nordafrikas durch die Araber im 7. Jahrhundert ein arabisches Heer bis in das am Senegal gelegene Land Tôro vorgedrungen sei, und als dieses Heer wieder nach Ägypten zurückbeordert wurde, sei Okba ibn Amer, der Anführer desselben, beauftragt worden, die Bewohner von Tôro, die Tororbo, im Islâm zu unterrichten. Okba heiratete eine Tochter des Tororbo-Fürsten und ließ dieselbe, als er selbst nach Ägypten zurückkehrte, mit vier Söhnen, Dita, Nassir, Rerebi und Wandscha, zurück, welche nun die Stammväter

der Fúlbē geworden seien. In Haússā geht die Sage, Okba sei nach Dala, dem spätern Kano, gekommen und habe die Tochter des Königs Abbûa geheiratet, deren Söhne eben die genannten vier Stammväter der Fúlbe gewesen seien.

Wo sich die Fúlbē, berichtet Rohlfs, unvermischt erhalten haben, da ist ihre Hautfarbe gelb wie matte Bronze, der Körperbau wohl proportioniert und die Gesichtsbildung der der kaukasischen Rasse entschieden sehr nahestehend: etwas niedere Stirn, mitunter breite, doch nie platte Nase, schmale, nicht wulstige Lippen, keine hervortretenden Backenknochen, ausdrucksvolle schwarze Augen, dazu starker Bart und glänzend schwarzes, zwar krauses, doch langes Haar. Die Fúlbe, welche der deutsche Forscher Gotthold A. Krause beobachtet, ließen genau zwei getrennte Klassen unterscheiden: die braune oder rote aus Sókotō und den Haússā-Staaten und die schwarze aus Bórnū und Âdamaúa. Die ersteren hatten schmächtige Glieder, eine helle Haut und ein den Indogermanen ähnliches, bisweilen sogar vollständig gleiches Gesicht; ihrer psychischen Seite nach waren sie lebhaft, verständig und von ernstem Wesen. Die schwarzen Fúlbē waren fleischiger, hatten weniger Ebenmaß im Gesichte, waren von kleinerer Statur und sehr lebensfroh. Sie sind gewiß kaum mehr reinen Blutes, sondern mit verschiedenen Negerstämmen vermischt. Die Männer tragen ein weißes, oben viel gefälteltes Kattunhemd mit langen weiten Ärmeln (s. Tonbild); die Frauen winden ein Stück Baumwollenzeug, aus Streifen zusammengenäht, um die Hüfte, so daß der Oberkörper unbedeckt bleibt. Die jungen Leute gehen bis auf einen Schurz ganz nackt. Rohlfs vermutet, die Fúlbē seien ursprünglich ein viehzüchtendes Nomadenvolk gewesen und hätten erst später von den Haússā den Getreide- und Gemüsebau gelernt, darin aber, wie in anderen Arbeiten, ihre Lehrmeister übertroffen. Neben dem Landbau treiben sie auch jetzt noch etwas Rindviehzucht, die weiter nach Süden ganz aufhört. Sie bereiten gleich den Negern gute Butter, haben es aber nicht bis zur Käsebereitung gebracht. Die Hütten der Fúlbē und der Haússā bestehen aus Thonwänden und einem bienenkorbähnlichen Dache und leisten gegen Regen und Wind guten Widerstand. Ihre Wohnungen legen die Felâta recht praktisch an und unterscheiden sich dadurch von ihren Nachbarn des Ostens und Westens. Rohlfs schildert die Felâta-Dörfer als weitläufig und die Häuser weit auseinander gebaut. Während z. B. ein Kânuri-Haus (Fáto) aus mehreren Hütten zusammengesetzt ist, die ohne Ordnung in einem viereckigen Gehege aufgebaut sind, besteht eine Felâta-Wohnung aus drei bis vier Hütten, die im Kreise gebaut sind, und deren Zwischenräume durch große thönerne Vorratsgefäße, welche die Höhe der Hütten selbst erreichen, ausgefüllt sind. Eine dieser Hütten öffnet sich durch hohe Thüren nach außen, auf den von den übrigen Hütten gebildeten Raum. Diese hohen Thüren, durch die man aufrecht hindurchschreiten kann, sind





Ein Felâta-Scheich.

auch ein wesentliches Unterscheidungszeichen von den anderen Negerhütten. Die übrigen Hütten öffnen sich nur auf den Hof durch ein rundes Loch von 0,4 m Durchmesser. In der Mitte des Hofes stehen meist noch ein oder mehrere große Vorratsgefäße, und oft ist das Ganze mit Matten überdacht. Die Behausungen der Felâta repräsentieren also ein ganzes Haus, während sich bei anderen Negervölkerschaften nur Höfe und Hütten finden. Indessen ist die Reinlichkeit nicht die starke Seite der Felâta. Ihre Wasserkrüge, Eßtöpfe, Matten und sonstigen Geräte zeugen von der Geschicklichkeit und dem Farbensinn der Verfertiger. Rohlfs sah Matten in Mannshöhe von zierlichem Geflechte und geschmackvoller Zusammenstellung der Farben, die mit 4—5000 Muscheln oder einem Maria-Theresia-Thaler (diese Münze ist im ganzen Sudân im Umlauf) bezahlt wurden. Derselbe Forscher berichtet, daß die Felâta überhaupt in ihrem ganzen Wesen etwas sehr Höfliches und Feines haben, das sie vor den anderen Negern vorteilhaft auszeichnet. Von Natur sanft, wie denn auch die Gesichtszüge etwas Sanftes haben, grüßen sie schon von weitem, und obgleich sie Fremde nicht nach Art der Muhammedaner bewirten, leisten sie doch Reisenden gerne Hilfe und unterstützen Arme. Ganz außerordentlich ist die große Sicherheit des Eigentums, die in den Reichen der Felâta herrscht. „Als wir im ersten Dorfe der Felâta ankamen," schreibt Rohlfs, „und unsere Tiere wegen der allzu engen Thore nicht in den Ort konnten, luden uns die Bewohner ein, in den Ort zu kommen, um in Hütten zu schlafen. ‚Laßt nur Pferde und Kamel ruhig draußen vor dem Thore, hier wird euch nichts gestohlen,' sagten sie, ‚wir haften dafür.'" Rohlfs fand dies in der Folgezeit bestätigt und rühmt die große Sicherheit des Eigentums bei den Felâta. Die Felâta, obgleich zum Teil Muhammedaner, zum Teil Heiden, haben das miteinander gemeinsam, daß sie alle als erster Regel gesellschaftlicher Ordnung und Gemeinlebens dem Grundsatz huldigen: „Thue keinem etwas, was du nicht wünschest, daß man es dir thue." Hierin liegt, meint Rohlfs, das ganze Geheimnis ihres wohlorganisierten Staates, wie man ihn im Innern Afrikas unter den Negern kaum vermuten sollte. Über das bescheidene Wesen junger Fúlbē hat sich auch Dr. Barth wiederholt in lobenden Ausdrücken geäußert. Bemerkenswert ist, daß die Fúlbē infolge ihrer starken Vermischung mit den Schwarzen immer mehr von den körperlichen Unterscheidungs-Merkmalen ihrer Rasse einbüßen, und daß es, wie Rohlfs meint, anzunehmen sei, daß die Fúlbē vielleicht schon nach drei oder vier Generationen ganz in der Negerrasse aufgehen werden. Gegenwärtig sind die Fúlbē die herrschende Klasse in den Landschaften Moássina, im Reiche Gando oder Gwandu, Sókotō und Âdamaúa. Diese Staatenbildungen können als ihre eigenen Schöpfungen betrachtet werden. Über ihr stetes Vordringen nach dem Osten haben die Reisenden mannigfaches berichtet. Im 18. Jahrhunderte sollen sie als Muhammedaner in Fûta Tôro von

den Ungläubigen bedroht worden sein und sich allmählich nach den Haúſſā-Ländern gewendet und hier ein nomadisierendes Leben im Walde und in der Grasſteppe geführt haben, bis sie mit ihrem gewaltsamen Eintreten für die Verbreitung des Islâm zu Ende des vorigen Jahrhunderts in den damals zum größten Teile noch heidnischen Negerländern eine politische Rolle zu spielen begannen. Ihre Politik war die der Eroberung, Staatengründung und gewaltsamen Verbreitung des Islâm. In der That gelang

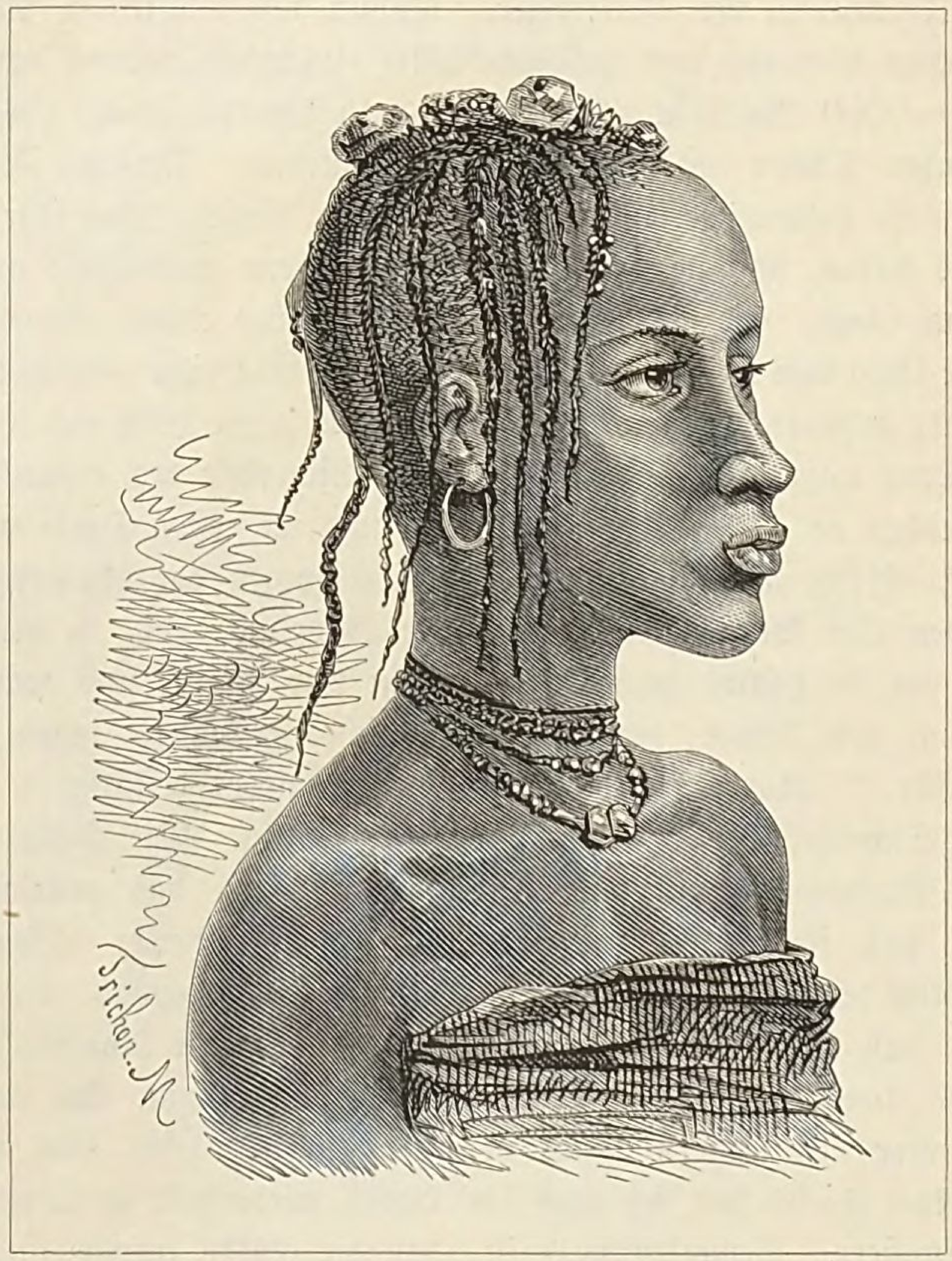


Fig. 15 a. Junges Fúlbē-Mädchen.

ihnen die Gründung der Reiche Moáſſina, südlich von Timbúktu, welch letztere Stadt sie seit 1826 ebenfalls unaufhörlich bedrohen, Sókotō und Gando. Auch ein Teil der Joruba- und Nufe-Länder ist von den Fúlbē abhängig. Ihre numerische Menge wird auf 6 bis 8 Millionen Köpfe angegeben, ohne daß indessen diese Zahl auch nur mit annähernd sicherer Gewißheit behauptet werden könnte.

Über den Impuls zur Gründung des Sókotō- und Gando-Reiches

wird uns folgendes berichtet: Ein Fúlbē-Priester Namens Othmân dan Fôdio („dan“ bedeutet „Sohn von“) geriet mit dem Herrscher des jetzt zu Sókotō gehörigen Gebietes von Gobir, einem Heiden, in Streit und Krieg, im Verlaufe dessen es ihm gelang, ein mächtiges Reich zu gründen und seine Herrschaft im Westen bis an den Ocean, im Süden bis in heute noch unbekannte Territorien auszudehnen; den Kern desselben bildeten die Provinzen des heutigen Reiches Sókotō. Auch Bórnū, oder besser gesagt

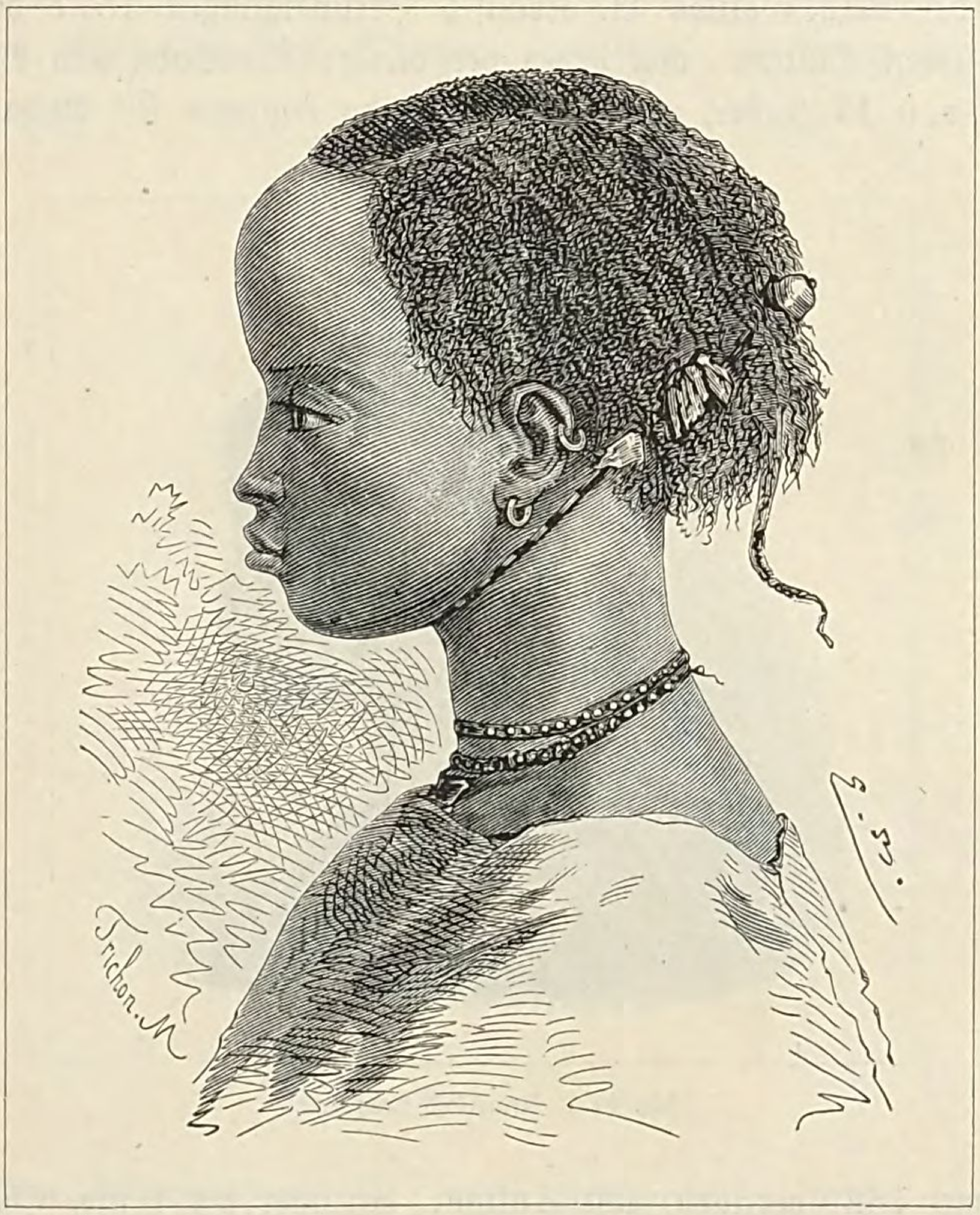


Fig. 15 b. Junges Fúlbē-Mädchen.

Kânem-Bórnū, wurde von ihm bezwungen, aber nicht dauernd unterworfen, denn es war hier einem Scheïch Muhammed el-Amîn el-Kânemi gelungen, eine neue Herrschaft mit dem Kernlande Bórnū zu begründen und der Stifter der noch gegenwärtig in Bórnū herrschenden Dynastie zu werden.

Othmân, den sein Bruder Abdallâhi und sein Sohn Bello bei seinen Unternehmungen kräftig unterstützt hatten, nahm den Titel „Emîr el-Mumenîn“ (Fürst der Gläubigen) an und teilte sein Reich in zwei Teile, indem er den westlichen mit der Hauptstadt Gando seinem Bruder Abdallâhi

übergab, den andern im Osten und Süden mit der Hauptstadt Sókotō seinem Sohne Bello überließ. Sultan Bello ist durch die Berichte der englischen Reisenden Oudney, Denham und Clapperton in Europa näher bekannt geworden.

Diese Reiche hatten keine besonderen Namen und man pflegt sie gewöhnlich nach den Hauptstädten zu benennen und hat sie auch so auf die Karten eingetragen. In Sókotō regierten seit Othmân, welcher am 10. April 1818 verstarb, bis auf den gegenwärtig herrschenden Fürsten Moâs dan Bello, der nach Gottlob A. Krauses Erkundigungen 1877 den Thron bestieg, sieben Sultane, von denen der vierte, Àlī Baba dan Bello, am längsten, d. i. 17 Jahre, regierte. In Gando regierten seit Abdallâhi, der



Fig. 16 a. Frau aus Moássina.

im Sommer 1829 verstarb, acht Sultane, darunter der dritte, Chalîlu dan Abdallâhi, 20 Jahre lang. Der gegenwärtige Herrscher, Hánafi dan Chalîlu, ist, wie Krause berichtet, seit 1879 auf dem Throne.

Von der hohen Intelligenz und dem eifrigen Studium der heiligen Bücher mögen uns einige litterarische Bestrebungen der Fúlbē-Fürsten Zeugnis geben. Der Gründer von Sókotō und Gando, Othmân dan Fôdio, wird als der größte Dichter seines Volkes betrachtet, dessen Gesänge weithin im Sudân gesungen werden. Sultan Bello hat außer großem Kriegsruhm auch litterarische Leistungen aufzuweisen, insofern als er Werke geschichtlichen, geographischen und religiösen Inhalts verfaßt hat. Auch Abdallâhi und Fôdio, ein Sultan von Gando, waren litterarisch thätig. Ein Sohn Sultan

Bellos, Saîdu dan Bello, verfaßte eine Grammatik der Fúlbē-Sprache (des Fulfúlde) unter dem Titel „Náhau Fulfúlde“ mittelst arabischer Schrift. Diese Bücher werden noch jetzt im Sudân verbreitet und ohne besondere Kosten könnten solche, meint Krause, nach Europa geschafft werden. Derselbe Reisende bemerkt auch, der Púlō lerne mit Leichtigkeit fremde Sprachen, und lenkt namentlich das Augenmerk der Missionäre auf die Fúlbē, die zum Christentum bekehrt werden könnten. Die Sprache der Fúlbē ist von Europäern wiederholt bearbeitet worden.

Nach dem Tode Othmân dan Fôdios unternahm es einer seiner Heerführer, im Westen an dem Oberlaufe des Nigir ein Reich zu gründen,

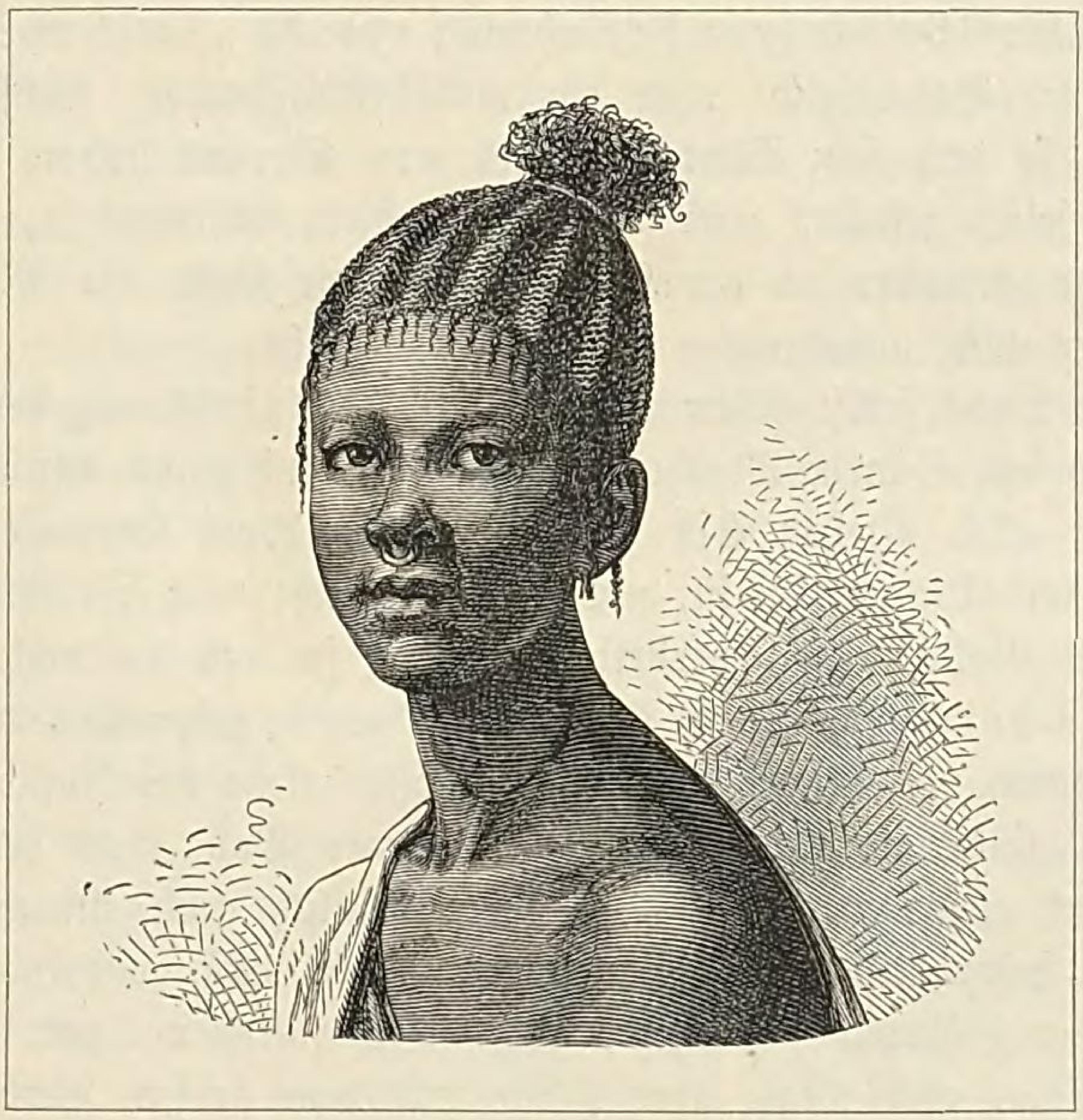


Fig. 16 b. Frau aus Moássina.

nämlich Moássina (nach Dr. Lenz' Aussprache), dessen Hauptstadt Hamdallâhi wurde. Dieser unternehmende Mann führte den Namen Hamadu Labo (Lebbo), konnte sich aber mit seiner Errungenschaft gegen die Nachbarn, namentlich die kriegerischen Bámbara und Feláta, nicht behaupten. Der berühmte Fúlbē-Fürst Hâdsch Ómar, der den Franzosen in Senegambien so viel Verlegenheiten bereitet, wandte sich, als seine Waffen gegen das Übergewicht der Franzosen keine praktischen Erfolge aufzuweisen vermocht, gegen Moássina, zerstörte das Reich und dessen Hauptstadt, die seit dieser Zeit in Trümmern liegt. Hâdsch Ómars Söhne beherrschen heute das Reich Segú, das mit den Franzosen sich zu alliieren versucht. Ob das am obern Nigir neu gegründete Reich Segú Sikoro auch in Zukunft

dauernden Bestand haben werde, ist mit Rücksicht auf die Gelüste der kriegerischen Bámbara sehr zu bezweifeln, welche in neuester Zeit dem Vordringen der Franzosen energischen und erfolgreichen Widerstand geleistet haben.

Bevor die Felâta in das von ihnen occupierte Gebiet an der großen Nigirbiegung eingezogen waren, blühte die Herrschaft eines andern Volkes, das heute keine politische Rolle mehr spielt, aber hochinteressant ist. Es sind dies die Sónrhai oder Sónghai. Die Kenntnis seiner Vergangenheit danken wir Heinrich Barth, welcher auf seiner großen Reise einen Auszug aus einem sudanesischen Geschichtswerke, den Jahrbüchern des Ahmed Baba, gemacht hat. Dieses Werk enthält eine vollständige Geschichte des Reiches Sónrhai von den ersten Spuren historischer Urkunden bis zum Jahre 1640 unserer Zeitrechnung und ist „Tarich es-Sudân" betitelt. Ahmed Baba selbst war ein wahrheitsliebender, höchst achtbarer Charakter, so daß sein Werk für uns von überaus hohem Werte und, wie Barth selbst gesteht, einer der bedeutendsten Beiträge ist, welche das gegenwärtige Zeitalter zu der Kenntnis der Geschichte der Menschheit in einem bisher ganz unbekannten Zweige geliefert hat.

Ahmed Baba selbst beschränkt sich auf die Aufzeichnung der politischen Verhältnisse des Sónrhai-Reiches und läßt sich nirgends auf ethnologische Fragen ein. Die ältesten Sitze der Sónrhai, deren Kapitale später das berühmte Timbúktu gewesen ist, und deren Sprache nach der Niederwerfung des Reiches Mali weithin verbreitet wurde, so daß sie noch heute von Timbúktu und der Landschaft Asuad bis Agades gesprochen wird, zogen sich nach Barth von Burrum aus, dem großen Knie des Nigir, am Flusse abwärts. Timbúktu, dessen Gründung Ahmed Baba von den Imoschag oder Tuárek ausgehen läßt, hatte wahrscheinlich auch ein großes Kontingent der Sónrhai-Nation. Merkwürdig ist es, daß, während der Islâm in den beiden größeren westlichen Königreichen, welche vor dem der Sónrhai blühten, Gana und Mali oder Melle mit dem großen Verkehrscentrum Biru oder Wallata, augenscheinlich von Norden ausging, Sónrhai wahrscheinlich vom Nordosten her, von Ägypten, civilisiert worden ist, mit welchem Lande es, wie erwiesen ist, im innigsten Verkehre stand. Der König Sſoni Âlī, ein grausamer, aber mächtiger Despot, eroberte Timbúktu und hob diese Stadt zu ungeheurer Größe (1488). Er war es, an dessen Hof in Timbúktu die Könige von Portugal João und Emmanuel Gesandtschaften geschickt haben. Hâdsch Muhammed Askia, der sich gegen den Sohn Sſoni Âlīs erhob, gründete die neue Dynastie der Askia. Dieser Muhammed Askia, den Dr. Barth den größten Regenten nennt, welcher je über das Negerland herrschte, hat die Herrschaft der Sónrhai vom Nigir bis an den Atlantischen Ocean und gegen Norden bis nach Marokko ausgedehnt, die unterworfenen Stämme mit Gerechtigkeit und Billigkeit regiert und allerorten innerhalb der Grenzen seines weiten Gebietes Fülle und

Wohlhabenheit, sowie auch solche Einrichtungen muhammedanischer Bildung, wie er sie für seine Unterthanen nützlich erachtete, hervorgerufen. Das mächtige Reich Askias war wohl organisiert und in eine Reihe von Statthaltern gelenkter Provinzen geteilt. Unter seinen Nachfolgern zerfiel dieses große Reich. Am Ende des 16. Jahrhunderts (1590) erschien nämlich das Heer des Sultans Mulej Hamid von Marokko mit Feuerwaffen versehen unter dem Befehle Dschotar Paschas im Sudân, besiegte den Askia Jsak, den letzten Sultan Sónrhais, und zwang ihn zur Flucht. Das Reich wurde eine Beute der Marokkaner, die jedoch bald in der Negerbevölkerung aufgingen, bis endlich die Fúlbē die Herren des Gebietes wurden. Von Sónrhai aus war sogar das südliche Asben bekriegt und 1516 unterworfen worden. Über die Sitten und Gebräuche und den gesellschaftlichen Zustand des Sónrhai-Reiches während der Periode seiner Blüte ist bei Ahmed Baba wenig zu finden, dennoch hat Dr. Barth manches daraus zu abstrahieren vermocht. Der Jslâm war von der königlichen Familie im elften Jahrhundert angenommen worden, allein der größte Teil der Bevölkerung war zu jener Zeit noch dem Heidentume ergeben. Bei der Annahme des Jslâm ward dem Herrscher der Sónrhai von einem Emîr el-Mūminîn (Fürsten der Gläubigen), wahrscheinlich aus Ägypten, als Symbol seiner geistlichen und weltlichen Macht ein Schwert, ein Ring und eine Abschrift des Koran übergeben. Also schon in so früher Zeit zeigt sich der Einfluß vom Osten, der übrigens auch anderweitig noch bestätigt wird. So haben die Sónrhai durch Vermittlung der Handelsleute aus Audschila verschiedene Institute von Ägypten aus empfangen. Eines derselben ist die Totenbestattung. Selbst diejenigen unter den Königen von Sónrhai, welche in den entlegensten Teilen des Reiches gestorben sind, wurden mit der größten Mühe nach der Hauptstadt geschafft und daselbst begraben. Auch wenn ausgezeichnete Feinde auf dem Schlachtfelde geblieben waren, ward strenger Befehl erteilt, an ihnen die bei den Toten üblichen Gebräuche zu vollziehen.

Jn Timbúktu und Garho gab es nach der Einführung des Jslâm muhammedanische Gelehrtenschulen und Gelehrsamkeit, und Studien wurden selbst im Schoße der königlichen Familie auf das lebhafteste betrieben. Ahmed Baba, der Verfasser der Geschichte von Sónrhay, überliefert uns ein langes Verzeichnis der gelehrten Männer des Sudân. Er selbst besaß eine namhafte Bibliothek in Timbúktu. Der Handelsverkehr war im Sónrhai-Reiche ein sehr lebhafter. Die Umsatzartikel bestanden in Gold und Salz. Als Münzen waren schon damals eigene von Persien eingeführte Muscheln im Gebrauch, und Luxusartikel der Araber wurden in den Nigirländern importiert. Das Pferdewesen wurde durch Einführung einer edlen Berberrasse gehoben, und bis auf unsere Tage besteht die Hauptwehrkraft der Länderstriche am Nigir in der Reiterei. Feuerwaffen waren

nicht im Gebrauch, wohl aber Panzerhemden und Kupferhelme. Eben dieser Umstand, das Fehlen der Feuerwaffen auf seiten der Sónrhai, war

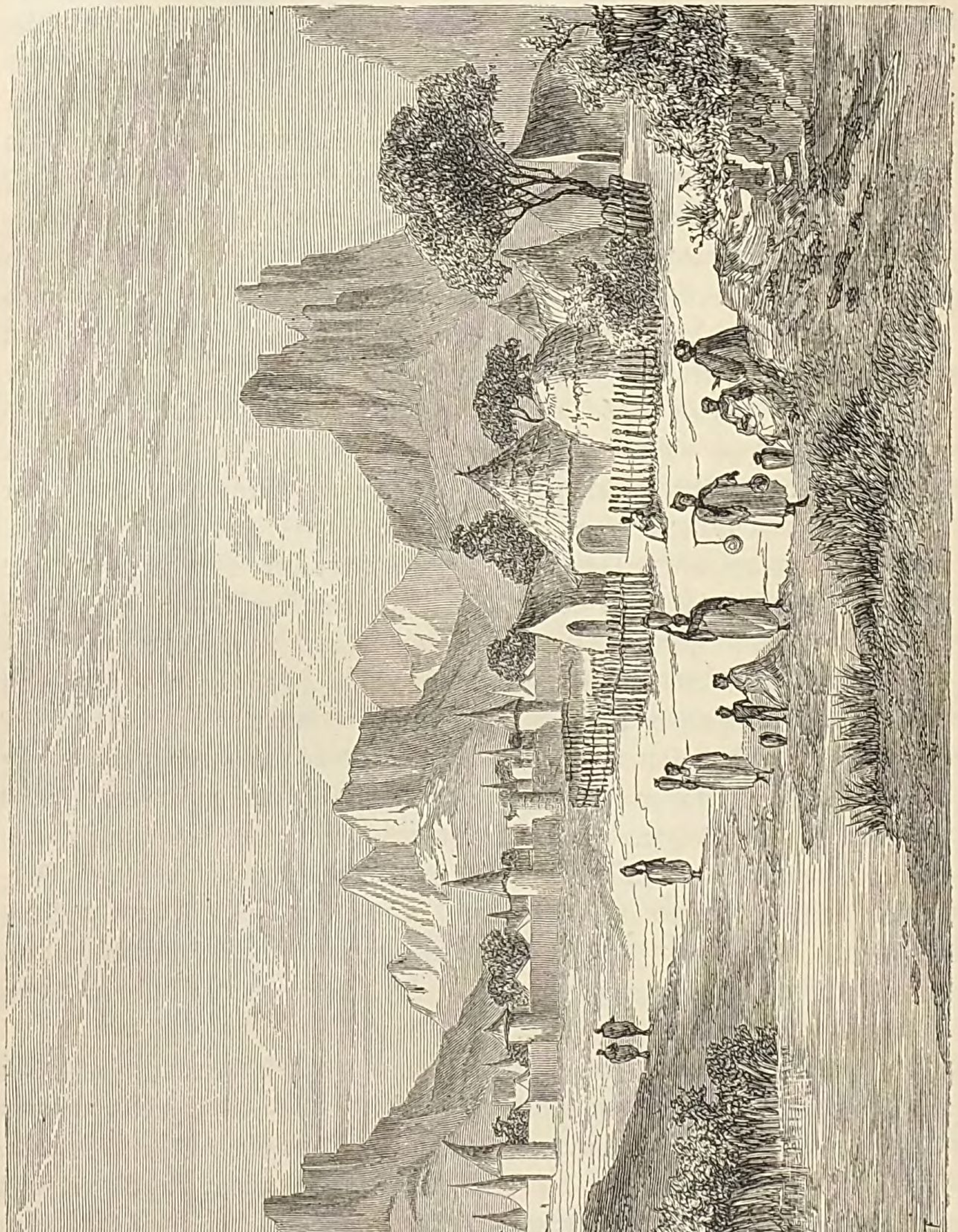


Fig. 17. Ein Sónrhai-Dorf.

es, der den marokkanischen Herrschern die Eroberung des Sónrhai-Reiches ermöglichte.

„Neben einem gewissen Grad von Civilisation," schreibt Barth, „blieben ohne Zweifel auch noch manche barbarische Gebräuche bestehen, wie z. B. die Beibehaltung der Geißel, welche wir in anderen Gegenden des Negerlandes selten finden, ausgenommen zur Züchtigung von Sklaven, die wir aber in Sónrhai fortwährend im Gebrauch sehen, selbst bei Personen, die dem höchsten Rang angehören." Nach der Eroberung von Sónrhai durch die Marokkaner verblieben in vielen Städten marokkanische Besatzungen. Die Eroberer nahmen, ähnlich wie die Portugiesen in Indien, die Landeseingeborenen zu Weibern und waren im stande, die ausgedehnten Landschaften ganz auf eigene Faust zu beherrschen, selbst noch zu einer Zeit, nachdem die Oberherrlichkeit der Herrscher von Marokko aufgehört hatte. Diese Krieger und ihre Nachkommen führten den Namen Ruma oder Erma (Schützen). Sie bildeten später eine Art aristokratischer Gemeinden, bis sie von den Tuârek völlig überwunden wurden, und noch heute, wo die Ruma in den Sónrhai-Städten einen Teil der eingeborenen Elemente bilden, machen sie Anspruch auf eine Art geistigen Übergewichts.

Heute sind also die Sónrhai nur mehr kleine Reste des ehemals so mächtigen und blühenden Volkes. Ihre Sprache steht unter den Negersprachen isoliert da, herrscht aber weit über Timbúktu und die Oasen der Sáharā hinaus. Sie hat, wie alle Sprachen der Völker, die dem Südrande der Sáharā zunächst sitzen, ihre grammatische Ausbildung erst durch Berührung mit den Berbern und Arabern empfangen. Vor dieser Zeit mag sie weder Deklination noch Konjugation besessen haben, sondern die Infinitive oder die substantive Verbalwurzel wurden einfach an den Namen eines Gegenstandes oder einer Person angeknüpft. Nach Dr. Barths Schilderungen besitzen die Sónrhai feinere, edlere Züge von kleineren Umrissen, so daß Robert Hartmann, ein Kenner der afrikanischen Völker, für dieselben die charakteristische Bezeichnung „Puppenköpfe" gebraucht hat. Ihre Hautfarbe ist ein ins Bräunliche übergehendes Schwarz; doch sind auch ziemlich helle, bräunlich gefärbte Individuen anzutreffen. Ihr Haar ist kraus, wächst aber ziemlich lang und läßt sich gut flechten. Die Gestalten sind schlank, die Beine wadenlos. Dr. Barth lobt ihren volkstümlichen Hang zur Freiheit, tadelt aber ihre Ungastfreundlichkeit, ja er sagt, sie gehörten zu den ungastfreundlichsten Menschen, mit denen er je in Berührung gekommen. Ihre Waffen sind Bogen, Speere und runde schwarze Schilde, viele führen außerdem noch eine Streitaxt. Als Kleidung tragen sie einen Lederschurz um die Hüften.

Die südlichen Nachbarn der Sónrhai sind die Haússā. Diese sind in ihre heutigen Wohnsitze am Mittellaufe des Nigir von Norden her eingewandert. Das Territorium, auf welchem sie wohnen und auf dem ihre Sprache gesprochen wird, zerfällt in die sogenannten sieben echten und die sieben unechten Haússā-Staaten. In ersteren (Daura, Gober, Kano, Rano, Katséna,

Saria und Segseg) ist die Haússā-Sprache die der Eingeborenen, während sie in den sieben unechten nur nebenher gesprochen wird. Die Individuen des Volkes selbst sind weit verbreitet und sehr intelligent. Dr. Barth glaubt in ihnen die bereits von Herodot erwähnten Ataranten („die Versammelten") erkannt zu haben, die in verhältnismäßig späten Zeiten von Aïr oder Asben aus in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert sind. Von ihrer Geschichte ist uns sehr wenig bekannt; allein aus der weiten Verbreitung der Haússā-Sprache, weit über die Grenzen des Stammlandes, läßt sich auf die ehemalige Bedeutung des Volkes ein Schluß ziehen. Die Sprache der Haússā zeichnet sich durch Wortklang und Formenreichtum vor den anderen Negersprachen aus und ist im Norden von Agades in Asben, über die Staaten Katséna, Segseg, Saria, Kano, Rano, Gober, Daura, Damerghu, Samfara, einen Teil von Nufe, Guari, Jauri, Joruba, Kororofa am linken Ufer des Benuë, in Burgu (am rechten Ufer desselben), bis fast nach Benin als Geschäftssprache allgemein verbreitet. Manche Gelehrte haben sie, weil sie in der Reihe der afrikanischen Sprachen isoliert dasteht, mit libysch-ägyptischen Idiomen für verwandt erklärt, einige haben ihre Sprachähnlichkeit mit dem semitisch-hamitischen Elemente auf Entlehnungen zurückzuführen versucht, andere sind wieder der Ansicht, die Verwandtschaft des Haússā mit den erwähnten Idiomen sei aus der allgemeinen National- und Sprachverwandtschaft, namentlich der der Nordhälfte des Erdteils angehörenden afrikanischen Stämme untereinander, zu erklären. Die Haússā sind nach Beschreibung der Reisenden und photographischen Aufnahmen echte Neger von sehr platter Gesichtsbildung mit nicht selten eingedrückten breitflügeligen Nasen, prognater Mundgegend und sehr dicken Lippen. Dr. Barth vergleicht sie mit den Kânūri und nennt sie lebendig, voll Feuer und von heiterer Gemütsart, die Kânūri mehr melancholisch, gedrückt und roh. Derselbe Charakter liege auch im Ausdruck der Gesichtszüge. Die Haússā haben meist angenehme, regelmäßige Züge und anmutigere Formen, während die Kânūri einen weit weniger angenehmen Eindruck machen. Dies gilt namentlich in Bezug auf die Frauen, welche eine besondere Koketterie zur Schau tragen.

Die Haússā-Stämme werden von Häuptlingen beherrscht, von denen die meisten natürlich nur eine sehr beschränkte Macht und geringen Besitz aufzuweisen haben. Dennoch ist es ihre Gewohnheit, bei Aufzügen, Reisen u. s. w. auf eine gewisse Repräsentanz zu halten, die sich ärmlich genug ausnimmt. Dr. Barth hatte einmal einen solchen Haússā-Grafen zum Begleiter in den nördlichen Haússā-Ländern. Über das eigentümliche Gepränge, mit welchem sich dieser umgab, berichtet der Reisende, daß er mit einem kleinen Troß beim Schalle von Trommeln und Hörnern marschiert sei, obgleich die gesamten militärischen Streitkräfte nur drei Reiter und sechs Bogenschützen zählten. Der Herr selbst war mit einem grünen, prächtigen Burnus bekleidet und ritt ein mutiges feuriges Streitroß, aber sein Troß hatte keines-

wegs ein fürstliches Aussehen, sondern bestand in einem ungeordneten abenteuerlichen Gewirre von Sklaven, Hornvieh, Schafen und allen möglichen Arten von lästigem Gepäck.

Den Haússā schreibt man allgemein einen civilisatorischen Einfluß auf Araber, Berber und viele Negerstämme Afrikas zu. Gewiß ist ihr näheres Studium von hoher Wichtigkeit für die Ethnologie Afrikas. Sie sind Muhammedaner, teils freie, teils den Felâta unterworfen, befassen sich mit Ackerbau, technischer Industrie und besonders mit dem Handel. Die Haupthandelsgegenstände sind selbstgefertigte Baumwollenstoffe, gegerbte Ochsenhäute, bunt gefärbtes Ziegenleder und namentlich Guru-Nüsse. Der Handel der Haussaner nach Norden wird durch die Tuâreks vermittelt. Gerhard Rohlfs sagt von den Haússā und ihren Nachbarn, daß sie geistig und körperlich weit entwickelt seien. Wenn sie in manchen technischen Künsten, in der Anfertigung von Zeugen, Kleidern, Matten und Geräten, Stickereien und Glasarbeiten von den Nufe, Afo- und Bassa-Negern übertroffen worden seien, so sei zu berücksichtigen, daß diese Stämme ihre Kultur von der Küste her durch die Joruba empfingen, die Haússā sich aber fast ganz selbständig entwickelt haben.

Neben den Haússā und südlich von ihrem Gebirge wohnt eine Menge verschiedener, wenn auch mehr oder weniger miteinander verwandter Negerstämme: im Norden von Garu-n-Bautschi die Gere, Bolo, Bara, im Osten die Fali und Bele, in den übrigen Bezirken des Bautschi-Reiches die Kirfi, Dscheraua, Ningel, Germaua, Bankalaua, Kabaua, Kunaua und Adschaua, im Norden von Sango Kotab die Kabbera, darüber hinaus die Kabo und Kadsche; in Keffi die Dschaba, Toni und Jescoa, am Benuë die Afo, Bassa, Koto u. a. m.

Von Norden her dringt schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein kriegerischer Stamm der Tuâreks aus der Sáharā nach den Landschaften in dem großen Nigirbogen vor: es sind dies die Auelimmiden. Die Fúlbē haben ihrem nach dem Herzen des Sudân gerichteten Strome bislang einen starken Damm entgegenzusetzen gewußt und sich dadurch ohne Zweifel, wie Dr. Barth meint, ein hohes Verdienst erworben, daß sie diese Gegenden vor den Wüstenstämmen geschützt haben. Es ist aber gewiß, daß dieser Berberstamm binnen kurzem das gesamte Gebiet des Nigirlandes nördlich vom 13.° erobern würde, wenn durch die Ausbreitung der Fúlbē dieser Strömung kein Gegengewicht gegeben wäre. Die Auelimmiden selbst gehören zu dem südwestlichen Stamme der Tuâreks, der sich in eine große Anzahl von Familien gliedert. Der Name Jregenaten, der sich auf unseren Karten findet, bezeichnet eine gemischte Gruppe von Tuârek-Stämmen. Dr. Barth hat im fünften Bande seines großen Reisewerkes ein Wörterbuch des Dialektes der Auelimmiden verzeichnet, welches uns einen Einblick in die eigentümliche Bauart der Sprache gewährt. Auf seiner

Reise nach Timbúktu hatte der Reisende Gelegenheit, das Leben der räuberischen Tuârek-Stämme südlich vom Nigir kennen zu lernen und schildert uns dasselbe recht eingehend. Er schreibt: „Das Lager der Tuârek bestand aus Lederzelten von größeren und kleineren Dimensionen, aber es gehörte allem Anscheine nach einem Häuptlinge ohne große Macht; so viel war klar aus dem gänzlichen Mangel an Pferden und Kamelen. Ich erhielt jedoch sogleich einen günstigen Eindruck von der Muskelkraft und körperlichen Gewandtheit dieser Leute; denn als wir uns dem Zelte des Häuptlings näherten, der darin auf seinem Rohrlager saß, sprang er mit einem Satze heraus und stand plötzlich aufrecht vor uns. Natürlich war das Zelt vorne offen, aber dennoch schien es mir eine große gymnastische Leistung zu sein, besonders wenn man die Niedrigkeit des Einganges in Betracht zieht, da die Person beim Sprunge sich zu gleicher Zeit niederzubücken hatte.

„Die Zelte (éhe) bestehen aus einem großen runden Stück Leder, aus einer Menge kleiner, in viereckige Stücke geschnittener Schaffelle zusammengenäht, während die Ränder des Ganzen absichtlich in rohem, unbeschnittenem Zustande belassen sind, um die Stangen oder Äste, welche den äußern Kreis des Zeltes beschreiben, durch die vortretenden Ecken durchgehen zu lassen. Diese Felle sind über drei Paar Stangen gespannt, das mittlere Paar von ansehnlicher Höhe, die beiden anderen nicht so hoch und das eine derselben, das zur Rechten des Zelteinganges, von Gabelform. In einem solchen Zelte befinden sich gewöhnlich zwei Ruhestätten, Diwane, wie die Tuârek sie nennen, ‚Teschēngit‘, aus einer feinen Art Rohr gemacht und etwa einen Fuß vom Boden erhaben; diese Leute wählen nämlich gemeiniglich die sumpfigsten Plätze für ihre Lagerstätten und werden nach einem Unwetter zuweilen mitten in einer großen Seelache angetroffen. Sie haben auch ihren eigenen kleinen Komfort, denn auf jeder Ruhestätte liegt ein rundes Lederkissen, wie es auch allerdings höchst notwendig erscheint, da es überhaupt unbequem sein würde, den Ellbogen auf die unebene und harte Oberfläche dieser Rohrlagerstätten zu stützen. Fast der ganze Hausrat dieser einfachen Leute besteht, außer einigen wenigen hölzernen Schüsseln, aus Lederschläuchen von ausgezeichneter Arbeit und zuweilen sehr geschmackvoll verziert. In diese Lederbehältnisse stopfen sie sämtliche Kleidung und Mundvorräte und während der Nacht umgeben sie das ganze Zelt mit sehr niedlich geflochtenem Mattwerk aus einer feinen Rohrart, so daß ein Zelt dieser Art eine ganz behagliche Wohnung bildet.

„Unser Wirt war, wie ich schon sagte, augenscheinlich keiner der vornehmsten Häuptlinge, aber dennoch bot er selbst sowohl, wie seine Verwandten und Freunde, die uns einen Besuch abstatteten, eine höchst edle und einnehmende Erscheinung. Sie alle waren von breitschulterigem Wuchse, untersetzt und von schönem Ebenmaß der Glieder, mit einem gefälligen Gesichtsausdruck und einer weißen Hautfarbe. Allerdings waren auch unter

ihnen einige, welche durch ihre groben Züge und die dunkle Hautfarbe Zeugnis ablegten, daß in ihnen das reine Berberblut verunreinigt sei. Die Kleidung der Männer bestand durchgängig in einem kurzen, ziemlich eng anschließenden Hemde, mit kurzen offenen Ärmeln, aus einer groben Art breiter Baumwollstreifen verfertigt; nur einige junge Bursche, Söhne des Häuptlings, trugen auch hier im Lager blaugefärbte Hemden mit einem Stück roten Tuches, um die große Brusttasche zu schmücken. Ihr Kopfputz war gleichfalls nur einfach und bestand nicht in einem ganzen Shawl, sondern aus einzelnen zusammengesetzten Baumwollstreifen von verschiedenen Farben: blau, rot, weiß; einige Wohlhabendere sahen sich im stande, einen schmalen Tuchlappen vom beliebten Rot hinzuzufügen. Im allgemeinen lieben die Tuârek eine Mannigfaltigkeit von Farben sehr, ein Zug derselben, der schon von dem vortrefflichen Geographen El Bekrî beobachtet worden, und sie lassen die in Nufe und Haússā gewebten Toben nie, wie sie dieselben erhalten, sondern lösen die Naht der einzelnen Streifen auf und benutzen dann die letzteren zur Verschönerung ihrer schlechteren Hemden. Nur einige der größten Häuptlinge machen hiervon eine Ausnahme, indem sie stolz darauf sind, ein vollständiges Hemd der Art zu besitzen. Die Kleidung der Frauen besteht meist aus zwei Stücken, die aus Streifen desselben groben Zeuges zusammengenäht sind." Barth fügt dieser Schilderung hinzu, daß diese Horden ausschließlich von Fleisch und Milch leben. Herden besitzen sie in hinreichender Menge. Das Zeichen des freien Mannes ist ein Schwert. Leute von niedriger socialer Stellung tragen bloß Speere und einen langen Dolch am linken Arme. Bei allen Knaben unter zwölf Jahren ist die linke Seite des Kopfes ganz geschoren, während auf der rechten Seite eine Haarlocke weit herabhängt.

Folgen wir nun den Zügen zweier berühmter deutscher Afrika-Forscher durch die Landschaften des westlichen Sudân: Heinrich Barth und Gerhard Rohlfs. Wir werden auf diese Art die merkwürdigsten Landschaften und Städte in dem großen Gebiete kennen lernen, denn die berühmten Wanderer waren selbst auch bestrebt, die bedeutendsten Punkte des großen Ländergebietes in Augenschein zu nehmen, und sind uns so die sichersten Führer. Heinrich Barth durchzog den nördlichen Teil der Haússā-Staaten und drang, wie wir schon gesehen haben, von Norden her in dieselben ein und besuchte das berühmte Timbúktu. Auch nach Âdamaúa sehen wir ihn steuern. Gerhard Rohlfs durchzog den centralen Teil der Haússā-Staaten und gelangte nach dem Golf von Guinea. Diese zwei großen Reisen liefern uns in der That bis auf den heutigen Tag den größten Teil der wissenswertesten geographischen Daten über die Landschaften des westlichen Sudân.

Über die Sókotō-Länder, den Kern des östlichen Teiles West-Sudâns, hat Gerhard Rohlfs nach seinen eigenen Wahrnehmungen eine anschauliche geographische Skizze zusammengestellt. Das ganze große Gebiet des Sókotō-Reiches,

schreibt er, nebst den ihm tributpflichtigen Ländern ist eine einzige gebirgige Hochebene, die sich nach allen vier Weltgegenden abdacht und Tausende von Rinnsalen dem Sókotō-Flusse, den in den Tsâd-See fließenden Gewässern von Kano, dem Góngola, dem Benuë und dem Nigir heruntersendet. Von den Eingeborenen wurden als höchste Erhebungen dieses Plateaus die Berge bei Saranda oder Tela bezeichnet. Rohlfs selbst hat eine Reihe von Bergen visiert, so den Saranda, den Dutsche, den Boli, Tato, Laro u. a. m. Das Gestein, aus welchem sie der Hauptmasse nach bestehen, ist der Granit in verschiedener Färbung und Zusammensetzung, dann Sandstein, Kalk, Glimmer und Gneis. Steinsalz fehlt in der westlichen Hälfte von Innerafrika und muß durch das aus den Sebcha (Salzlachen), deren es eine Reihe giebt, gewonnene Salz ersetzt werden. In der Regenzeit füllen sich die Sebcha mit Wasser, welches bis zum Ende der trockenen Jahreszeit verdunstet, wobei eine dünne Salzkruste am Boden zurückbleibt, die dann einfach, ohne daß man die erdigen Bestandteile entfernt, abgeharkt wird. Jedenfalls dürfte in den unter den Sebcha liegenden Erdschichten Steinsalz lagern, das die Eingeborenen im Wege des Bergbaues zu gewinnen noch nicht gelernt haben. Rohlfs zweifelt nicht daran, daß die Sókotō-Berge auch Erzlager, namentlich von Zinn und Eisen, bergen. Zinnlager und Eisenminen hatte der Reisende bei Ririe, Garun-Bautschi, Fagam, Gelda, Muta und anderwärts zu beobachten Gelegenheit gehabt und in der Gegend des Benuë auch Antimonhütten gefunden.

Das Gebiet der Sókotō-Länder ist reich bewässert. Die meisten Flüsse strömen dem Nigir und Benuë zu: dem erstern namentlich der Kaduna, Gurara und Egu, in den letztern der Sung, die Kaddera und Góngola. Die Vegetation ist bei einem so terrassierten Lande eine mannigfaltige. Andere Gewächse erzeugen die Hochplateaus und Gebirgsregionen, andere die Niederungen und Flußthäler, und ebenso ist der Pflanzenwuchs an den westlichen und südlichen Abhängen anders geartet als an den östlichen und nördlichen. An jenen fehlt die Tamarinde, an diesen der Bambus und die Delebpalme. Jenseits des Gora-Gebirges verschwinden die Mimosen sowie der Hadschilidschi und die Korna, während hier der Runo, die Banane und besonders massenhaft der Butterbaum an die Stelle treten. Alle afrikanischen Getreidearten, mit Ausnahme von Weizen, den man nur im Osten und Norden baut, gedeihen auf beiden Seiten des Gebirges; desgleichen Reis, Koltsche und Arachis, Ngangala-Nuß, Bohnen, Wasser- und andere Melonen, Manihot, Tabak, Baumwolle und Indigo. Yams wird nur in geringen Mengen gezogen. In den Thälern des Benuë und Nigir treten zu den aufgezählten Erzeugnissen noch Zuckerrohr, schwarzer Pfeffer von der feinsten Sorte, Ingwer, Gewürznelke, und auch für die Muskatnuß, wie für andere Gewürzpflanzen Indiens würden Klima und Boden sich eignen. Leider fehlt hier noch die Wohlthat eines geregelten Handelsverkehrs.

Die Fauna des in Rede stehenden Gebietes, fährt Rohlfs fort, entspreche seinem Pflanzenreichtum an Menge der Arten. Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen und Luchse hausen in den Wäldern und Schluchten, doch nicht eben in übermäßiger Zahl, und fast nie sei eines dieser großen Raubtiere bei Tage zu sehen gewesen, ebenso, obwohl sie sehr zahlreich sein sollen, Zibethkatzen und Ameisenfresser, dagegen Wildschweine in Massen. Unter den Affenarten sind die Meerkatze und der Pavian allgemein verbreitet; das Ichneumon scheint nur auf der östlichen Abdachung des Plateaus vorzukommen. Große Elefantenherden durchstreifen die Niederungen am Góngola, Benuë und Nigir, und noch zahlreichere Haufen von Flußpferden wälzen ihre plumpen Leiber in diesen Flüssen selbst. Sehr reich ist das Land an Singvögeln. Von Raubvögeln bemerkte Rohlfs nur den Habicht und den Falken, dann weißbrüstige Raben und Aasgeier. Das Unterholz der Wälder wird von Park- und Rebhühnern belebt. Strauße hören schon am rechten Ufer des Góngola auf und Papageien beginnen erst südlich vom Benuë. In dem Unterschilf des Benuë und Nigir nisten wilde Enten und Gänse nebst verschiedenen Arten von Wasservögeln. Unzählige Arten von Insekten, geflügelten wie ungeflügelten, unter letzteren auch viele Tausendfüßer, sind in und kurz nach der Regenzeit die Plage der Menschen, während sie in der trockenen Jahreszeit fast ganz verschwinden. Skorpione sind selten, noch seltener Spinnen und Schlangen. Als Haustiere werden außer Rindvieh gehalten: Pferde, Esel, Schafe, Ziegen, die aber hier durchgängig klein bleiben, verkrüppeln und ausarten, Schweine nur im Nigir- und Benuë-Thale; ferner ein kleiner gelber Hund, wahrscheinlich eine Abart vom arabischen Windhunde, endlich Hühner und Tauben und am Benuë und Nigir auch Truthühner. Ochsen und Kühe sind von geringer Qualität. Für Einhufer bildet der Benuë die südlichste Grenze der Verbreitung.

Die erste große Stadt, welche Dr. Barth, von Asben kommend, betrat, war Katséna im Reiche Sókotō. Man kann mit Recht behaupten, daß alle großen Städte des Sultans von Sókotō Centralen bedeutender unabhängiger Staaten gewesen sind, bevor sie in das gegenwärtige Abhängigkeitsverhältnis traten. Die Reihenfolge der Könige von Katséna war zur Zeit Barths den gelehrten Einwohnern noch ziemlich bekannt und durch Schrift bis zu einer entfernten Periode zurück festgestellt, ebenso die Länge ihrer jedesmaligen Regierung. Ungefähr um die Mitte des 11. Jahrhunderts der Hedschra wurde der Islâm nach Katséna gebracht, dessen Herrscher aber bald darauf von den Fúlbē gestürzt wurde. Die Stadt selbst, anfangs aus mehreren getrennten Dörfern bestehend, wurde nach der Einnahme von Garho durch die Marokkaner, dadurch daß sich ein großer Teil des Handels, der früher in der Nigirstadt konzentriert war, sich nach Katséna zog, zu einer enorm großen Kapitale, die mit einer hohen Mauer umgeben war und zahllose Stadtquartiere oder Viertel barg. Die Stadt selbst muß,

wie Dr. Barth vermutet, sicherlich einmal eine Einwohnerzahl von 100 000 Menschen gehabt haben, denn ihr Umfang beträgt circa fünf geographische Meilen. Gegenwärtig hat sie wohl kaum 7000 bis 8000 Bewohner. Zur Zeit ihrer Blüte war die Stadt der Sitz eines Fürsten, der allerdings nie zu einer bedeutenden Stufe der Macht gelangt war und sogar dem König von Bórnū gehorchte, dennoch aber einer der reichsten und angesehensten Fürsten des Sudân gewesen ist. Katséna war in der That allem Anschein nach während des 17. und 18. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die erste Stadt dieses ganzen Teiles des Sudân, und zwar nicht allein in kommerzieller, sondern auch in politischer Beziehung. Durch den Verkehr mit den Arabern hatte sich hier ein hoher Grad von Civilisation entwickelt, die Haússā-Sprache hatte hier die schönste Art der Aussprache sich erworben und die Bewohner zeichneten sich vor denen der übrigen Haússā-Städte durch feineres Benehmen vorteilhaft aus.

Im Jahre 1807 bemächtigten sich die Fúlbē Katsénas dadurch, daß sie nach einer siebenjährigen Belagerung dasselbe durch Hunger zur Übergabe zwangen. Das Elend war in der Stadt so groß, daß man das Fleisch von Aasgeiern und Eidechsen mit großen Summen bezahlte. Nun geriet Katséna in raschen Verfall, denn alle bedeutenden Kaufleute siedelten nach Kano über. Die Stadt wird nach Dr. Barths Meinung immer mehr fallen. Was sie noch hält, ist der geringe kommerzielle Verkehr mit Nufe, wohin eine selbst für Kamele gangbare Straße führt. Die Provinz gleichen Namens war ehedem bei weitem ausgedehnter als gegenwärtig, aber sie ist nach Barths Versicherung, obgleich sie nicht mehr als 300 000 Einwohner zählt, eine der schönsten des ganzen Sudân, und da sie gerade an der Wasserscheide zwischen dem Nigir und dem Bassin des Tsâd auf der andern Seite liegt, mit einer leicht gehügelten und in einigen Gegenden sogar sanft gebirgigen Oberfläche, so bietet sie dem Wasser einen leichten Abfluß nach verschiedenen Seiten hin in zahllosen kleinen Rinnen, so daß die Luft hier gesünder ist, als in andern Gegenden des tropischen Afrika. Die Produkte der Provinz sind mannigfaltiger und reicher Art, mit Ausnahme von Baumwolle, einem Artikel, für den das Land wegen seiner höhern Lage weniger geeignet erscheint; aber auf der andern Seite scheinen nutzbare Bäume in dieser Landschaft häufiger zu sein, als in anderen Gegenden unter derselben Breite.

Dr. Barth hatte von Katséna aus über Kano seine Schritte nach Bórnū gelenkt. Die Landschaft war zum größten Teile mit Dickicht bedeckt, weiter fingen Dumpalmen an aufzutreten, welche Baumgattung als vereinzelte Zierde der gewöhnlichern Belaubung über den ganzen Breitengürtel Afrikas zwischen dem 10. und 18.° nördl. Breite sich auszudehnen scheint. Bald betrat der Reisende aber Landschaften, welche zu den schönsten und anmutigsten in Afrika zählen können. „Die Bodenoberfläche war leicht

gewellt, mit frischem Gras bekleidet; darüber erhob sich der edlere Pflanzenwuchs in der größten Mannigfaltigkeit und reichsten Fülle, jedoch nicht eine undurchdringliche Waldung bildend, sondern von der Künstlerhand der Natur zu Gruppen geordnet und der schönsten Wirkungen von Schatten und Licht fähig. Da war die Keña — der Butterbaum — in der Entfaltung des schönsten und frischesten Grüns (Fig. 18), dann der mehr luftige Marke, dessen Äste und Zweige sich in phantastischen Formen ausstreckten und mit leichten fächer- oder schirmartigen Büscheln seines Blätterwerkes bedeckt sind; ferner junge Tamarinden, die ihre dichten Blätterkronen in der regelmäßigsten Gestalt eines breiten, undurchdringlichen Schirmdaches ausspannten, gleich als wollten sie den Reisenden zur Ruhe einladen... Die Flora war gewissermaßen nur da, um der befiederten Welt als heitere und sichere Ruhestätte zu dienen. Vögel von unzähligen Arten, außer den wohlbekannten Turtel- und Waldtauben, spielten im Vollgenusse ihrer Freiheit girrend und zwitschernd umher; namentlich war es der Sserdi, ein großer Vogel mit prachtvollem hellblauem Gefieder, der Barths Aufmerksamkeit erregte. Hier und da ließ sich eine Herde mit Behaglichkeit über den reichen Weidegrund sich ausbreitender Rinder sehen; alle Kühe waren von weißer Farbe und die Bullen hatten auf der Schulter einen großen Wulst oder Höcker — tōso auf Haússā —, der in Überfülle des Fettes auf einer Seite herabhing.

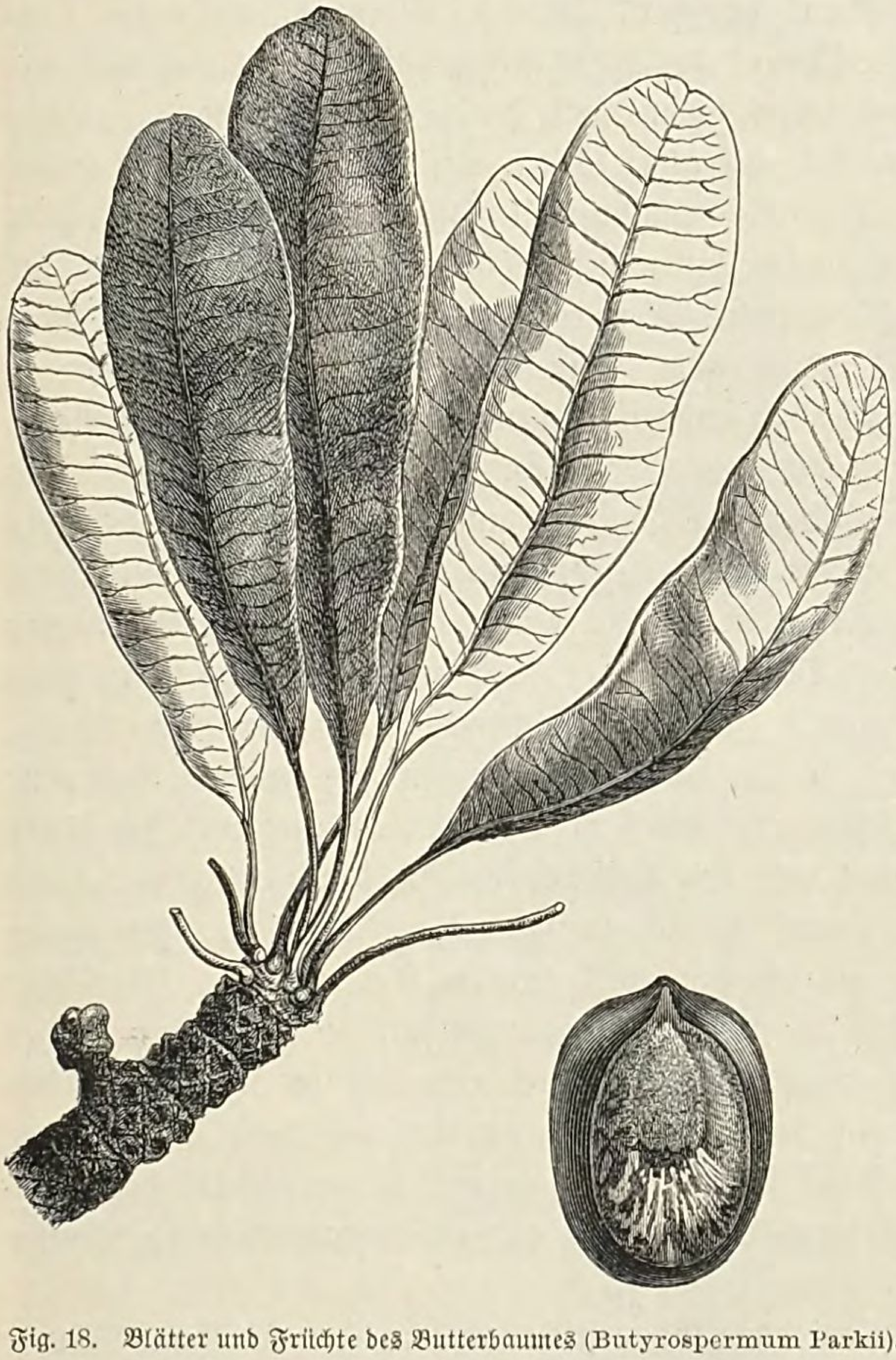


Fig. 18. Blätter und Früchte des Butterbaumes (Butyrospermum Parkii).

Aber selbst bei diesem entzückenden Schauspiele wurde man an Zerstörung erinnert, denn überall ließ sich die giftige Pflanze Túmnia sehen."

Die Landschaft behielt auf der weitern Reise den anmutigen parkähnlichen Charakter und die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt war groß. Auch die Industrie war gut vertreten. Barths Karawane passierte Männer, welche Bündel von Indigopflanzen heimtrugen, um sie in ihrer einfachen, ungekünstelten Weise zur Färberei zuzubereiten; dann führte der Weg an ausgedehnten Tabaksfeldern vorüber, wo die Pflanzen, nahe an 1 m hoch, mit reichem Blätterschmuck der Reife entgegengingen. „Anmutig wand sich der kleine Pfad um dieses schöne Feld herum," schreibt Barth, „mächtige Adansonien erhoben sich auf allen Seiten mit ihrem ungeheuern, kahlen Astwerk und zeugten ebenfalls von der Industrie der Bewohner, denn Bienenkörbe, aus ausgehöhlten Ästen bestehend, waren in den Gipfeln der Kuka befestigt. Zur Bienenzucht schien der Bezirk ganz besonders geeignet, denn das umher sich ausbreitende Weideland war mit reich duftenden Büschen geschmückt, welche den emsigen Bienen nahrhafte Speise gewährten." Der Reisenden Blick war aber bald von dem nackten Ästegerippe der Kuka auf ein lebensvolleres Bild der Schöpfung hingezogen. Es war die aufs engste verschlungene Gruppe einer Delebpalme — giginā — mit einem Tamarindenbaum; die Krone der Palme reichte kaum noch aus dem reichen Laubwerk des mächtigen Baumes hervor, der untere Stamm war ganz verzehrt oder verschlungen. Im Verlauf seiner Reisen war Dr. Barths Aufmerksamkeit auf die in so häufigen Beispielen sich zeigende liebevolle Beziehung oder Sympathie zwischen dem Tamarindenbaum und der Kuka gerichtet. Diese Bäume fand der Reisende oft in den zärtlichsten, liebevollsten Umarmungen und gänzlich ineinander verschlungen. In vielen Fällen schien aber die Gruppierung von anderer Art zu sein. Die schöne Fächerkrone der Giginā ist der Lieblingsaufenthalt einer Menge großer Vögel, die unbewußt manches Samenkorn mit sich in ihre Ruhestätte nehmen; hier geht dann das Korn auf, genährt von dem Dünger der Vögel und dem mancherlei Unrat, der sich daselbst angehäuft hat, und giebt einem ganz verschiedenen Baume, der allmählich undankbar die Mutter verschlingt, das Leben.

„Kano (s. Tonbild), das ‚sudanesische London', der berühmte Mittelpunkt des Handels im mittlern Sudân," schreibt Barth, „ist ein Name, der bei jedem Reisenden in diesen Gegenden, aus welcher Himmelsrichtung er auch kommen mag, Enthusiasmus hervorruft." Es ward für Barth eine wichtige Station, nicht allein in wissenschaftlicher, sondern auch in materieller Hinsicht, denn er konnte sich hier von den auf der Reise von Asben erlittenen Verlusten einigermaßen erholen und seine Schulden tilgen. Bald nach seinem Einzuge in Kano erlangte der Reisende eine Audienz bei dem Fürsten der Stadt, Serki oder Lámido genannt. „Der Palast ist ein vollkommenes



Kano. (Nach Dr. Heinr. Barth.)

Labyrinth von Hofräumen, voneinander getrennt durch geräumige, mit zwei einander gegenüberliegenden Thüröffnungen versehene Lehmhütten, die als Wartezimmer dienen und durch enge gewundene Gänge miteinander in Verbindung gesetzt sind. Hunderte von trägen und anmaßenden Höflingen, Freien und Sklaven, wohlgenährt von der Arbeit der Armen und gekleidet in weite, unkriegerische Gewänder, trieben sich umher oder hockten in zahlreichen Gruppen zusammen, ihre reiche Muße mit fadem Geschwätze oder albernen Späßen verbringend. Jedoch gewahrte man auch manches ausdrucksvolle, verständige Gesicht und einige wenige kernige Gestalten. Die herrschenden Fúlbē zeichnen sich hier gerne durch einen schwarzen Gesichtsshawl aus, während sich sonst ihre Kleidung nur wenig von derjenigen der Haússā unterscheidet. Der Serki und sein Bruder waren starkgebaute schöne Männer, der Serki selbst aber durch sein schlaffes Leben und reiche Pflege in Feistheit und Unbeholfenheit versunken. Das Gemach des Fürsten, zwar dunkel, war sehr schön, ja für das Land entschieden großartig zu nennen. Der ganze Charakter machte um so tiefern Eindruck, da die Tragbalken der Decke nicht zu sehen waren, während zwei große Kranzbogen, aus demselben Materiale wie die Wände, überaus sauber geglättet und reich verziert, das Ganze zu tragen schienen. In der hintern Wand waren zwei geräumige, reichverzierte Nischen angebracht, in deren einer der Fürst auf einem Gābo, über welchen ein Teppich ausgebreitet war, in halb sitzender, halb liegender Stellung ruhte.“ Dr. Barth betonte bei der Audienz seine Mittellosigkeit, doch der Serki erwiderte, es habe allen Anschein, daß der Reisende, trotz aller schweren Erpressungen, die er erduldet, noch ganz annehmbare Geschenke für ihn habe. Barth beschenkte den Lámido reichlich und erhielt die Erlaubnis, sich frei in der Stadt herumzubewegen.

„Von meinem Sattel aus,“ schreibt Dr. Barth, „konnte ich, mich durch alle bewohnten Quartiere wendend, die verschiedenen Scenen des öffentlichen und des Privatlebens übersehen: Bilder ruhiger Behaglichkeit und häuslichen Glückes, wie eitler Verschwendung und verzweifelten Elends, rüstiger Thätigkeit und schlaffer Trägheit; hier ein Bild des Gewerbefleißes, dort ein anderes der äußersten Gleichgültigkeit. Alle Seiten des Lebens zeigten sich mir in den Straßen, auf den Marktplätzen und in dem Innern der Häuser. Es war ein reiches, lebendiges Bild einer kleinen Welt für sich, äußerlich durchaus von dem, was man in europäischen Städten zu sehen gewohnt ist, verschieden und doch in seinen vielfachen Triebfedern so ähnlich. Hier war eine Reihe Läden voll einheimischer und fremder Waren mit Käufern und Verkäufern in allen Abstufungen von Gestalt, Farbe und Kleidung, aber alle auf das eine Ziel bedacht, durch Übervorteilung des andern sich einen kleinen Gewinn zu machen; dort eine große Schattenbude, wie eine Hürde, voll halbnackter, halbverhungerter Sklaven, ihrer Heimat, ihren Weibern oder Männern, ihren Eltern oder

Kindern entrissen, wie Vieh in Reihen aufgestellt und verzweifelnd auf die Käufer starrend, ängstlich erwartend, in wessen Hände ihr Schicksal sie führen würde. Ein anderer Teil der Buden war mit Lebensbedürfnissen aller Art angefüllt, wo der Reiche die schmackhaftesten Dinge für sein Haus findet, und der Arme anhält und begierig auf ein Stück Brotes schaut, um seinen Hunger zu stillen. Hier ein reicher Herr in Seide und glänzende Gewänder gekleidet, auf einem edlen und reich verzierten Rosse sitzend, gefolgt von einem zahlreichen Trosse übermütiger und träger Sklaven; dort ein armer Blinder, der seinen Weg langsam durch die Menge fühlt und jeden Augenblick niedergetreten zu werden fürchtet. Hier ein nett mit neuen Matten und Rohr eingezäunter Hofraum, mit allen Bequemlichkeiten, wie das Land sie bietet, ausgestattet; eine reinliche, häuslich und gemütlich aussehende Hütte mit wohlgeglätteten Lehmmauern, eine sauber geflochtene Rohrthüre an das wohlgerundete Thor gelehnt, um alle unbefugten Eindringlinge von dem Geheimnis des Familienlebens auszuschließen; ein reinlicher Schuppen für die tägliche Hausarbeit, beschattet von einer schönen, weit sich ausbreitenden Alléluba, die in den heißen Tagesstunden kühlen Schatten gewährt, oder von einer schönen Ganda, die ihre majestätische Federkrone auf glattem, schlank emporschießendem, ungebrochenem Stamme ausbreitet, oder einer hohen Dattelpalme, die malerisch über dem Ganzen schwebt. Die Hausfrau in reinlichem schwarzen Baumwollenkleide, mit einem Knoten um die Brust befestigt, das Haar niedlich geflochten, geschäftig, die Mahlzeit für den abwesenden Mann zu bereiten, oder Baumwolle zu spinnen, oder die Sklavinnen antreibend, mit dem Stampfen des Kornes zur Fura zu eilen; die nackten Kinder fröhlich im Sande umherspielend, oder hinter einer eigenwilligen, abschweifenden Ziege einherjagend; umher irdene Töpfe und hölzerne Schüsseln und Schalen, alle reinlich aufgewaschen, jede an bestimmtem Orte. Dort eine Buhlerin, heimatlos, freudenlos, familienlos, aber gewandt, sich ein lustiges, übermütiges Aussehen zu geben und dann und wann in ein unziemliches Gelächter auszubrechen, mit buntem Kleiderschmuck angethan, zahlreiche Perlenschnüre am Halse, das Haar phantastisch geputzt und mit einem Diadem umwunden, ihr vielfarbiges Gewand lang im Sande nachschleppend. Und hier ein kranker Ausgestoßener, mit Beulen oder der Elefantiasis behaftet.

„Dort die enge Mārina, Färberei, eine offene Terrasse aus Lehm, 2 oder 3 Fuß über dem Boden erhöht, mit einer größern oder geringern Anzahl von Farbetöpfen; ein Mann, die Flüssigkeit umrührend und mit den gestampften Indigoblättern ein zweckdienliches Holz mischend, um dem Stoffe die rechte Tinte zu geben; dort ein anderer, ein wohlgesättigtes Hemd aus dem Topfe ziehend und an einem Baum oder einem Seil aufhängend; dort zwei andere Männer, ein gefärbtes und getrocknetes Hemd in regelmäßigem, harmonischem Takt schlagend, um ihm den feinsten Glanz

zu geben. Weiterhin ein Grobschmied, geschäftig, mit seinem rohen Werkzeug einen Dolch, über dessen Schärfe der Beschauer, welcher über die Werkzeuge lachte, erstaunt, oder einen furchtbaren, mit Widerhaken versehenen Speer oder die schätzbareren und nützlichen Instrumente zum Ackerbau zu fertigen. An anderer Stelle Frauen und Männer, in einer weniger belebten Straße ihr Baumwollengarn auf die Zäune hängend. Hier eine Gruppe lässiger und träger Umhertreiber, die ihre Zeit damit hinbringen, daß sie sich unthätig in der Sonne strecken; da ein zahlreicher Zug aus dem fernen Lande Gandscha heimkehrender, einheimischer Handelsreisender — Fataki — beladen mit der allgemein begehrten Nuß, dem Kaffee des Sudân, deren Genuß sich niemand versagt, der von seinen dringendsten Bedürfnissen 10 Kurdi erübrigen kann. Hier bricht eine Karawane, mit Natron beladen, nach Nufe auf, oder ein Trupp Tuârek zieht zur Stadt hinaus, um Salz nach den Nachbarplätzen zu bringen; dort bringt ein Trupp Araber seine schwer beladenen Kamele nach dem Quartier der Rhadamenser; oder eine Gruppe Sklaven, einen verschiedenen Leidensgenossen hinausschleppend, wirft diesen in den alles verschlingenden Sumpf. Hier ein Trupp buntgekleideter, mehr malerisch als kriegerisch aussehender Reiter, nach dem Palaste des Gouverneurs galoppierend, um ihm die Nachricht von einem Einfalle zu bringen; dort eine Knochenstätte von Aas und Unrat aller Art.

„Überall das menschliche Leben in allen seinen verschiedenen Formen, Freude und Trauer, Gedeihen und Verderben im buntesten Gemisch; alle Nationen, Gestalten und Farben, der olivenbraune Araber, der rötere Targi (Singular zu Tuârek), der dunkle Bornuaner; der leicht und schlank gebaute Féllani mit kleinen, scharfen Gesichtszügen; dort die breiten Gesichter der derben Mandínkas, oder eine große und starkknochige Frau von Nufe; hier die wohlgebaute, freundlich lächelnde Bahauscherin." Die italienischen Reisenden Matteucci und Massari, welche Kano auf ihrer großen Tour quer durch den Kontinent besucht, schätzen die Bevölkerungszahl der Stadt auf 50 000 Einwohner. Auch ihnen erschien diese Sudân-Metropole als ein großartiges Handelsemporium mit ungeheurem Getriebe. Alles gehe zum Markte oder komme vom Markte, und das gebe ein Bild, wie man sich in seiner Art nicht leicht ein bewegteres vorstellen könne. Die Thätigkeit der Einwohner sei eine große, so daß es unbeschäftigte Leute kaum gebe. Die Männer, die an anderen Orten meist müßig gehen, seien hier mit Spinnen, Weben und Färben von Stoffen beschäftigt, oder sie flechten rote seidene Schnürchen, fädeln Perlen ein, zählen Muscheln u. s. w. Besonders interessant, berichten die beiden genannten Reisenden, sei es, einem solchen Muschelzähler zuzusehen. Erst sitze er vor einem Haufen dieser Münzen, ziehe daraus eine Handvoll Muscheln hervor, die er nun flink zähle, immer fünf zusammengenommen. Der geschickteste Klavierspieler berühre nicht so

viele Tasten, als ein solcher Muschelzähler Muscheln. Ein geschickter Zähler zähle 250—300 000 dieser kleinen Scheidemünzen an einem Tage. Diese Muscheln werden dann in Säcke, zu 50 000 jeder, gethan und mit diesen Säcken werde im großen gezählt und gehandelt.

Matteucci und Massari bemerken auch, daß die Zahl der Blinden und Lahmen in Kano ungeheuer groß sei, und morgens und abends sehe man ganze Reihen solcher Armen nach dem Markte betteln gehen oder daherkommen und in ihre Hütten zurückkehren, und selten sehe man einen Einwohner von Kano an einem dieser Unglücklichen vorübergehen, ohne ihm eine kleine Muschel zu schenken.

Kano ist eine sehr alte Stadt, gleich Katséna, doch hat es als Handelsplatz vor der Einnahme der letztern Stadt durch die Fúlbē nicht viel bedeutet. Vor dem Jahre 1807, meint Dr. Barth, besuchte kaum irgend ein angesehener arabischer Kaufmann je Kano. Den Islâm nahm die Stadt im 17. Jahrhundert an, wiewohl die Umgebung der Metropole noch lange im Heidentum versunken blieb, bis die Fúlbē sie zwangen, die Lehre des Propheten anzunehmen. Die gesamten Quartiere der ausgedehnten Stadt umsäumt eine im besten Zustande erhaltene Mauer, die für das Land ein höchst großartiges Bauwerk sein soll. Barth ist der Ansicht, daß Kano einst auch für die europäische Handelswelt sicherlich ein sehr wichtiger Platz sein werde. Der Bauart nach sind im allgemeinen Thonwohnungen und Hütten mit konischen Strohdächern in der ganzen Stadt durcheinander gemengt. Die Lehmhäuser im arabischen Quartier sind in höchst unbequemer Weise hergestellt und nur der Zweck, die möglichste Abgeschlossenheit des häuslichen Lebens zu erzielen, scheint ohne alle Rücksicht auf frische Luft und Licht befolgt zu sein. Einige Häuser sind allerdings auch in besserm Stile erbaut. Die Hofräume sind überall sehr klein und Kano bleibt nach Dr. Barths Meinung in dieser Hinsicht weit hinter Agades und Timbúktu zurück; denn in diesen Städten sollen die Häuser fast auf dieselbe Art gebaut sein, wie die der alten Griechen und Römer, und geräumige viereckige Höfe gewähren den umherliegenden Gemächern einen hinreichenden Grad von Luft und Licht. Was die Bevölkerung betrifft, so schätzt dieselbe Barth auf 30 000 Menschen, Clapperton auf 30—40 000. Wie es in einer Handelsstadt nicht anders sein kann, ist die Bevölkerung sehr gemischt. Die hauptsächlichsten Elemente sind die Kânūri (Bornuaner), Haússā, Fúlbē und Nyffaua. Mandínka giebt es sehr wenige. Außerdem lebt in Kano eine bedeutende Anzahl von Arabern, die durch ihren Handel und ihre Gewerbe zu der Wichtigkeit des Platzes bedeutend beitragen. Der Zufluß von Fremden und zeitweilig Ansäßigen ist sehr groß, und die Zahl aller sich in der Stadt Aufhaltenden, die stetige und die wechselnde Bevölkerung zusammengerechnet, dürfte in den Monaten Januar bis April gegen 60 000 Menschen betragen. Neben einer bedeutenden Masse hauptsächlich von den

Reichen gehaltener Sklaven dürften kaum mehr als 4000 Fúlbē die Stadt bewohnen.

Der Haupthandel von Kano besteht, wie Dr. Barth berichtet, in einheimischen Fabrikaten, besonders in Baumwollenzeugen, die in der Stadt selbst oder den umliegenden kleineren Ortschaften der Provinz aus einheimischer Baumwolle gewebt und mit selbstgezogenem Indigo gefärbt werden. Aus dem Baumwollenzeug werden die Tobe, die Frauengewänder und die Gesichtsschleier verfertigt. An Handel und Manufaktur, die Hand in Hand gehen, hat jede Familie ihren Antheil. „Es ist etwas wahrhaft Großartiges in diesem Industriezweige," schreibt Barth; „während er sich im Norden bis nach Murzuq und Rhât, ja selbst bis Tripolis verbreitet, erreicht er im Westen nicht nur Timbúktu, sondern selbst die Küsten des Atlantischen Oceans; gegen Osten erstreckt er sich über ganz Bórnū, obwohl er dort mit der eigenen Manufaktur der Eingeborenen in Berührung kommt. Was Timbúktu betrifft, so ist es höchst merkwürdig, daß alle dort getragene Kleidung von Kano oder Sansanding eingeführt wird, wenn sie nicht aus englischem Kaliko besteht. Der Wert des Artikels läßt sich nach dem langen Wege ermessen, den die Baumwollenzeuge aus Kano nach Timbúktu nehmen. Der Weg führt über Rhádames nach Tuat und jetzt erst gegen Süden nach Arauan. Denn der direkte Weg zwischen Timbúktu und Kano ist gefährlich. Die Ausfuhr von gefärbten Baumwollenwaren aus Kano schätzt Dr. Barth wenigstens auf 300 Kamelladungen im Werte von 300 Millionen Kurdi. Die großen Quantitäten der Baumwollenzeuge werden natürlich von den einzelnen Familien gearbeitet, denn Fabriken giebt es keine, und da auch die Provinz Kano eine der reichsten des Sudân ist, so ergebe sich, meint Barth, daß Kano eines der glücklichsten Länder der Welt sein müsse.

Neben Baumwollenzeug sind Sandalen, die nach Nordafrika exportiert und von arabischen Schuhmachern in Kano angefertigt werden, dann andere Lederwaren, gegerbte Häute, Kola- oder Guru-Nüsse Haupthandelsartikel. Auch der Sklavenhandel wird in Kano schwunghaft betrieben; die Zahl der exportierten Sklaven soll an 5000 jährlich betragen. Natron, Salz, Elfenbein u. s. w. wird gleichfalls ausgeführt. Der Import europäischer Waren, die meist auf dem Nigir oder über Tripolis auf den Markt von Kano kommen, besteht in gebleichtem, ungebleichtem und gedrucktem Kattun, französischer Seide, Zucker, Glasperlen, Papier, Spiegeln, Nadeln, Kurzwaren, Schwertklingen u. a. m. Auch Weihrauch, Gewürze, Nelken, Rosenöl werden eingeführt. Die Münze bildet die uri oder edscha (Plural: kurdi; Cypraea moneta [s. Fig. 25]), von welcher Schnecke 2500 auf einen österreichischen oder spanischen Thaler kommen. Matteucci und Massari ergehen sich über das Gebiet von Kano in größtem Lob. Im Gegensatze zu dem übrigen Afrika gelange man hier von einem Getreideschober zum andern;

man sehe keine unbebaute Wildnis, keine leeren Strecken vor sich, wie anderwärts. Pflanzung folge auf Pflanzung und alle seien von lebendigen Hecken umzäunt. Geschlossene Gärten bemerke man da und dort mit zahlreichen Indigo- und Tabakkulturen und vielfach würden auch Zwiebeln, Kartoffeln und Paradiesäpfel gezogen. Um die Häuser herum weiden Pferde, Ochsen und Ziegen, und Mengen gewöhnlicher und Pharao-Hühner gackern geschäftig umher. Noch bezaubernder werde die Scene durch die hundertjährigen Riesenbäume, besonders den Affenbrotbaum. Auf den Wegen ein Kommen und Gehen geschäftiger Menschen, die mit ihren zu verkaufenden Sachen auf dem Kopfe nach diesem oder jenem Markte wollen. Da und dort säßen Frauen, die in Körben oder Töpfen Eßwaren und Wasser den Vorübergehenden zum Kaufe anbieten. „In welchem Lande der Erde,“ rufen die Reisenden aus, „würde man für ein paar Muscheln auf den Landstraßen alles das finden, was man braucht, um sich zu nähren?“ Nähere man sich der Stadt Kano, so wachse das Leben noch; die Menge der Menschen und Tiere auf den Straßen werde außergewöhnlich groß.

Zu der Provinz Kano zählen eine Reihe wohl ummauerter Städte und viele offene Orte. Nach Dr. Barths Berechnung hat die Provinz mehr als 200 000 freie Einwohner und wenigstens eine gleiche Anzahl von Sklaven. Der Statthalter erhebt eine Steuer von 2500 Kurdi per Kopf, und soll im stande sein, ein Reiterkontingent von nahezu 10 000 Mann in Kriegszeiten aufzubringen. Die Autorität des Statthalters ist nicht unumschränkt. Es besteht ein Appellationsrecht an den Oberherrn in Sókotō. Außerdem hat der Statthalter einen Ministerrat zur Seite. Die Regierung nennt Barth keine drückende; denn der Verkehr sei groß, und da werde jede Ungerechtigkeit schnell ruchbar. Aber das Benehmen der herrschenden Klasse sei dennoch anmaßend, und Ungerechtigkeiten in unbedeutenderen Dingen würden in großer Ausdehnung geübt. Die Hof-Etikette ist in Kano viel strenger, wie selbst in Sókotō, und so ist es dem Bedrückten nicht leicht möglich, zu seinem Rechte zu kommen. Die Fúlbē vermählen sich mit den Töchtern der unterworfenen Haúſſā, würden diesen aber nicht leicht ihre Töchter zu Frauen geben. Das kriegerische Wesen der Fúlbē hat hier dadurch, daß sie in den Besitz von Reichtum und Bequemlichkeit gekommen sind, ziemlich gelitten, so daß die „Féllani-n-kano“ im ganzen Sudân wegen ihrer Feigheit bekannt sind.

Von Kano aus setzte Dr. Barth seine Reise nach Bórnū und an den Tsâd fort. Wir begleiten ihn nun bei seinem zweiten Zuge durch die Haúſſā-Länder, nämlich auf seiner großen Tour nach Timbúktu. Er hatte, von Kûka kommend, die nordwestlichen Provinzen Munio und Sinder des Bórnū-Reiches bereist, hatte Katséna nochmals berührt und sich sodann gegen Sókotō, die Kapitale der Haúſſā-Staaten, gewendet. Von Katséna aus durchzog der Reisende, zum Teil in Gewaltmärschen, unsichere Gegend,



Fig. 19. Scenen vom Markte von Sókotō.

dann wieder Wildnisse, bis er nach Wurno, einer bedeutenden Handelsstadt, gelangte. Die Umgebung dieses in der Nähe von Sókotō gelegenen Platzes schildert Dr. Barth als eine nackte Landschaft von pflanzenlosem Charakter, die einen eigentümlichen Gegensatz bilde zu dem üppigen Pflanzenwuchs, den er bei Katséna und Kano gefunden. In dieser ganzen Ausdehnung des Negerlandes sei der Unterschied, den die Differenz eines einzigen Breitegrades in dem Charakter der Landschaften hervorbringe, erstaunlich. Barth meint dies nämlich von dem 12. und 13.° nördl. Breite. Aber hier bei Wurno, wo die ganze Oberfläche in kahlen Sandstein-Erhebungen und weiten Thalebenen besteht, war dies noch auffälliger. Fast weiter nichts als einige wenige Baobab waren zu sehen, und die Dürre des Bodens war außerordentlich. In der Regenzeit fand später der Reisende die ganze Gegend in einen dicht verwachsenen Sumpf verwandelt. In Wurno, einem kleinen, mauerumringten Städtchen von circa 15 000 Einwohnern, ohne Gewerbfleiß, wurde Dr. Barth wegen kriegerischer Unruhen einige Zeit zurückgehalten. Auf dem Wege nach der Kapitale Sókotō fand er das erste Mal während seines Aufenthaltes im Sudân den Reisbau in größerem Maßstabe betrieben. Die Gegend war an verschiedenen Punkten mit kleinen Dörfern gleichsam besprenkelt. Neben Reis wird daselbst auch viel Baumwolle und Sorghum gebaut.

Sókotō selbst erhebt sich ungefähr 30 m über der Thalebene und ist zum größten Teile von Soromáua oder Soghoran bewohnt, einem mit Imaschagh untermischten Stamme, die friedliche Handwerker, kleine Kaufleute und Mäkler sind. Die Stadt selbst ist mit einer $3^1/_2$ m hohen Mauer umgeben und mit ziemlich gut erhaltenen Zinnen, wie auch mit einem Graben versehen. Ihr Markt (s. Fig. 19 und 20) ist ziemlich stark besucht und gut versehen, namentlich mit Lederarbeiten, einer im Sudân weit berühmten Manufaktur Sókotōs, dann mit Eisen von besonderer, besserer Qualität als jenes von Kano. Auch eine große Menge Sklaven wurde zu Barths Zeiten feilgeboten, ferner Datteln, welche eine Art Zugabe zu den Hauptwaren des Marktes bilden. Nach der Stadt Sókotō erhalten auf unseren Karten die östlichen Haússā-Staaten den Namen des Reiches von Sókotō. Dieses Felâta-Reich besteht nämlich aus einer Menge kleinerer und größerer Sultanate, die alle dem Sultan von Sókotō tributär sind. Verlegt dieser einmal seine Residenz nach einer andern Stadt, so würde sich der Name des Landes wieder ändern. Der Regent von Sókotō, Aliu, war während Barths Anwesenheit eben auf einem Kriegszuge begriffen. Sókotō erfreute sich nämlich keines ungestörten Friedens, indem es beständig von dem Heere der Goberaúa angegriffen wurde, gegen welche die feigen Fúlbē keine Vorteile erringen konnten, so daß der Zustand des Reiches von Tag zu Tag schlechter wurde. Als Aliu zurückgekehrt war, erbat sich Dr. Barth von ihm die Erlaubnis, nach Westen ziehen zu dürfen, und betrat bald darauf

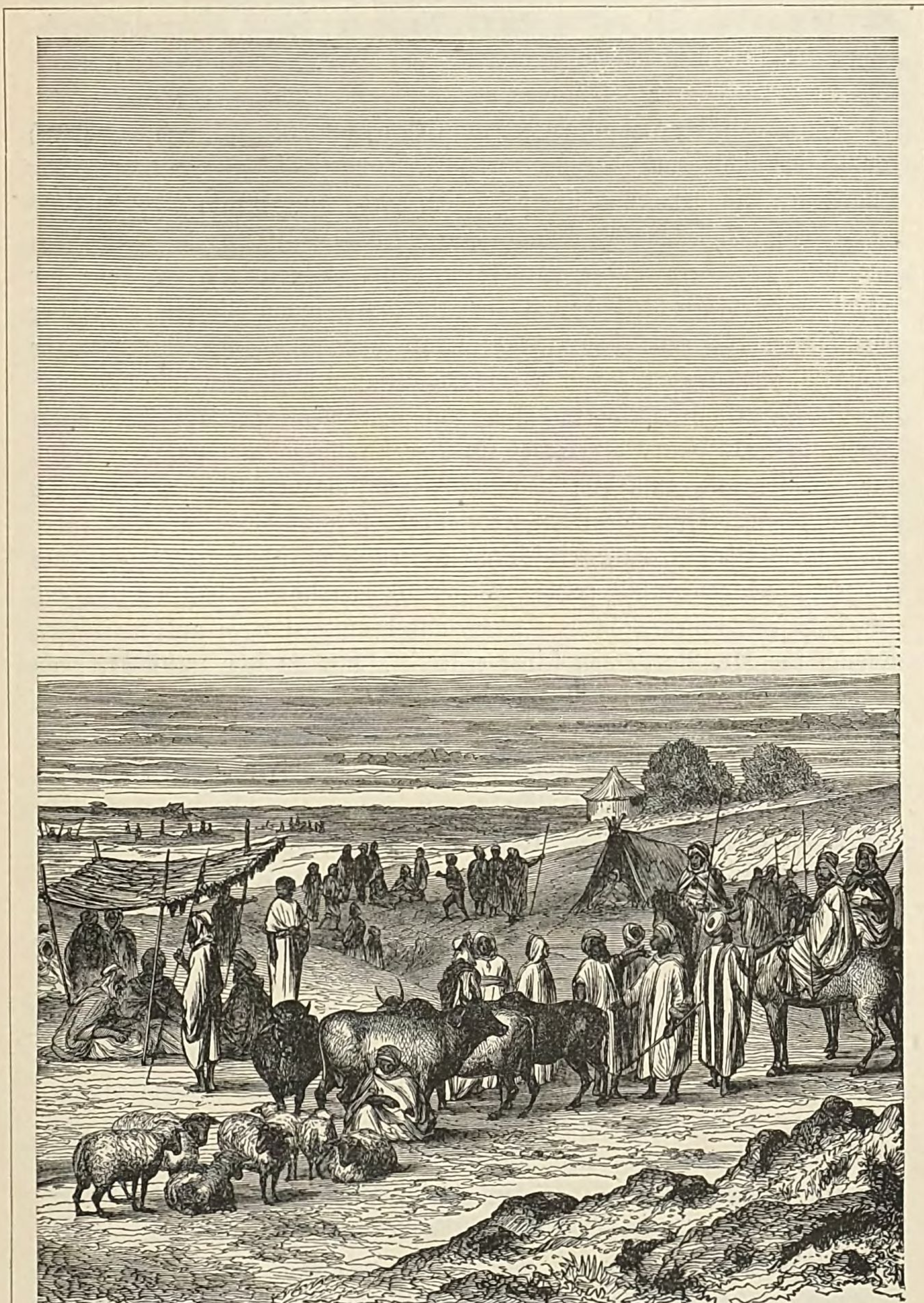


Fig. 20. Scenen vom Markte von Sókotō.

ein Gebiet, das vor ihm noch kein Europäer besucht hatte. Sein Besuch galt zunächst der Hauptstadt des großen Nachbarreiches Jgwandu, Gandō oder Gwandu. Die meisten Städte, die er auf seinem Weitermarsche berührte, zeigten einen ansehnlichen Grad von Betriebsamkeit in der Färberei und im Ausgraben des Eisens.

Gandō ist die Hauptstadt des westlichen Fúlbē-Reiches, und Dr. Barth konnte sich nicht genug darüber verwundern, wie man diese Stätte, die von Hügelketten ringsumher völlig beherrscht wird, zum Regierungssitze eines ansehnlichen Reiches machen konnte, während das umliegende höhere Terrain eine viel passendere Stelle dargeboten hätte. Aber die ganze Lage der Stadt, erklärt der Reisende, ist in Übereinstimmung mit dem Charakter ihrer Herrscher, ohne beherrschende Kraft und besitzt nicht die geringste Fähigkeit, jene große Gruppe der mannigfaltigsten Provinzen, die sich rings um den Mittelpunkt gelagert haben, zusammenzuhalten. Übrigens, meint Barth, ist das Innere der Stadt für eine Provinzialstadt ganz freundlich und lebhaft, und außerdem noch mit einem mannigfaltigen Baumwuchs geschmückt, wobei sich die Banane besonders hervorhebt. Der Beherrscher von Gando, Chalílu, hatte seit seinem Regierungsantritte in einem Zustande größter Zurückgezogenheit gelebt. Selbst Muhammedaner hatten selten das Glück, diesen Fürsten-Mönch zu sehen, außer an Freitagen, und so erschien es auch für Dr. Barth von seiner ersten Ankunft an sehr zweifelhaft, ob er ihm erlauben würde, sein heiliges Antlitz zu schauen. Nach längerem Warten gab er seine Geschenke im Palaste ab, ohne den Herrscher gesehen zu haben. Die raubsüchtige Umgebung desselben nahm dem Reisenden noch ein Paar mit Silber belegte Pistolen ab, ferner eine Masse anderer Geschenke, die er an hinterlistige Araber abzugeben hatte, bis er einen Ferman zur Weiterreise erwirken konnte. Jn der Stadt Gandō war nicht viel zu sehen, und die Lage des Ortes, eingeklemmt wie er ist, gestattete keine langen Ausflüge. Dazu kam noch, daß die Unsicherheit der Nachbarschaft es unmöglich machte, sich, wenigstens in nördlicher Richtung, weit von der Stadtmauer zu entfernen. Zu wiederholten Malen während Barths Aufenthalt ward das Alarmzeichen gegeben, daß der Feind heranrücke. Der ganze politische Zustand der Stadt befand sich in der schrecklichsten Unordnung. Der Feind stand nämlich in mehreren festen, kaum einen halben Tagemarsch entfernten Plätzen. Ungeachtet des fast gänzlichen Mangels an gewerblicher Thätigkeit oder politischer und kriegerischer Regsamkeit war das Innere der Stadt Gandō doch nicht ganz ohne Reiz. Die Stadt wird von Norden nach Süden von dem flachen Bette eines Stromes durchzogen, das, mit frischem Grase bewachsen, einen schönen Weidegrund bildete und auf beiden Seiten von einem dichten Rande reicher Pflanzenfülle umgeben war. Überhaupt, fügt Barth hinzu, ist der Pflanzenwuchs in Gando viel reicher als in Sókotō oder Wurno, und wird nur

von dem schönen Pflanzenschmucke Kanos übertroffen. Die Regenmenge ist nämlich in Gandō überaus groß, wodurch in der erzeugenden Kraft des Bodens ein ganz ausnahmsweiser Zustand hervorgerufen wird. Der Reisende preist namentlich die Güte der Bananen und Zwiebeln von Gandō. Von letzteren behauptet er, daß sie ihm im Vereine mit Tamarinden wiederholt das Leben gerettet, und rät allen Forschungsreisenden, wohin auch immer ihr Marsch gerichtet sein möge, einen Vorrat von diesem gesunden Nahrungsmittel einzulegen.

Der Markt in Gandō, bemerkt Barth, sei äußerst unbedeutend, und das ist eben kein Wunder bei dem verzweifelten Zustande der umliegenden Provinzen, wiewohl die Lage der Hauptstadt für einen Mittelpunkt des Handels keineswegs ungünstig ist; denn sie sollte die natürliche Vermittlerin zwischen dem untern Nigir und den benachbarten Provinzen Gober, Kebbi und Maúri sein. Die Baumwollenstreifen, die in Gandō erzeugt werden, sind von erster Güte. Dagegen ist die Färberei überaus grob, und die Einwohner scheinen ganz unerfahren in der Kunst zu sein, dem gefärbten Stoff jenen Glanz zu geben, der die Fabrikate von Nufe und Kano vor allen anderen so bedeutend auszeichnet. Das Reich Gandō begreift den Besitztiteln nach eine Anzahl wohlhabender Provinzen in sich, alle am Nigir oder dessen Armen gelegen; aber, meint Barth, schwerlich würde jemand, der sich einige Zeit in der Hauptstadt selbst aufhält, vermuten, daß es einen so hervorragenden Rang einnimmt. Die Provinzen zerfallen in eine westliche und östliche Hälfte und umfassen einen Teil von Gurma und Joruba. Zur Zeit der Anwesenheit Dr. Barths waren die meisten in einen Abgrund von Anarchie versunken, und eben dieser Umstand konnte nicht verfehlen, der Hauptstadt einen im größern Maße düstern und toten Charakter zu verleihen, als sie im allgemeinen besitzen mag.

Mit dem Ferman des Landesfürsten versehen, reiste Dr. Barth endlich von Gandō ab. Sein weiterer Marsch ging zunächst durch die Provinz Kebbi, durch Sumpflandschaften nach der verödeten Stadt Jāra, von hier wieder durch eine reiche Gegend nach der Stadt Gulumbe und der ehemals blühenden Handelsstadt Birni-n-Kebbi, das ehedem der Sitz eines mächtigen Reiches war und den ganzen Geldverkehr an sich zog. Nach der Einnahme derselben durch die Fúlbē (1806) soll eine große Menge Gold und Silber unter den Ruinen gefunden worden sein. Auf seinem weitern Zuge an den Nigir berührte Dr. Barth die Städte Kola und Sogirma, deren letztere ungefähr 7000—8000 Einwohner hat, und gelangte nach Passierung einer gefahrvollen Wildnis in das Thal von Fogha. Thalbildungen machen den bemerkenswerten Zug in dieser Landschaft aus, welche durch ihren flachen Charakter und den gänzlichen Mangel einer Strömung des hier angesammelten Wassers sowohl von der geringen Neigung des Landes zum Nigir als von der geringen Ausdehnung ihres Entwässerungs-

systems deutlichen Beweis geben. Die schön geneigten Ränder des Thales von Fogha waren mit einem Reichtum von Dumpalmen geschmückt. In dem Thale selbst lagen Ortschaften, welche sich durch eine eigentümliche Salzindustrie auszeichnen. Es sind kleine Weiler, die auf großen Schutthaufen von fast regelmäßig viereckiger Gestalt und etwa 9 m Höhe erbaut sind, ähnlich wie die alten Städte Assyriens. In der Nähe der Salzweiler breiten sich seichte, schmutzige Pfuhle salzhaltigen Wassers aus. Die Terrassen, auf welchen die Weiler lagen, waren von Menschenhand gefertigt; sie bestanden nämlich aus dem Erdreich des Thalbodens, dem die Salzteile schon entzogen waren. Das Salz selbst wird hier in der Art bereitet, daß das vom Thalboden genommene Erdreich in große, aus Stroh und Rohr gefertigte Trichter gethan, hierauf Wasser durch die so gefüllten Behälter geseiht und die heraussickernde, mit dem Salzgehalt der Erde geschwängerte Flüssigkeit in untergestellten Gefäßen aufgefangen und dann gekocht wird; das am Boden sitzende Salz formt man dann zu einem kleinen Brote. Das Salz ist von graugelber Farbe und zum Kochen wohl geeignet. Das Verfahren der Salzbereitung ist stets nur in der trockenen Jahreszeit und in der ersten Hälfte der Regenzeit möglich, denn am Ende der letztern ist das ganze Thal voll von Wasser; dies ist dann süß und soll eine Menge Fische enthalten. Die salzhaltige Eigenschaft des Bodens nämlich ist zu gering und unbedeutend, um auf eine so große Masse Wasser Einfluß zu üben.

Der Reisende verließ das Fogha-Thal und zog in nordwestlicher Richtung weiter durch Landschaften, die abwechselnd mit Wald bedeckt und bebaut waren. Bald gelangte er in die Nähe des Nigir und durfte sich daher der Hoffnung hingeben, in wenigen Tagen mit eigenen Augen jenen großen Strom Westafrikas zu schauen, der damals die Aufmerksamkeit der Europäer in so hohem Grade auf sich gezogen hatte. Dr. Barth mußte dieser hehre Strom als ein alter Freund und Gefährte seiner Wanderungen um so lieber und werter sein; hatte er doch den obern Lauf seines großen östlichen Armes selbst entdeckt.

„Montag, den 20. Juni,“ schreibt der Reisende, „brach ich nach ruhelos durchträumter Nacht und gehoben von den freudigsten Gefühlen mit meinem rüstigen Reisetroß in früher Morgenstunde auf, und nach einem Marsche von etwas weniger als zwei Stunden durch felsige, mit dichtem Buschwerk bedeckte Wildnis traf der erste Schimmer der silbernen Wasserfläche des Nigir mein Gesicht. Bald lag der mächtige Strom ganz vor mir, und in geringer Entfernung von seinem Ufer ging es entlang. Noch eine Stunde, und ich stand mit meinem Rosse auf dem Einschiffungsplatze der Stadt Sai gegenüber. Eine jede begünstigte Nation des centralafrikanischen Binnenlandes hat ihren Fluß, und wie derselbe Fluß die Gebiete verschiedener Zungen durchströmt, erhält er auch einen andern Namen.

So ist der große Strom Westafrikas der ‚große Fluß‘, der ‚Dscholiba‘ oder ‚Joliba‘ der Mandinka (Juli) oder Wákorē, der ‚Mayo‘ der Fúlbē, der ‚Eghirrëu‘ der Imoscharh oder Tuârek, der ‚Issa‘ oder ‚Ssai‘ der Sónrhai, der ‚Kuara‘ wahrscheinlich der Kombari, der ‚Baki-n-rua‘ der Haússā. So war endlich der berühmte Strom erreicht, — der den Europäern seit der Eröffnung der afrikanischen Geographie und Forschung mystisch vor Augen und Sinnen schwebende Nigir. Ruhig glitt er von NNO nach SSW dahin, mit einer mäßigen Bewegung von ungefähr drei Meilen in der Stunde; seine Breite betrug hier nur etwa 1000 Schritte. Er ist von felsigem Ufer eingeschlossen, das im allgemeinen eine Höhe von 20—30 Fuß hat; aber der Strom selbst war ungebrochen, einen einzigen kleinen Felsen ausgenommen, der beinahe in der Mitte des Flusses, nur etwas näher am westlichen Ufer, 12—15 Fuß über die Oberfläche des Wassers emporragte. Ein kleinerer Fels, etwas weiterhin, war schon beinahe vom Flusse überströmt.

„Ich hatte schon am vorhergehenden Tage einen Boten ausgeschickt, um bei meiner Ankunft am Flusse geräumige Boote zur Überfahrt bereit zu finden; aber es hatte sich bis jetzt keines sehen lassen und ich besaß daher hinreichende Muße, die Flußscenerie zu betrachten. Eine große Menge Reisender, sowohl Fúlbē wie Sónrhai, wartete ebenfalls am sandigen Ufer mit ihren Ochsen und Eseln auf die Überfahrt, und es fehlte nicht an kleineren Booten, um sie aufzunehmen. Zuletzt kamen denn auch die größeren Fahrzeuge an, um mich und mein Gepäck überzusetzen (Fig. 21). Sie waren von ziemlicher Größe, nämlich etwa 40 Fuß lang, aber in der Mitte nur 4—5 Fuß breit, und bestanden aus je zwei ausgehöhlten, in der Mitte zusammengebundenen Baumstämmen; das größte faßte drei meiner Kamele und das Wasser wurde viel besser ausgeschlossen, als ich sonst bei den Fahrzeugen der Einwohner des Negerlandes zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Diese größeren Boote werden hauptsächlich zum Transport des Kornes von Sinder, das weiter aufwärts am Flusse liegt, nach Sai benützt und waren bei dieser Gelegenheit vom Hafenbeamten für mich requiriert worden. Letzterer führt den Titel ‚Herr der Fahrzeuge‘ und entspricht dem ‚Wasserkönig‘ in anderen am Flusse gelegenen Ortschaften. Ich legte ihm später meine Erkenntlichkeit durch ein Geschenk von 1000 Muscheln an den Tag.

„Meine Kamele, Pferde, Leute und das Gepäck wurden zuerst übergesetzt, und nachdem alles ohne Unfall am andern Ufer angekommen war, folgte ich selbst nach; es war ungefähr 1 Uhr nachmittags. Ich fühlte unendliches Behagen, als ich mich auf diesem gepriesenen Strome, dessen Erforschung schon so manchem kühnen Wanderer das Leben gekostet hat, eingeschifft fand. Aber leider sollte dies nicht auf lange Zeit sein. Der Eindruck, den der Anblick des Flusses auf mich machte, mußte um so tiefer sein, als ich mich bald wieder von ihm trennen sollte; denn ich hatte in

Gandō volle Gelegenheit gehabt, mich von der Richtigkeit meiner frühern Ansicht zu überzeugen, daß ich im günstigsten Falle Timbúktu nicht anders

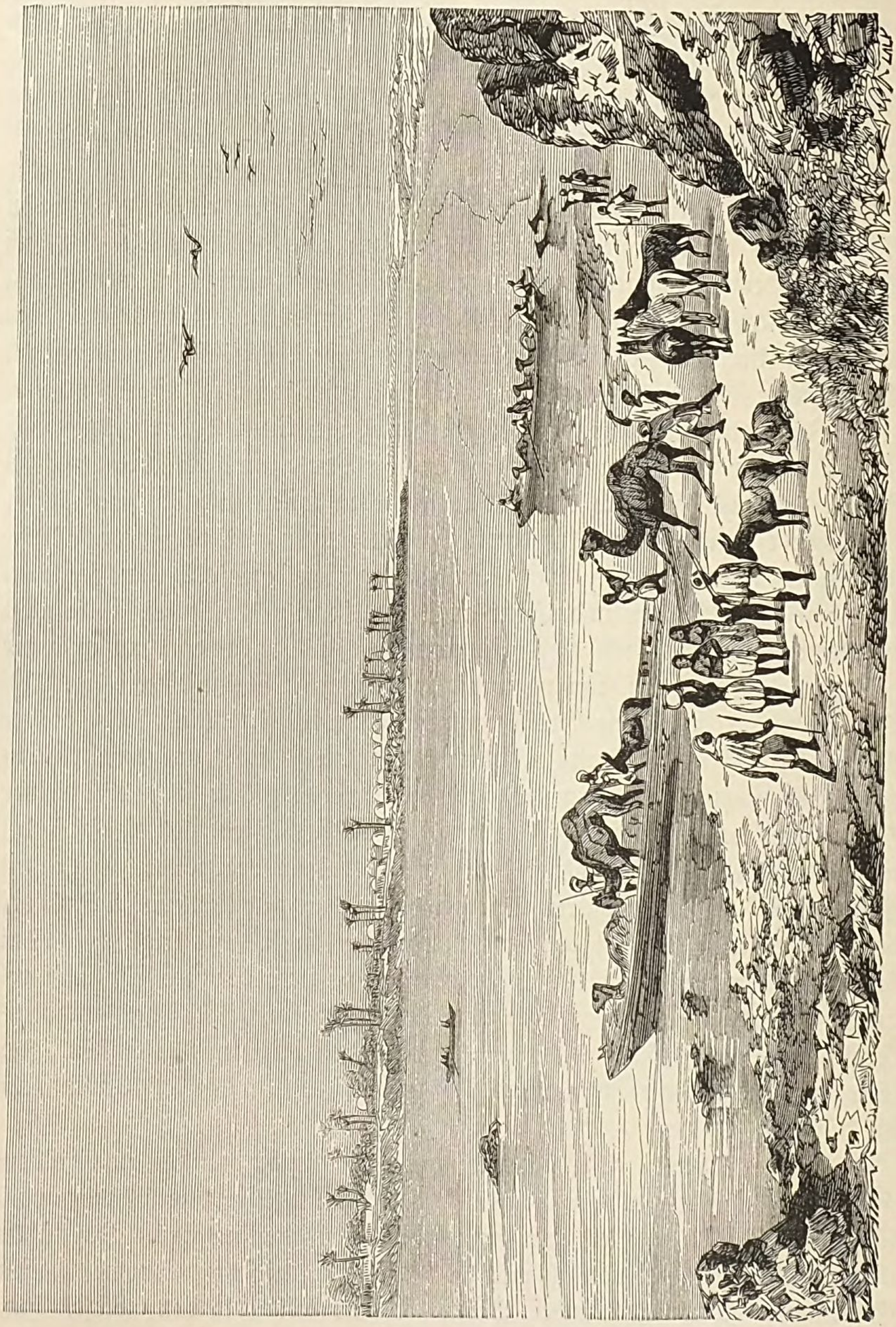


Fig. 21. Fähre über den Niger bei Sai.

als über Libtako erreichen könnte, und nährte nur eine schwache Hoffnung, daß ich vielleicht später im stande sein möchte, jenen Teil des Flusses

zwischen Timbúktu und Sai zu besuchen. Von Anfang an war es mir höchst zweifelhaft, ob ich je die westliche Küste erreichen würde; auch erschien es mir weit wichtiger, den Nigir zwischen dem Punkte, wo er durch Mungo Parks und René Cailliés Arbeiten leidlich bekannt geworden ist, und seinem untern Laufe, wo er von den Gebrüdern Lander bereist wurde, zu erforschen, als von Timbúktu aus meine Reise an die Westküste fortzusetzen, um sagen zu können, ich hätte Centralafrika der Breite nach durchwandert."

Die Stadt Sai beschreibt Dr. Barth als ein Viereck, das auf drei Seiten von einem niedrigen Erdwall umgeben ist, während die nach dem Flusse zu befindliche Seite unbeschützt ist. Jede Seite mißt etwa 2000 bis 3000 Schritte, aber das Innere ist nur schwach bevölkert, indem die Wohnungen mehr einzelnen Weilern ähnlich zerstreut umherliegen. Die Stadt ist in der Richtung von Nord nach Süd von einer flachen Einsenkung durchschnitten, die auf den Seiten mit Dumpalmen besetzt ist, während sonst keine Bäume, weder innerhalb noch außerhalb der Stadt, zu sehen sind. Am Ende der Regenzeit füllt sich diese Einsenkung mit Wasser, so daß der tägliche Verkehr zwischen den verschiedenen Quartieren sehr gehemmt wird; auch trägt dies viel zur Ungesundheit des Platzes bei. So viel ist sicher, daß in Jahren, wo der Fluß eine ungewöhnliche Höhe erreicht, die ganze Stadt überschwemmt wird, so daß dann die Einwohner gezwungen sind, außerhalb der Grenzen des Thales Schutz zu suchen. Den Mangel an Betriebsamkeit fand der Reisende in Sai erstaunlich groß. Alles war überaus teuer und Butter z. B. für Geld gar nicht zu haben. Dennoch sei Sai, meint Barth, der bedeutendste Punkt in dieser ganzen Flußlandschaft für die Europäer, wenn es ihnen einmal gelingt, die Flußschnellen zu passieren, welche den Nigir oberhalb Rabba, besonders aber zwischen Bussan und Jaúri hemmen, und so dieses schöne offene Wasserbecken, die große Verkehrsstraße vom westlichen Centralafrika, zu erreichen. Der Handel und Verkehr der Eingeborenen am Flusse entlang ist nicht unbedeutend, aber auch dieser Zweig der Betriebsamkeit hat natürlich durch den aufrührerischen Zustand der benachbarten Provinzen, ganz vorzüglich der Landschaften Saberma und Dendina, bedeutend gelitten.

Von Sai aus schlug unser Reisender den Weg durch die hügelige Landschaft Gurma ein und zwar durch das Gebiet der Sónrhai, deren Sprache er nicht verstand; auf die Erlernung derselben konnte er auch keine Mühe verwenden, weshalb er sich in dem Verkehre mit den Bewohnern der Landschaft nicht so heimisch fühlte. Den Namen hat Gurma von den Sónrhai erhalten, nachdem der nördliche Teil desselben von diesem Volke erobert und kolonisiert worden war. Im Innern des Landes hatten die späteren Eroberer, die Fúlbē, die Unabhängigkeit der dortigen Häuptlinge ganz unangetastet gelassen; sie hatten sich nur der Hauptverkehrsstraße bemächtigt. Die Landschaft Gurma ist zwar gut kultiviert und dicht bewohnt,

aber an Körnerfrüchten ist häufig Mangel. Waldesdickicht wechselt mit Lichtungen und denselben Charakter behält die Gegend auch in der Landschaft Libtako, welche Barth, nachdem er Gurma verlassen, zu durchwandern hatte. Die Hauptstadt der letztern ist Dore, ein gänzlich verfallener Ort, dessen Erdwall sogar ein abschreckender Trümmerhaufe war, welcher das Bild arger Vernachlässigung bot. Dore bildet einen Verkehrspunkt für die Araber aus dem nördlich von Timbúktu gelegenen Wüstenstreif Assaúad. Leute aus Mossi wie auch von Gogo bringen ihre Waren hierher zu Markte. Der materielle Wohlstand der Bevölkerung von Libtako war ein sehr niedriger, der politische Zustand aber noch ungleich ungünstiger. Die Einwohner, welche von Norden her von den Tuârek beständig bedroht werden, sind kriegerischen Geistes und waren namentlich in früherer Zeit wegen ihrer Tapferkeit berühmt.

Nachdem Dr. Barth Libtako verlassen, trat er den letzten und gefährlichsten Abschnitt seiner Reise nach Timbúktu an. Er hoffte damals, daß es möglich sein werde, jene berühmte Stadt etwa in 20 Tagen zu erreichen, aber er unterschätzte die Entfernung. Er zog durch Landschaften, über welche ein reichverzweigtes Wassernetz gespannt war, hatte dann während mehrerer Meilen ein ansehnliches und mit Bäumen umsäumtes Rinnsal zur Rechten, überschritt den Buggoma, berührte die Ortschaften Tinge, Kubo, Duna, Mundoro und gelangte in die Hombori-Berge (Fig. 22). Diese Kette ist von überaus interessanter Beschaffenheit. Die Berge haben die Form von Kuppen von mehreren Hunderten Meter Höhe. Auf manchen Hügeln erheben sich Gehänge steiler Klippen wie Mauern, einer künstlichen Befestigung nicht unähnlich. Von der Stadt Bámbara ab zog Dr. Barth durch von der Sonnenhitze ausgedörrte Landschaften der Tuârek, in welchen er, da man dafür hielt, daß er mit den Mächten des Himmels in Verbindung stehe, mehreremal um Sendung von Regen angegangen wurde, nach Ssarajamo, welches an einem schiffbaren Arme des Nigir gelegen ist. Hier mietete der Reisende ein Boot, das von Timbúktu hierher gekommen war, für die Rückreise nach der berühmten Centrale. Es war dies am 1. September.

„Nach langer Verzögerung," schreibt Barth, „traten wir endlich um etwa 7¾ Uhr morgens unsere überaus interessante Flußfahrt an. Es würde mir schwer fallen, meinen Lesern einen Begriff davon zu geben, welch frohes, beseligendes Gefühl mich belebte, als ich mich auf diesem Flusse oder Nebenarme befand, den ich den ganzen Weg bis zum Hafen von Timbúktu nicht verlassen sollte. Der Fluß bildet da, wo er das Städtchen Ssarajamo bespült, ein schönes offenes Wasserbecken, das sich bis auf etwa 400 bis 500 Schritte erweitert. Wie wir jedoch mit im ganzen nordöstlicher Richtung den Windungen dieses Nebenarmes folgten, wurde er von hohem Grase außerordentlich überwachsen, und dieses Gras

(es war das berühmte ‚byrgu', ein Haupterzeugnis des Nigirwassers) verdeckte sehr häufig die Oberfläche des Wassers so vollständig, daß das Boot auf einer grasigen Ebene dahinzugleiten schien." Nach und nach traten

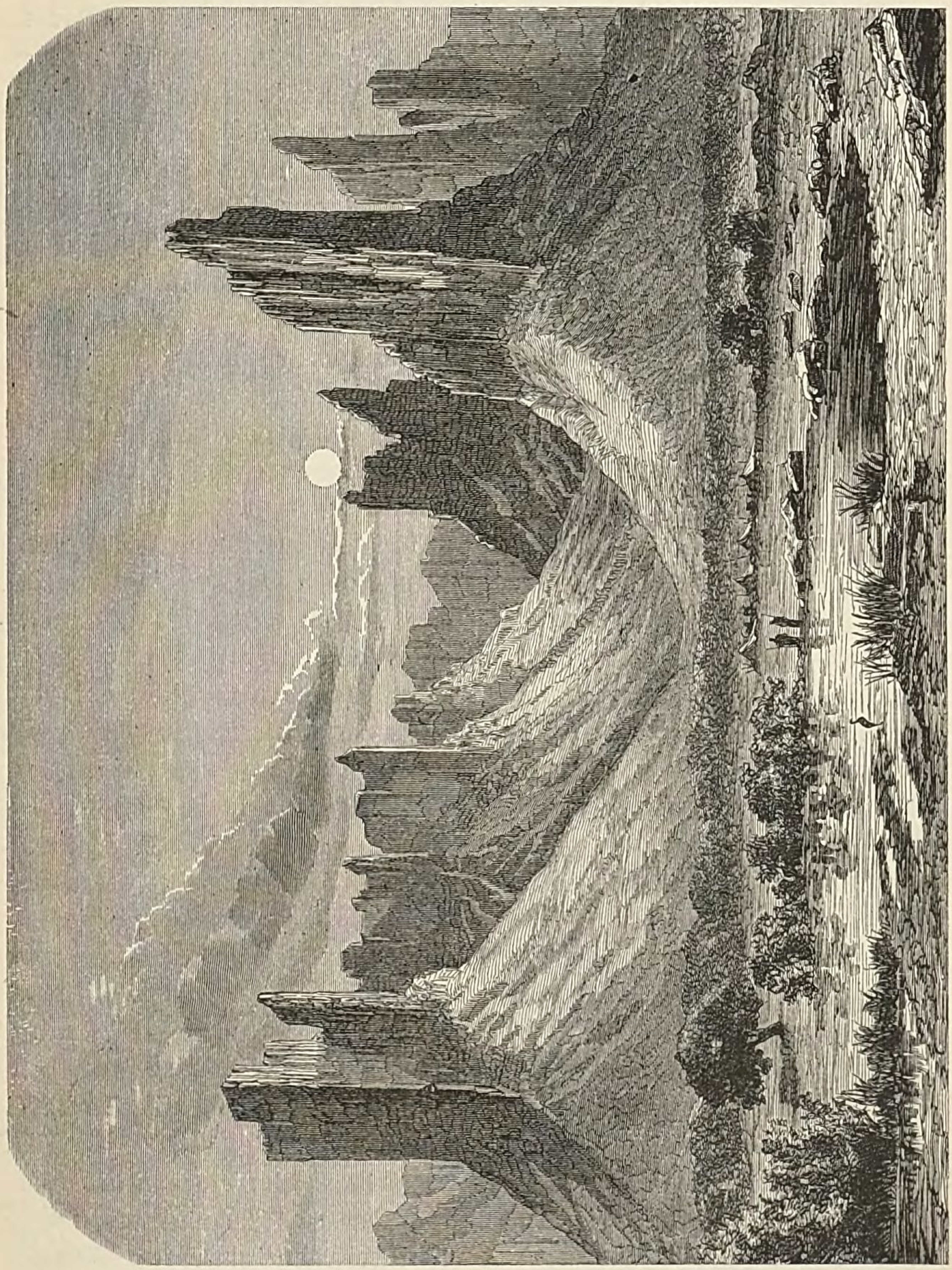


Fig. 22. Die Hombori-Berge im westlichen Sudân.

die Grasflächen zurück und der Wasserlauf fing an, den Charakter eines edlen Stromes anzunehmen, umschlossen von wohlentwickelten Ufern, die mit schönen Tamarindenbäumen bekleidet und von Zeit zu Zeit von Vieh-

herden belebt waren. Bei der Vereinigung des Nebenarmes mit dem Hauptstrome ist der Nigir etwa 1/4 Meile breit und flößte vermöge seiner Größe und feierlichen Pracht den Dienern des Reisenden, die an solche Flußfahrten im schwachen Kahne nicht gewohnt waren, Furcht und Entsetzen ein. „Es war wirklich ein prächtiger Anblick," schreibt Dr. Barth; „majestätisch lag der Spiegel des Flusses in der Abenddämmerung ausgebreitet, der Neumond uns gerade gegenüber, seinen schwachen Silberschein in schmalen Streifen über die Landschaft gießend, und dann und wann ein Wetterleuchten durch den Horizont zuckend. Hocherfreut über dieses herrliche Schauspiel saß ich auf dem gewölbten Mattendache unseres schwächlichen Fahrzeuges und schaute mit forschenden Augen über die gewaltige Wassermasse in nordöstlicher Richtung hinaus, wo das Ziel unserer Reise liegen sollte."

Am 5. September brach endlich der Tag an, der unsern Reisenden nach monatelanger Anstrengung dem Hafen von Timbúktu zuführen sollte. „Zu ziemlich früher Stunde," schreibt er, „brachen wir auf und durchschnitten das breite Becken des Flusses, zuerst in nordöstlicher, dann in fast nördlicher Richtung, bis wir uns dem kleinen, gewöhnlich von Tuâreks bewohnten Weiler Tasakal gegenüber befanden. Hier fingen wir an, den Windungen des linken Ufers zu folgen, das sehr niedrig und ausgezackt war; ein kleiner Nebenarm, der sich vom Flusse absonderte, zog sich in das niedrige Wiesenland hinein. Einen oder zwei Monate später in der Jahreszeit setzt der Fluß das ganze Land weit und breit unter Wasser. Jedoch schien dieser prächtige Strom, mit Ausnahme von wenigen Fischernachen, augenblicklich fast ohne Besitzer und unbenützt; aber wie wir uns Korome näherten, entwickelte sich ein höchst imposantes Schauspiel; eine ansehnliche Anzahl großer Boote nämlich, der größten, die ich bis jetzt noch im Negerlande gesehen, alle mit Mattenkajüten versehen, lag hoch auf dem Wasser. Das Ganze bot wirklich das Bild eines Hafens dar, nur fehlte das rege Leben, welches man an einer solchen Stätte erwartet; denn die Schiffahrt im größern Maßstabe war noch nicht eröffnet und die großen Fahrzeuge lagen noch unthätig da." Nachdem Korome passiert war, befand sich Barth vor Kábara (Fig. 23), das auf dem sanften Gehänge einer kleinen Sandhöhe an der beckenartigen Erweiterung eines Flußarmes liegt. Im Hafen lagen nur etliche Boote, die dem Platze einiges Leben gaben. Ganz anders, bemerkt der Forscher, war es während der Blütezeit des Sónrhai-Reiches, wo ein ununterbrochener Verkehr zwischen Garho und Timbúktu auf der einen Seite und zwischen Timbúktu und Dschenné auf der andern Seite stattfand, und wo eine zahlreiche Flotte unter dem Befehle eines Admirals von großer Macht und bedeutendem Einflusse stets bereit lag. Das Becken des Nigir hat eine so regelmäßige Gestalt, daß es ganz das Ansehen hat, als wäre es ein künstliches; aber demungeachtet, fügt Barth hinzu, mag es das Werk der Natur sein, da Kábara von den

ältesten Zeiten her der Hafen von Timbúktu gewesen ist; ja zuweilen scheine dieser Ort größere Bedeutung gehabt zu haben, als Timbúktu selbst.

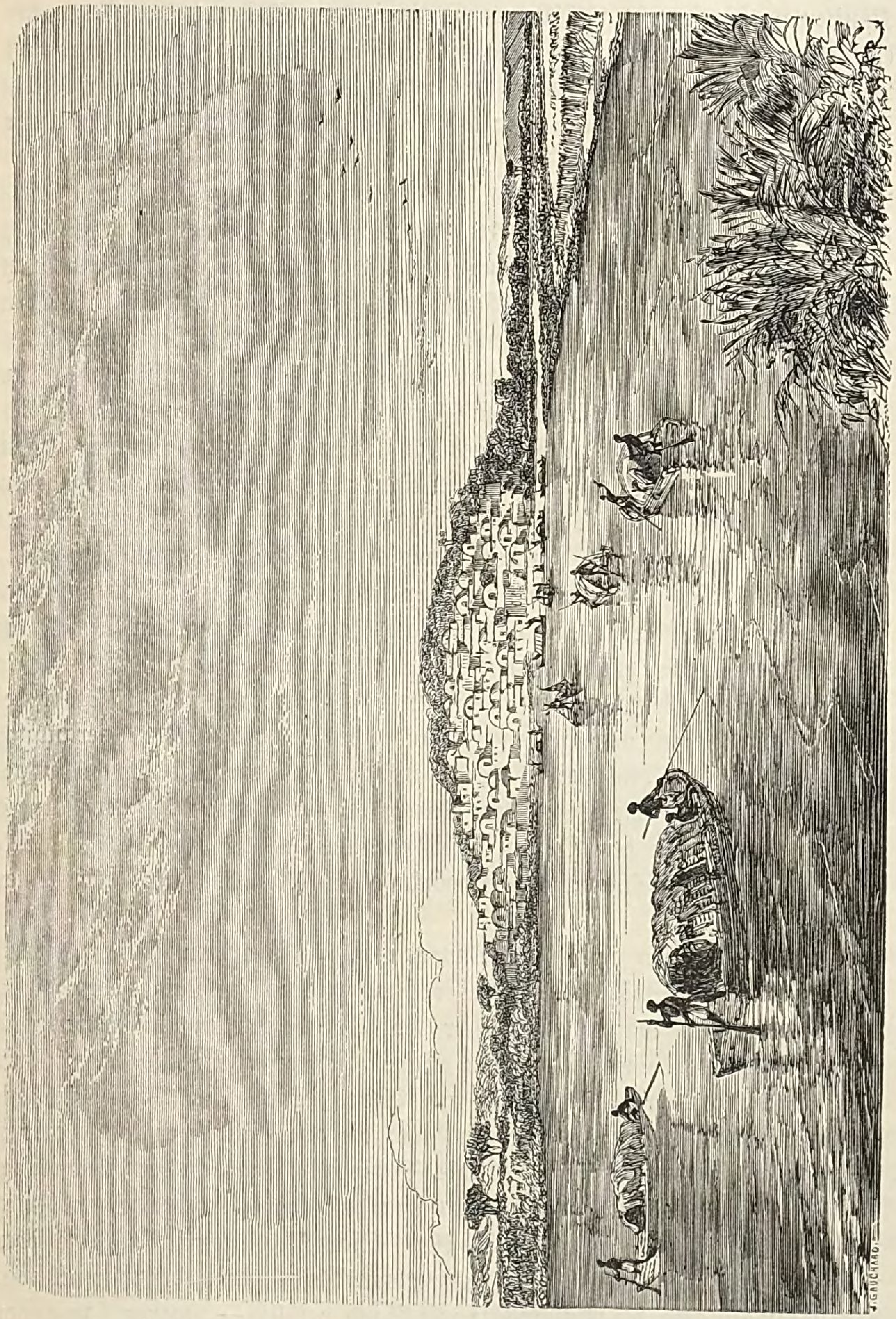


Fig. 23. Kábara, die Hafenstadt von Timbúktu.

Als Dr. Barth durch das Städtchen zog, war er erstaunt über die große Anzahl von Thonwohnungen, die hier zu sehen sind. Ihre Zahl

beläuft sich auf etwa 150 bis 200, außer einer größern Menge von Rohrhütten; aber die ersteren sind wohl weniger Wohnungen der Einwohner von Kábara selbst, als vielmehr Magazine, um die Waren der fremden Kaufleute aufzustapeln. Kábara hat zwei kleine Märkte, von denen der eine etwa zwölf Buden oder Schattendächer enthält, wo Artikel jeder Art verkauft werden, während der andere ausschließlich für den Fleischhandel bestimmt ist. Die Bewohner, etwa 2000, sind ausschließlich Sónrhai, nur die Beamten sind Fúlbē.

Am 7. September brach der Tag an, an welchem Dr. Barth Timbúktu betreten sollte. „Es war 10 Uhr morgens," schreibt er, „als sich unsere Kavalkade endlich in Bewegung setzte, indem wir die Sanddünen erstiegen, welche hart hinter Kábara aufsteigen. Der Gegensatz der öden Landschaft, die wir hier betraten, gegen den Charakter der fruchtbaren Ufer des Flusses, die ich soeben hinter mir gelassen, war auffallend. Der ganze Strich hatte entschieden den Charakter einer Wüste, wiewohl der Pfad zu beiden Seiten mit Dorngebüsch und krüppelhaften Bäumen besetzt war; aber auch diese kümmerliche Bekleidung war gerade an verschiedenen Stellen vernichtet, um den Pfad freier zu machen und ihm größere Sicherheit zu verschaffen, da die Tuârek niemals unterlassen, ihn zu gefährden, und augenblicklich waren diese unruhigen und raublustigen ‚Vögel' ganz besonders gefürchtet, da sie erst vor wenigen Tagen drei auf dem Wege nach Arauan begriffene Tauater Handelsleute erschlagen hatten. Der unsichere Charakter dieser kurzen Strecke zwischen dem Hafenort und der Stadt bei dem gegenwärtigen anarchischen Zustande des Landes hat es veranlaßt, daß eine etwa auf dem halben Wege zwischen Kábara und Timbúktu gelegene Stelle den bemerkenswerten Namen ‚Ur-immandés' — ‚er hört es nicht' — führt, um den Ort zu bezeichnen, wo das Geschrei des Unglücklichen, der hier vereinsamt in die Hände eines Räubers fällt, von keiner Seite hörbar ist.

„Wir passierten zwei Einsenkungen, wo in manchen Jahren, wen der Fluß eine ungewöhnliche Höhe erreicht, wie es im Laufe eben dieses Winters der Fall war, das Wasser der Überschwemmung hineintritt und gelegentlich selbst einen schiffbaren Kanal bildet; weiterhin ließen wir den Talha-Baum des Uëli-Salah zur Seite. Dies scheint eine Reliquie des alten heidnischen Kultus zu sein, und die abergläubischen Eingeborenen haben seine dornigen Äste mit zahllosen Lumpen behängt, in der Erwartung, daß ihr Heiliger sie mit einem neuen Gewande belohnen werde. So näherten wir uns der Stadt; aber ihre dunklen schmutzigen Thonmassen, die eben nicht von hellem Sonnenschein beleuchtet wurden — denn der Himmel war dick überzogen und die Atmosphäre mit Sand erfüllt —, waren kaum von dem Sande und dem rund umher angehäuften Schutte zu unterscheiden. Auch gab es keine Zeit mehr, aufmerksam umherzuschauen, da uns eine

Schar Leute aus der Stadt entgegenkam, um den Fremden zu begrüßen und willkommen zu heißen.

„Dies war ein bedeutungsvoller Augenblick; denn wenn diese Leute den geringsten Argwohn in Bezug auf meinen Glauben gehegt hätten, würden sie meinen Eintritt in die Stadt leicht ganz und gar verhindert haben und selbst mein Leben wäre in äußerster Gefahr gewesen. Ich befolgte also den Wink, den mir Alauate gab, und indem ich mein Pferd in Galopp setzte, sprengte ich, meine Flinte zur Hand, vor meinen Begleitern voraus, um die Entgegenkommenden zu bewillkommnen. Hinter einem solchen furchtlosen Auftreten geborgen, ward ich mit vielen Salâms empfangen, aber ein Umstand ereignete sich, der mir großes Unheil hätte bringen und selbst meine persönliche Sicherheit hätte gefährden können. In dieser Gruppe war nämlich ein Mann, der mich auf Türkisch anredete; allein ich hatte dasselbe fast ganz und gar vergessen und konnte daher nur mit großer Not eine passende Antwort auf seinen Glückwunsch finden. Um weiteren zudringlichen Fragen auszuweichen, trieb ich mein Pferd an und eilte sicherer Herberge zu.

„Wir zogen dann durch den Schutt, der sich rund um den Erdwall der Stadt herum angehäuft hat, ließen eine Reihe schmutziger Rohrhütten, welche die ganze Stadt umgeben, zu unserer Rechten und betraten so die engen Straßen und Gassen — ‚tidjeraten‘, wie sie von den Bewohnern Timbúktus genannt werden —, welche kaum zwei Reiter nebeneinander passieren können. Aber großen Eindruck machte der wohlhabende Charakter dieses Stadtviertels auf mich, des Ssane Gurgu; manche Häuser erhoben sich zu einer Höhe von zwei Stockwerken und zeigten in ihrer Fassade einen deutlichen Versuch zu architektonischer Verzierung. Indem wir einen westlichen Pfad einschlugen, während uns eine zahlreiche Schar der Städter folgte, passierten wir so das Haus des Scheïch El Bakáy. Hier baten mich meine Begleiter, eine meiner Pistolen abzufeuern; da ich aber meine Schießwaffen alle mit Kugeln geladen hatte, lehnte ich es natürlich ab und überließ es einem meiner Leute, dem Hause unseres Wirtes die Ehre zu erzeigen. So erreichten wir das auf der andern Seite der Straße gelegene, gleichfalls dem Scheïch gehörige Haus, das mir zur Wohnung bestimmt war, und ich war froh, daß ich mich sicher in meinem neuen Quartiere befand.“

Timbúktu (Fig. 24) beschreibt uns Dr. Barth in der eingehendsten Weise. Es hat während der blühendsten Periode des Sónrhai-Reiches als Sitz der muhammedanischen Gelehrsamkeit und des muhammedanischen Monotheismus, dann wegen der Art seiner schönen und massiven Gebäude, durch die es ausgezeichnet war, vollkommen den Rang einer Stadt im eigentlichen Sinne behauptet. Nach dem Falle von Garho zog sich allmählich der ganze Rest des Handels in den zerrissenen Nigirlandschaften dahin. Allein die Vorstellung, die man sich hauptsächlich infolge der Schilderungen des

englischen Konsuls in Marokko, Jackson, von dessen ungeheurer Größe und Bedeutung machte, war weit übertrieben. Die Stadt befand sich nach dem

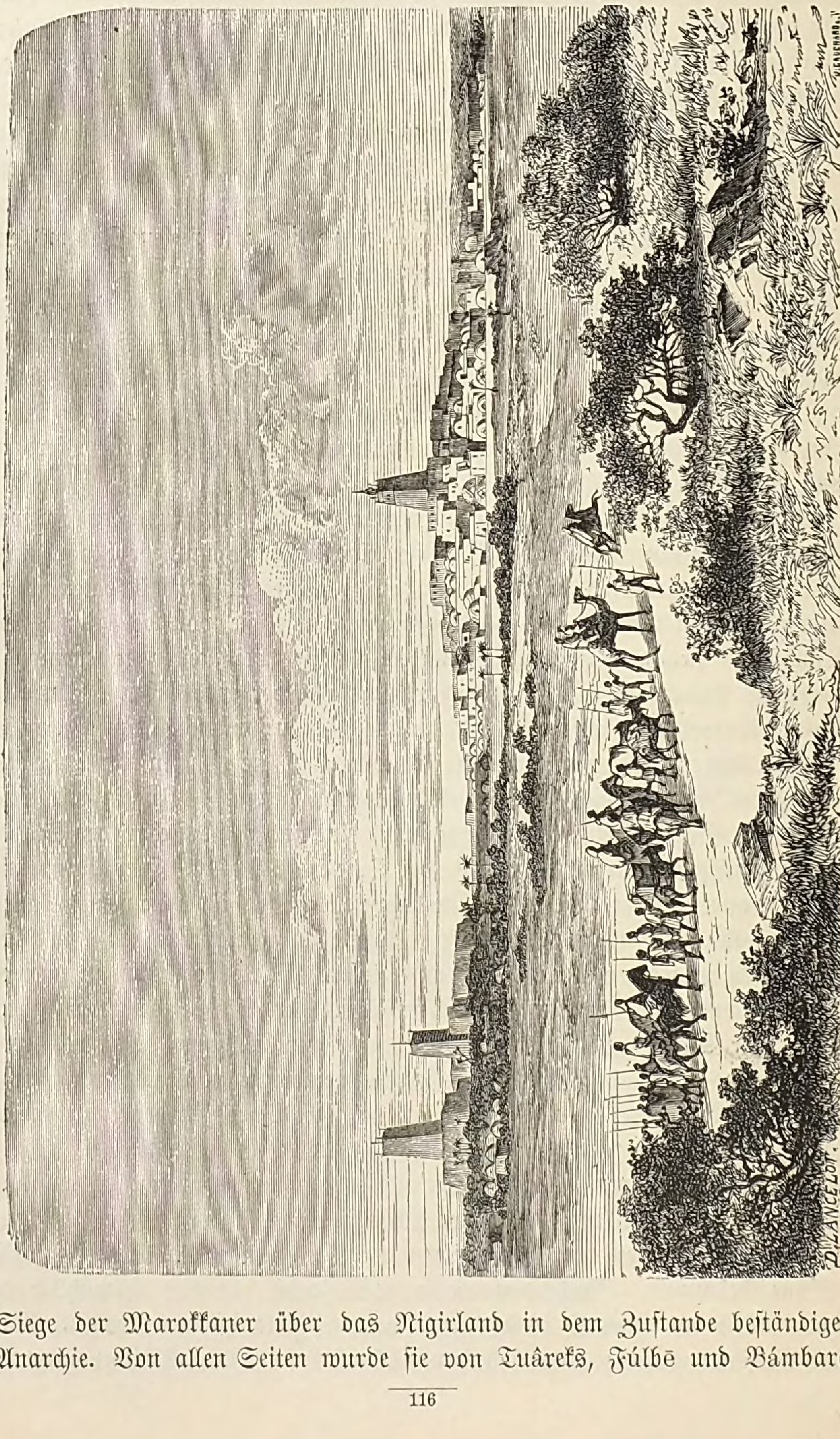


Fig. 24. Timbúktu.

Siege der Marokkaner über das Nigirland in dem Zustande beständiger Anarchie. Von allen Seiten wurde sie von Tuâreks, Fúlbē und Bámbara

bedrängt und mußte natürlich immer tiefer sinken. Bis zum Jahre 1826 herrschte in Timbúktu abwechselnd der Einfluß der heidnischen Bámbara und arabisch-berberischen Stämme. Kurz bevor Major Laing dasselbe besuchte, drohte die Einnahme desselben durch die Fúlbē von Moássina den Rest der Handelsthätigkeit zu zerstören. Zu Anfang der 40er Jahre unseres Säkulums erhielt die Partei der Tuârek wieder die Oberhand, allein für Timbúktu war dies von keinem Vorteil. Wegen seiner Lage am Rande des Wüstenstriches kann sich die Stadt nicht auf ihre eigenen Hilfsmittel verlassen, sondern muß stets von dem Stamme abhängen, welcher den fruchtbaren Landstrich höher am Flusse aufwärts beherrscht. Durch Vermittelung des Scheïch El Bakáy wurde im Jahre 1846, wie Barth erzählt, zwischen den Parteien das Abkommen getroffen, daß Timbúktu den Fúlbē unterworfen sein sollte, ohne von einer militärischen Macht besetzt zu sein, indem der Tribut von zwei Kadis, einem Púlō und einem Sónrhai eingesammelt würde; zu gleicher Zeit sollten auch diese Beamten alle Fälle von geringerer Bedeutung entscheiden, während die wichtigeren an die Hauptstadt gingen. Dennoch war zu Barths Zeiten die Regierung der Stadt, oder vielmehr die Polizei, soweit sie ging, in den Händen eines oder zweier Sónrhai-Amtsleute mit dem Titel Emîr, welche jedoch sehr wenig Gewalt besaßen, da sie zwischen den Fúlbē auf der einen und zwischen den Tuârek auf der andern Seite stehen und sich in ihrer Stellung so gut wie möglich den Fúlbē gegenüber vermittelst der beiden Kadi und den Tuârek gegenüber auf den Scheïch El Bakáy gestützt zu halten suchten. Der gesamte Tribut, der zu Barths Zeiten abgeliefert wurde, überstieg 7000 Thaler nicht. Aber die obrigkeitlichen Plackereien gingen ins Unendliche. Daneben forderten die Tuârek täglich und ließen sich von den Einzelnen nicht abweisen, während die Regierung keine Kraft hatte, dieselben zu schützen. Sie kamen und schlugen so lange an die Thüre, bis sie eingelassen wurden, sonst kletterten sie auch wohl über die Mauer. Auch Bakáy und seine Brüder mußten natürlich beschenkt werden. Dies war der verwahrloste Zustand der Stadt Timbúktu, und ihm kann nur abgeholfen werden, wenn sich eine starke einsichtsvolle Macht am obern Laufe des Nigir wieder festgesetzt hat, um die vortreffliche Lage für den Handel völlig auszubeuten.

Dr. Lenz, welcher Timbúktu im Juli 1880 besuchte, fand den Zustand der Stadt und ihres Gebietes gleichfalls anarchisch. Er berichtet, daß Timbúktu einen eigentlichen Oberherrn, einen Sultan oder König nicht kenne. Die Verwaltung besorge ein Kadia (erblicher Bürgermeister). Auch ist die Familie des Scheïch El Bakáy noch von großem Ansehen in Timbúktu.

Dr. Barth beschreibt uns den äußern Anblick der Stadt, wie er sich ihm von der Terrasse seines Hauses über das nördliche Stadtviertel

und die die Stadt begrenzende Wüste darbot. „Das äußerste Ende des nördlichen Stadtviertels wird in großartiger Weise durch die massive Moschee Ssan-Kore abgeschlossen, welche, gerade damals durch den Einfluß Scheïch El Bakáys in ihrer früheren Größe wieder hergestellt, der ganzen Stadt einen höchst imposanten Charakter verleiht. Der Baustil der einzelnen Gebäude war mannigfaltig; es gab Thonwohnungen verschiedener Beschaffenheit, — einige niedrig und unansehnlich, andere mit einem zweiten Stockwerk in ihrer Fassade, ja selbst Versuche von architektonischer Verzierung aufweisend; das Ganze war nur von einigen runden Mattenhütten unterbrochen. Tauben belebten besonders die Dächer der benachbarten Häuser."

„Im allgemeinen war es für mich," schreibt Barth, „ein Anblick von höchstem Interesse, aber es fehlte das rege Leben einer großen Handelsstadt, das man doch sogar in Kano findet, und da die Straßen überdies sehr eng waren, konnte ich auch von dem Verkehre, welcher stattfand, wenig sehen. Eine Ausnahme davon machte der kleine Markt im nördlichen Quartiere, der infolge seiner Lage (am Abhange der Sandhügel, welche sich im Laufe der Zeit rings um die Moschee angelagert hatten) sichtbar war. Man muß jedoch auch in Anschlag bringen, daß der Handelsverkehr in dieser Stadt Anfang September, wo der Fluß erst im Beginne seiner Anschwellung, dagegen die Regenzeit noch lange nicht zu Ende ist, und die Ernte des neuen Kornes erst bevorsteht, keineswegs die Periode seiner größten Regsamkeit erreicht hat. Daneben hatte indessen die Terrasse meines Hauses den Nachteil, daß sie mich, während ich auf ihr mit dem Charakter der Stadt bekannt wurde, den Blicken der Vorübergehenden völlig aussetzte."

Über die Lage der Stadt berichtet Dr. Barth, daß sie nur wenige Fuß über dem mittlern Niveau des Flusses liege (nach Dr. Lenz hat sie eine Seehöhe von 245 m) und sieben bis acht Seemeilen (nach Dr. Lenz 15 km) vom Hauptarme desselben entfernt sei. Sie bildet ein Dreieck, dessen Basis dem Flusse zugekehrt ist, während sein vorspringender Winkel, an die Moschee Ssan-Kore sich lehnend, nach Norden sieht. Ehemals hatte die Stadt eine viel größere Ausdehnung. Wie es damals war, schätzte Dr. Barth ihren Umfang auf etwas mehr als $2^1/_2$ Meilen; wenn man aber alle vortretenden Winkel in Anschlag bringen wollte, mag er sich wohl auf beinahe drei Meilen belaufen. Gegenwärtig ist die Stadt mit keiner Mauer umgeben, indem die frühere, die wohl mehr ein Erdwall als eine Mauer war, von den Fúlbē im Jahre 1826 zerstört worden ist. Die Stadt öffnet sich teils in regelmäßigen, teils in gewundenen Gassen; diese sind aber, nach Dr. Barths Versicherung, nicht gepflastert, sondern bestehen zum größern Teil aus hartem Sand und Kies, und einige haben eine Art Rinnstein in der Mitte, um dem Wasser bei Regenwetter Abfluß zu ge-

währen, was besonders nötig ist, da Dachrinnen das ganze auf den Terrassen der Häuser angesammelte Regenwasser in die Straßen ergießen. Die Stadt ist besonders im südlichen Teile dicht bewohnt und eigentlich mangelt es da an offenen Plätzen. Wie die Stadt ziemlich dicht bevölkert ist, so sind auch die Häuser in ziemlich gutem Zustande. Die Zahl der Thonwohnungen beträgt etwa 980 und die der Mattenhütten beläuft sich entschieden auf einige Hundert. Dr. Lenz berichtete man, die Stadt besitze 3500 Häuser, doch bezog sich diese Angabe, wie der Forscher meint, auf das alte Timbúktu. Die runden Mattenhütten bilden mit wenigen Ausnahmen die äußere Umschließung der Stadt auf der ganzen Nord- und Nordostseite, wo sich dem Auge gewaltige Schutthaufen, die sich im Laufe mehrerer Jahrhunderte angesammelt haben, darbieten. Alle Thonwohnungen sind in der Weise erbaut, daß sie zwei Hofräume und Gemächer auf der Terrasse besitzen. Die Ubikationen sind dunkel und von einer drückenden Atmosphäre erfüllt, während das Gemach auf der Terrasse den Vorteil frischer Luft hat. Die einzigen öffentlichen Gebäude in der Stadt sind die drei großen Moscheen: Dschingere-ber, San-Kore und Sidi-Jáhia, die zweitgenannte auf Kosten einer wohlhabenden Sónrhai-Dame erbaut. Außer diesen Moscheen gab es zu Dr. Barths Anwesenheit in Timbúktu kein einziges ausgezeichnetes Gebäude in der Stadt. Von dem königlichen Palast (Nadugu), in welchem die Könige von Sónrhai zu Zeiten ihre Residenz zu nehmen pflegten, ist keine Spur mehr zu sehen, ebenso wie von der Citadelle. Der Stadtviertel giebt es in Timbúktu sechs, von denen das Viertel San-Kore das vornehmste Viertel der Sónrhai ist. Es bildet den nordöstlichen Winkel der Stadt und steigt zu so bedeutender Höhe an, daß die Moschee San-Kore gegenwärtig in einer tiefen Grube liegen soll. Hieraus scheint, bemerkt Dr. Barth, sowohl hervorzugehen, daß diese alte Kultusstätte ihre ursprüngliche Lage und ihr früheres Niveau bewahrt hat, als auch, daß diese Erhöhung des Bodens eine Folge der Anhäufung von Schuttmassen ist, hervorgerufen durch die wiederholte Zerstörung, welche dieses Viertel betroffen zu haben scheint. Der Abhang, welchen dieses nördlichste Quartier am nordöstlichen Ende bildet, beträgt an einigen Stellen mehr als 25,6 m.

Die gesamte Anzahl der Bewohner Timbúktus schätzt Dr. Barth auf 13 000 Seelen, während die wechselnde Bevölkerung der gelegentlichen Besucher zur Zeit des größten Handels und Verkehrs, besonders vom November bis Januar, im Durchschnitt auf 5000 und unter günstigen Umständen selbst auf 10 000 Seelen sich belaufen mag. Dr. Lenz bekennt gleichfalls, daß Timbúktu heute nur noch ein Schatten seiner einstmaligen Größe und Bedeutung ist und circa 20 000 aus Arabern und Negern bestehende Bewohner besitzt. Die Fremden, die die Stadt besuchen, sind nach Barth teils die Mauren der Wüste, nebst den arabischen Handels-

leuten vom Norden, teils und ganz besonders die im Binnenhandel dieser Gegenden so unendlich wichtigen Wangaraua oder östlichen Mandínka, nebst den Leuten von Môssi, obgleich die letzteren mehr die südlichen Handelsmärkte Doré, Hombori, Sansanding und Dschenné besuchen. Das Klima der Stadt Timbúktu ist nach Dr. Lenz nicht gesund für Europäer. Der Mangel an gutem Trinkwasser, heiße Südwinde im Juli und September, dann reichliche Niederschläge bedingen die Gesundheitsverhältnisse.

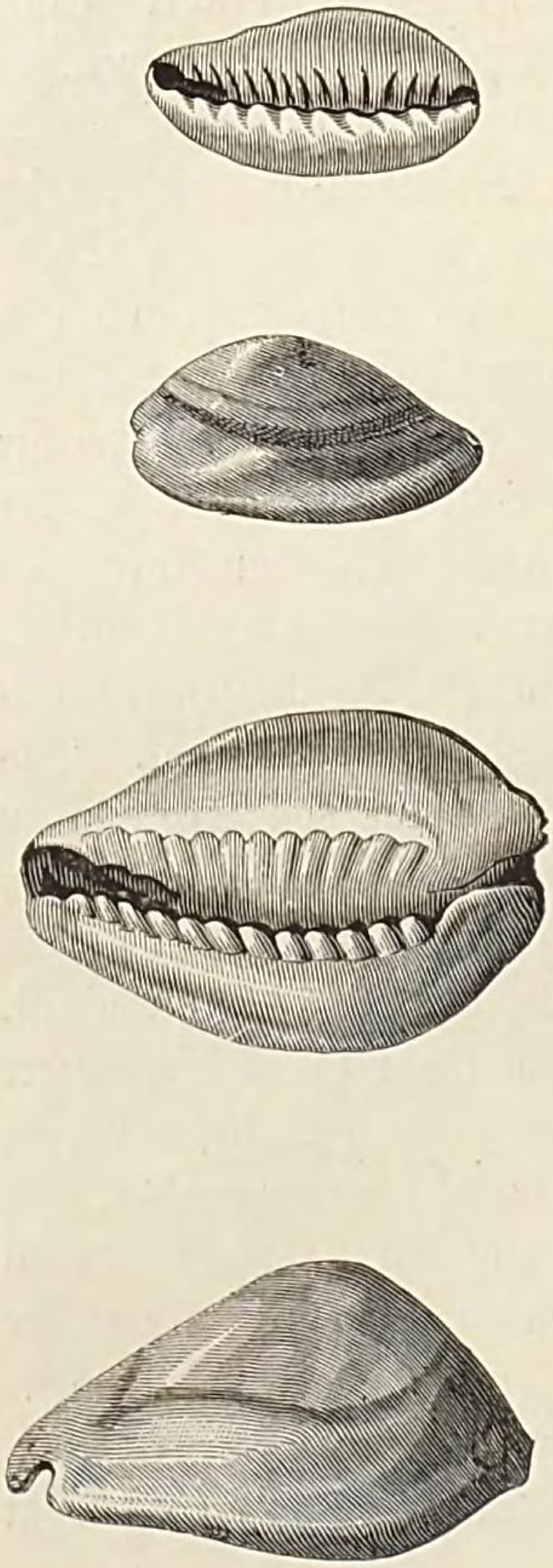


Fig. 25. Kauri-Schnecken (Cypraea moneta).

Dr. Lenz nennt Handel und Industrie der Stadt als nicht bedeutend; der Export beschränke sich wesentlich auf Straußenfedern und Gummi, wenig Elfenbein und Gold, dagegen kommen noch viele Sklaven aus den Bámbara-Ländern über Timbúktu nach den muhammedanischen Mittelmeerländern. Der Import bestehe aus Salz, Mehl, Zucker und Thee, Korallen, Baumwollstoffen &c. Die Münzeinheit sei das Mitgal Gold (gleich 4 gr oder 10—12 Francs). Scheidemünze bilden die Kauri-Schnecken (Fig. 25), deren circa 3000—4000 auf 5 Francs oder einen spanischen Thaler kommen. Dr. Lenz berichtet, daß, wenn Timbúktu auch nicht mehr der Sitz großer Gelehrsamkeit sei, so sei doch die große Masse gebildet, d. h. sie könne lesen und schreiben, wisse große Teile des Korân auswendig und verstehe darüber zu disputieren. Alte Manuskripte seien zur Zeit der Anwesenheit Dr. Lenz' vorhanden gewesen, doch habe er sie aus Mangel an Geld nicht erwerben können. Daß die Stadt nicht als mächtige Hauptstadt angesehen werden könne (sie könne auch nicht zu Moáſſina gezählt werden), daran sei der Mangel einer Citadelle, Stadtmauern und einer Besatzung schuld.

Sehr gründlich hat Dr. Barth die Handels- und Verkehrsverhältnisse Timbúktus erörtert. Der Hauptzug, schreibt er, welcher den Markt Timbúktus von demjenigen Kanos unterscheidet, ist der Umstand, daß Timbúktu keineswegs ein produzierender Platz ist, während das Haúſſā-Emporium vollkommen verdient, als solcher betrachtet zu werden. Fast das ganze Leben der Stadt ist auf fremden Handel basiert, der infolge der großen nördlichen Biegung des Nigir hier den günstigsten Punkt zum Verkehre

findet, während zugleich der herrliche Strom die Anwohner in den Stand setzt, sich mit allen ihren Bedürfnissen von außen zu versehen. Korn wird hier nicht in hinreichender Menge erzeugt, selbst um nur einen kleinen Teil der Bevölkerung zu versorgen, und fast alle Lebensmittel werden zu Wasser hierher geschafft. Die einzigen Gewerke, welche in der Stadt blühen, beschränken sich auf das Handwerk des Grobschmiedes und auf etwas Lederarbeit. Einige dieser Artikel, wie Vorratsschläuche, runde Lederkissen, kleine Ledertaschen (Biut) für Tabak und Feuerzeug, sowie Flintenfutterale sind von niedlicher Arbeit, besonders die Schläuche; aber selbst diese sind Erzeugnisse der Tuârek-Frauen, so daß man von einer Industrie Timbúktus kaum reden kann. Die Weberei, wenn sie in Timbúktu früher geblüht haben mag, ist erloschen, denn alle Kleidungsstücke werden von Kano und Sansanding eingeführt.

Der auswärtige Handel hat vornehmlich drei große Straßen: erstens den Handelsweg am Flusse entlang von Südwesten her, der die von verschiedenen Punkten ausgehenden Radien zusammenfaßt, und zwei Straßen von Norden her, diejenige von Marokko auf der einen Seite und die von Rhadames auf der andern. In diesem gesamten Handel bildet Gold den Hauptartikel, im Werte von circa 200 000 Thalern. Nach Gråberg de Hemsös Schätzungen betrüge die Einfuhr der Erzeugnisse aus dem Sudân nach Marokko drei bis vier Millionen Dollars, was zu hoch gegriffen erscheint. Das Gold wird entweder von Bambuk oder von Bure gebracht, von Bambuk in größerer Menge. Das Gold aus den Mandínka-Ländern geht nach der Goldküste. In früheren Zeiten nahm das in Westafrika gewonnene Gold seinen Weg nach Gogo. Das Metall wird in Ringen und nur in geringen Quantitäten als Goldstaub nach Timbúktu gebracht. Ein zweiter wichtiger Artikel des Handels von Timbúktu ist das Salz, welches von Taudeni, einem Platze nördlich von Timbúktu, exportiert wird. Die größten Salzstücke, welche dort ausgegraben werden, haben 1,07 m Länge, 0,35 m Höhe und 0,09 m Dicke, sind von sehr ungleicher Größe und ihr Gewicht wechselt zwischen 25 und 32,5 kg. Der Preis eines Steines mittlerer Höhe ist 3000 Schnecken (etwa 1 span. Thaler), steigt stets gegen das Frühjahr. Der Salzhandel in Timbúktu wird mittels der Turkedi (des in Kano gefertigten Baumwollenzeuges für Frauen) in der Art betrieben, daß die Kaufleute von Rhadames auf dem Markte von Arauan sechs Turkedi gegen neun Salzsteine umtauschen, unter der Bedingung, daß die Araber das Salz selbst auf den Markt bringen, oder sechs Turkedi gegen zwölf Salzsteine, wenn die Kaufleute die Fracht der Ware von Taudeni nach Arauan selbst übernehmen. Wenn dann diese Leute das so erhaltene Salz selbst nach Timbúktu schaffen, verkaufen sie dort acht Salzsteine für sechs Mitgal Gold; wenn sie aber das Salz nach Sansanding bringen, erhalten sie

für jeden Stein zwei Mitgal. Die Unkosten der Reise flußaufwärts sind aber ziemlich groß, weil die Ware mehrmals umgeladen und auch Zoll gezahlt werden muß.

Ein Haupthandelsartikel in Timbúktu ist die Guro- oder Kola-Nuß, ein Hauptluxusartikel des Sudân. Im Besitze dieser Nuß, schreibt Barth, fühlen die Eingeborenen den Mangel des Kaffees nicht, den sie übrigens im Sudân leicht weithin verbreiten und anbauen könnten. Die Bäume, welche die Kola-Nuß erzeugen, sind die Sterculia acuminata (mit roten Früchten) (Fig. 26) und die Sterculia macrocarpa (mit weißen Früchten). Beide Arten der Kola-Nuß sind natürlich wieder in verschiedenen Varietäten vorhanden, je nach Größe der Frucht, oder der Jahreszeit, in der sie gelesen wird. Die besten Früchte werden aus der Landschaft Selga und aus den Grenzgebieten des Aschanti-Landes durch Esel-Karawanen (je ein Tier ist mit 5000 bis 6000 Kola-Nüssen beladen) unter Abgabe großer Zölle an die Häuptlinge des Durchzugsgebietes nach dem Norden geschafft. Der Preis einer Kola-Nuß schwankt in Timbúktu je nach der Jahreszeit zwischen 10—100 Schnecken. Dr. Lenz bezahlte für eine Nuß durchschnittlich 100 Kauri. Unter den Produkten, die auf den Markt von Timbúktu kommen, stehen auch Reis und Negerkorn im Vordergrund.

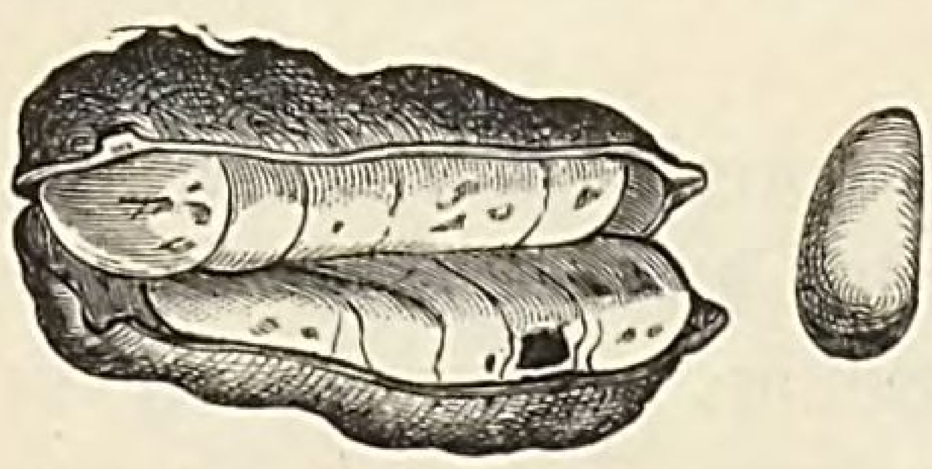


Fig. 26. Frucht des Kola-Baumes (Sterculia acuminata).

Was den Karawanenverkehr der Stadt anbelangt, so wird er hauptsächlich mit dem Norden und Westen getrieben. Die Karawanen von Marokko bringen die europäischen Manufakturen an den Nigir, so rotes Tuch, Matratzen, Leibbinden, Spiegel, Messer, Tabak. Kaliko wird über Rhadames importiert. Die Rhadameser sind überhaupt die Hauptvermittler des Handels der Mittelmeerländer mit Timbúktu. Kaliko wird aus Manchester, die Messerschmiedwaren ebenfalls aus England eingeführt. Rasiermesser aus Steiermark sucht man, wie Barth angiebt, in Timbúktu vergebens, obgleich deren große Mengen nach dem Innern abgehen. Tabak und Datteln kommen von Tuat. Was den Export betrifft, so bestand er während Barths Anwesenheit aus Gold, einer mäßigen Menge von Gummi und Wachs, während Elfenbein und Sklaven nur in sehr geringer Anzahl ausgeführt zu werden schienen. Dies würde nun im wesentlichen mit dem von Dr. Lenz im Jahre 1880 vorgefundenen Stande der Dinge übereinstimmen.

So viel sei gewiß, meint Dr. Barth, daß in Timbúktu ein ungeheures Feld für die europäische Wirksamkeit offen liege, um den Handel dieser Gegenden wieder zu heben, der in früherer Zeit unter einer starken Regierung diesen Teil der Erde belebte und unter günstigen Umständen wieder

in großartiger Weise aufblühen könnte. Denn Timbúktu sei von Natur von der höchsten kommerziellen Bedeutung, nämlich wegen seiner Lage an der Stelle, wo der große Fluß Westafrikas in schlangengewundenem Laufe jener weit vorgeschobenen und höchst ausgedehnten Oase des fernen Westens (Magreb el-Akſa) am nächsten rückt; Tuat bilde mit seiner nordwestlichen Verlängerung Tafilelt, dem mittelalterlichen Sigilmessa, den natürlichen Vermittler in dem Handelsverkehre dieser fruchtbaren und wohlbevölkerten Landschaft mit dem Norden. Allerdings großen, sanguinischen Hoffnungen darf man sich gegenwärtig, wo der Südrand des Mittelmeerbeckens so arg daniederliegt, nicht hingeben, wie das in Frankreich eine Zeit der Fall war, wo man sich von dem Baue einer Eisenbahn nach Timbúktu so große Vorteile versprach. Dr. Lenz gab dahin sein Urteil ab, daß gegenwärtig das Pulsieren des Handelsverkehrs Timbúktus mit dem Norden ein sehr schwaches sei, so daß an 300 Kamelkarawanen jährlich genügten, um den gesamten Handelsverkehr (etwa 5000 Kamelladungen Waren) zu bewältigen.

Dr. Barth wandte sich, nachdem er unter wechselvollen Schicksalen seinen Aufenthalt in Timbúktu beendigt, den Fluß abwärts wieder nach den Haússá-Ländern. Diese große Reise führte durch das Gebiet der Tuârek am Rande der Wüste und zum Teil durch die Wüste selbst. Der Forscher zog von Timbúktu östlich am linken Ufer des Nigir bis unterhalb Gogo oder Garho, der alten Hauptstadt des Sónrhai-Reiches. In dem Distrikte Burrum, welcher jenen Teil des Stromes umlagert, der am weitesten nach dem Nordosten ausgebogen ist, begegnete er einer merkwürdigen Tradition. Diese besagt, daß vor alters ein Pharao von Ägypten her in diese Landschaft gekommen und von hier wieder zurückgekehrt sei. Wenn diese Geschichte wahr wäre, meint Barth, so lege sie Zeugnis ab von dem frühen Verkehre des Landes mit Ägypten, der ja ganz möglich erscheint, wenn man erwägt, daß die Bewohner von Audschila, jener Oase, die auf der großen Handelsstraße von Ägypten nach dieser Gegend liegt, die ersten waren, welche diesen westlichen Teil des Sudân dem Verkehre der Araber eröffneten.

Gogo war nach den einstimmigen Angaben früherer Schriftsteller die glänzendste Stadt des Sudân. Von hier hatte der große Eroberer Muhammed Askia die Grenzen seines Reiches bis nach Fûta im Westen, nach Tuat im Norden, Môssi im Süden und Haússá im Osten ausgedehnt. Die Stadt hatte allerdings keine massiven Gebäude, sondern bestand aus leichteren Hütten, und von ihrer frühern Herrlichkeit ist nichts weiter übrig geblieben, als der verfallene massive Turm, der letzte Rest der Hauptmoschee (Dschingere-ber) der Hauptstadt und zugleich die Grabstätte des großen Eroberers Muhammed. Die Stadt berührt nur ein kleiner Sackarm des Flusses, während sich zwischen diesem und dem Hauptstrom eine

ausgedehnte Niederung erstreckt, welche mehrere Monate im Jahre unter Wasser gesetzt ist.

Der Name Gogo, schreibt Barth, beschränke sich wenigstens heutzutage und wohl seit alter Zeit nicht auf das Quartier am östlichen Ufer, das jedenfalls in der größten Blütezeit die eigentliche Stadt bildete, sondern umfasse auch eine Insel im Flusse und selbst das gegenüberliegende Ufer Aribinda. Ursprünglich war die Stadt in zwei Teile, den westlichen oder von Heiden bewohnten und den östlichen oder muhammedanischen, geteilt. Gegenwärtig stehen auf dem Terrain der ehemaligen Hauptstadt im ganzen ungefähr 300 Hütten, die abgesonderte Gruppen bilden und von Haufen Unrats umgeben sind. Die große Moschee, in welcher die irdischen Überreste Muhammed Askias ruhen, bestand ursprünglich aus einem niedrigen Gebäude, an dessen West- und Ostseite sich je ein großer Turm anlehnte; der sie umgebende Hofraum war durch eine 2,5 m hohe Mauer abgeschlossen. Der östliche Turm liegt in Ruinen, aber der westliche findet sich noch in einem leidlichen Zustande, und ist unendlich schwerfällig gebaut. Er erhebt sich in sieben Terrassen, die allmählich im Durchmesser abnehmen, so daß die unterste auf jeder Seite 12—16 m mißt, die oberste aber wohl nicht mehr als 4,8 m; seine Höhe beträgt etwa 19 m.

Das Quartier östlich von der Moschee, fährt Barth fort, war augenscheinlich früher der besuchteste und bestbewohnte Stadtteil. Es wird von einer dichten Masse von Siwak-Blüten vollkommen umgürtet, und es ist merkwürdig, wie dieses Gebüsch augenscheinlich den ganzen jetzt unbewohnten Teil der frühern Stadt bedeckt und so die Ausdehnung derselben klar andeutet. Danach, meint Dr. Barth, scheine Garho in seiner blühendsten Periode einen Umfang von sechs Meilen gehabt zu haben und nie mit einer Mauer umschlossen gewesen zu sein. Die Wohnungen waren, mit Ausnahme der königlichen Residenz, die Leo Africanus ausführlich beschreibt (Ausgabe von Florianus, Antwerpen 1556, S. 251), durch einen schwungvollen Baustil nicht ausgezeichnet. Allein in der Stadt selber herrschte ein sehr reges Leben, da Gogo den Charakter der Hauptstadt eines weit ausgedehnten Reiches mit demjenigen einer sehr blühenden Handelsstadt vereinigte. Der Goldhandel hat hier im Anfang des 16. Jahrhunderts einen sehr bedeutenden Umfang erreicht, und der Karawanenverkehr zwischen Garho und Ägypten scheint damals ein höchst großartiges Bild von einem mächtigen Völkerverkehre gewährt zu haben.

„Jetzt," ruft Barth in wehmütigem Tone aus, „ist die Stätte öde und verlassen. Ich war tief ergriffen von dem Schauspiel dieser wunderbaren und geheimnisvollen Völkerwogen in diesem erst halb erschlossenen Weltteile, die einander unaufhaltsam folgen und verschlingen, und kaum eine Spur ihres Daseins zurücklassen, ohne dem Anscheine nach einen Fortschritt

im Gesamtleben zu bezeichnen. Da war das Reich Ganata im Westen groß und mächtig, es ward verschlungen von Melle; aber das war ein Fortschritt, Melle war organisierend, es schuf neue Regierungsformen und stellte ein Reich auf sichern Grundfesten dar. Da tauchte Sónrhai auf und besaß bald nationale Kraft genug, sich nicht allein von Melle wieder unabhängig zu machen, sondern auch gegen dasselbe erobernd aufzutreten; als es seine höchste Blüte erreicht, schien es eine mächtige, großartige Masse, aber es fiel durch innere Auflösung und ward einem fremden Eroberer zur leichten Beute. So war denn das nationale Leben am ganzen Laufe des Nigir entlang gebrochen und bald folgten die Berberhorden mit ihren Verheerungen, die Scharen der Fúlbē und andere Stämme. Ist die Lebenskraft dieser Völker schon erschöpft, oder findet sich hier noch ein frischer Keim zu neuen Schöpfungen und neuen Reichen? Die größte Kraft liegt hier jetzt offenbar im Stamme der Môssi, aber wie weit dieselben bildungsfähig sind, habe ich keine Gelegenheit gehabt zu erforschen."

Von Gogo konnte Dr. Barth nunmehr seine Heimreise bewirken. Er trat zunächst an das rechte Ufer des Nigir über, trennte sich vom Scheïch El Bakai, dem er das Gelingen der Nigirreise und den Erfolg seines Aufenthaltes in Timbúktu verdankte und den er trotz seines Hangs zum Zögern und seiner phlegmatischen Indifferenz als einen höchst ausgezeichneten und zuverlässigen Mann kennen gelernt hatte. Das rechte Ufer des von Sandbänken und Inseln aller Art unterbrochenen Stromes verfolgend, gelangte der Reisende durch dicht bevölkertes Land nach Sinder und Sai, jenem Orte, wo er den Nigir zum erstenmal erblickt. Von hier ging es über Gando, Sókotō und Wurno Kûka, der Hauptstadt Bórnūs, zu.

Über die Landschaften südlich von Moássina und westlich von Gwandu hat Barth wertvolle Daten geliefert; sie sind die einzigen, die wir außer den wenigen Bemerkungen Cailliés und dem erlogenen Berichte des Engländers Duncan über seine angebliche Reise nach Adafudia, für die Wissenschaft überhaupt besitzen.

Das ganze Dreieck, schreibt Dr. Barth, welches zwischen den Nigir nach Norden und das Land der östlichen Mandínka oder Wangara nach Süden hin eingeschoben ist, scheine von einer einzigen Völkerrasse bewohnt zu sein, deren Sprache, obschon sie in mehrere verschiedene Staaten und Nationen geteilt sind, wahrscheinlich dennoch ursprünglich einem und demselben Stamme angehöre. Man habe guten Grund zu vermuten, daß diese Rasse in früheren Zeiten den ganzen obern Lauf des Nigir inne hatte und daß ihnen dieser Landstrich erst später von den Sónrhai und den Mandínka abgerungen wurde, besonders derjenigen Abteilung der letzteren, welche gewöhnlich Bámbara genannt werden. Hierzu gehören im Nord-

osten die Gurma, im Nordwesten die Tombo und zwischen diesen beiden die Môssi oder, wie sie sich selbst zu nennen scheinen, die More. Gurma scheint ebenfalls nicht der einheimische Name zu sein, mit welchem diese Völker sich selbst nennen, sondern er rührt, wie Dr. Barth glaubt, von den Sónrhai her. Die Gurma haben augenscheinlich, da sie Nachbarn der Centralpunkte des Sónrhai-Reiches waren, fast ihre ganze Unabhängigkeit und Nationalität verloren, während die Sónrhai einen großen Teil ihres Territoriums eroberten und den übriggebliebenen durch fortgesetzte Raubzüge verwüsteten. Dennoch scheinen jene einen gewissen Grad ihrer Stärke wieder gewonnen zu haben, seitdem die Macht der Fúlbē in diesen Gegenden schwächer wurde, welche den Sónrhai auf den Fersen folgten und überall auf der großen Heerstraße von Moássina nach Haússā Niederlassungen gegründet zu haben scheinen; wenigstens in der letztern Provinz haben sie sich schon seit langer Zeit festgesetzt. Das stärkste dieser heidnischen Königreiche war vor fünf Jahrhunderten und ist auch im gegenwärtigen Augenblick das der Môssi, obgleich ihr Land in zahlreiche kleine Fürstentümer zersplittert ist, die fast ganz unabhängig voneinander sind und nur ein geringes Lehngeld an den Herrscher des Fürstentums Woghodogo entrichten. Von den Bámbara werden die Môssi Morba genannt, sie selbst geben den Stämmen um sich her eigene Namen und nennen z. B. die Fúlbē: Tschilmigo, die Sónrhai: Marénga, die Gurma: Bimba, die Wangara: Taurearga, die Haússā: Sangoro, die Aschanti: Santi. Längs des 10.° nördl. Breite erstrecken sich durch die ganze Breite der Landschaft Niederlassungen der Mandínka und eine Anzahl kleinerer Stämme, die in einem gewissen Grade alle untereinander verwandt sind.

Die Tombo, sagt Barth, scheinen in früheren Zeiten sehr mächtig gewesen zu sein, indem sie sich wahrscheinlich bis an die Ufer des Nigir bei Timbúktu ausdehnten. Die Portugiesen wurden am Ende des 16. Jahrhunderts mit ihnen bekannt. Obgleich sie auch in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts noch eine wichtige politische Macht darstellten, so scheinen sie doch seitdem durch die fortgesetzten Angriffe der Fúlbē sehr gelitten zu haben, welche von zwei verschiedenen Seiten zugleich in ihr Territorium einfielen, nämlich im Nordwesten von Moássina her und im Nordosten von Gilgodschi aus. Diese letztere Provinz wurde den Tombo auch gänzlich entrissen, so daß dieselben alle nationale Unabhängigkeit verloren, obgleich sie immer noch ein ausgedehntes Gebiet von 150 Meilen nach jeder Richtung hin behalten haben. Das Land der Tombo erstreckt sich von der Provinz Gilgodschi im Nordosten, von Duentsa im Norden und von der nächsten Umgebung von Konna in der Richtung nach Nordwesten bis zu dem Territorium von Benenbugu oder dem Lande der Beni im Süden und dem der Jádega im Südosten. Der westliche und östliche Teil des Ländergebietes ist gebirgig, der mittlere aber mehr eben und mit einer reichen

Vegetation von Tamarinden und anderen Bäumen bekleidet. Der Hauptort des ganzen Gebietes soll Arre sein, 15 Tagereisen von Gilgodschi. Andere Städte des Landes, deren es eine Anzahl giebt, sollen einen bedeutenden Umfang haben und unter eigenen Häuptlingen stehen.

Außer diesen spärlichen Nachrichten hat Dr. Barth über Môssi und Tombo nichts in Erfahrung zu bringen vermocht, mit Ausnahme mehrerer Itinerarien, welche die Topographie der Landschaften einigermaßen erhellen. Ein Brite, Duncan, gab vor, von der Westküste bis Adafudia im unabhängigen Teile von Gurma vorgedrungen zu sein. Auf dieser Reise wollte der Mann Tagemärsche von 46—60 engl. Meilen zurückgelegt und Tiere gesehen haben, welche in diesem Teile Innerafrikas nie und nimmer vorkommen. Mit Recht betrachtet daher die wissenschaftliche Welt Duncans Reise als Fiktion. Daran ist kein Zweifel, daß Tombo, Môssi und Gurma ein intaktes Territorium bilden und daß hier der modernen Afrika-Forschung noch Aufgaben harren. Der Handelsverkehr ist in den Landschaften ein ziemlich bedeutender, wie Dr. Barth erzählt und wie auch die schweizerischen Missionäre, welche bis Selaga vorgedrungen waren, bekräftigen. Missionär Schön erzählt, daß er in Selaga vernommen, es seien schon häufig „weiße Männer" vom Norden her nach Selaga gekommen, welche Muhammedaner waren. Ohne Zweifel erstreckt sich der Handelsverkehr der Araber vom Norden her bis nach dieser Grenzstadt des Sudân.

Wir wollen nun eine Wanderschaft durch die östlichen und südlichen Gebiete der Haússā-Staaten antreten und hier Gerhard Rohlfs, den berühmten Erforscher von Tuât und Kufra, uns zum Führer erwählen.

Gerhard Rohlfs hatte den ungeheuren Weg vom Mittelländischen Meer über Bórnū nach den Haússā-Ländern rasch zurückgelegt und von Kûka aus auch einen Abstecher nach der zu Bórnū gehörigen südlichen Provinz Mándara oder Wándala gemacht. Am 1. Januar 1867 überschritt er, aus der Landschaft Gudschba kommend, den Góngola und hatte in dem gleichnamigen Orte das Sókotō-Reich betreten und zwar in der Provinz Kalam. Der Sultan der letztern, Koringa, hatte Rohlfs' Botschaft freundlich empfangen und dem Reisenden sagen lassen, er möge ihn in seiner Hauptstadt Gombe erwarten, da er mit einem Kollegen, dem Sultan von Messuada, auf Menschenraub ausgezogen war. Nach Überschreitung des Flußbettes des Alhadi und des Gana eröffnete sich eine weite, blühende, mit zahlreichen Dörfern geschmückte Landschaft, in der die Hauptstadt von Kalam malerisch zwischen Hügeln und Bergen lag. In dem Quartiere, das der Bruder des Sultans der Karawane anwies und das aus vier Hütten bestand, fand Rohlfs zum erstenmal sogenannte Feuerbetten, lange, hohle Kasten von Thon, die, in den Wintermonaten des Nachts mit Holz oder Kohlen wie ein Backofen geheizt und mit einer

Matte überdeckt, von den fröstelnden Negern als Schlafstellen benutzt werden. Gombe ist eine große Stadt mit gut unterhaltenen Hütten und zählt an 20 000 Einwohner, von denen die Mehrzahl Felâta, die übrigen Kânuri- und Haússā-Neger sind.

Die Umgebung von Gombe bewohnen zum großen Teile auch die heidnischen Kolo-Neger. Diese, große, kräftige Leute, lassen nach Rohlfs' Schilderung die Haare lang wachsen, was die Kânūri, Bāgírmi und Haússā nicht thun, indem sie fleißig den Kopf scheren. Die Lippen der Kolo sind stark aufgeworfen, und die Haut ist von lichtem Schwarz. Die Frauen sind klein und dick; ihr Haar tragen sie in einem hoch aufgepolsterten Wulste, der wie ein Helmbusch von hinten nach vorne verläuft. Die Leute beiderlei Geschlechts gehen nackt einher. Die Männer, robuste und gedrungene Gestalten, haben wenigstens kleine Schurzfelle von ausgefranstem Leder vorgebunden, die Weiber aber, alte wie junge, sind ohne alle Bekleidung, während sehr breite Ringe von Silber, Eisen oder Kupfer die Oberarme und Beine umschließen; nur ausnahmsweise legen sie einen handbreiten Ledergürtel um die Hüften, an dem vorn und hinten ein oder mehrere Blätter befestigt sind. Die Frauen haben in der Jugend sanfte Gesichtszüge, im Alter aber sind sie von abscheulicher Häßlichkeit.

Aus der Provinz Kalam zog Rohlfs nach dem Reiche Bautschi durch eine wildromantische Gegend, welche der Reisende mit den wildesten Partieen Tirols und der Pyrenäen vergleicht. Die gewaltigen Granitberge hatten die wunderlichsten Formen, bald solche von Zuckerhüten, bald jene von Würfeln, und waren mit tropischer Vegetation überreich bedeckt. In der Nähe der Hauptstadt angekommen, sah man bald die rötlich-schwarzen, nur von wenigen Thoren durchbrochenen Thonmauern von Garu-n-Bautschi — dies ist der eigentliche Name der Kapitale, während sie von den Arabern und nach ihnen auch von den östlich wohnenden Negern nach dem Namen ihres Gründers Jakúbu (Jacoba, Jacobari) genannt wird — in endloser Einförmigkeit sich hinstrecken. So herrlich, schreibt Rohlfs, die Natur dieses weite Alpenthal geschmückt hat, einen so öden Eindruck macht von außen gesehen die Stadt, weil die Bäume im Innern nicht hoch genug sind, daß sie mit ihren Kronen die hohe, kahle Mauer überragen könnten.

In der Stadt selbst wurde Rohlfs und seine Karawane bei einem Rhadamenser Kaufmanne, an den er rekommandiert worden war, einquartiert und erhielt die Beköstigung von der Frau des Sultans (hier Lámedo genannt). Der Lámedo selbst war in einem nordwestlich von Garu-n-Bautschi gelegenen Orte, Keffi-n-Rauta, in seinem Kriegslager. Ihn zu besuchen brach unser Reisender, nachdem er sich einigermaßen erholt, auf. „In Keffi-n-Rauta angelangt, ritt ich," schreibt Rohlfs, „direkt bis zur Wohnung des Lámedo. Sobald ich abgestiegen war, sagte man mir, daß der Sultan

in einem gegenüberliegenden verandenartigen Gebäude mit seinen Schriftgelehrten lese. Nicht wissend, daß dies ihre Moschee war, die für einen Ungläubigen zu betreten verboten ist, begab ich mich sogleich in diese gelehrte Versammlung und beging dort noch den zweiten Verstoß, den Fürsten nicht herauszufinden und meinen Gruß an einen andern zu richten. Trotzdem wurde ich gut behandelt, in einer recht guten Hütte einquartiert und nach kurzer Zeit zum Lámedo befohlen, den ich im ersten Hofe auf einer Ochsenhaut liegend fand. Fast die ganze Versammlung, die sich in der Moschee mit ihm den religiösen Studien hingegeben, war auch hier um ihn versammelt; man hatte mir jedoch den nächsten Platz bei ihm leer gelassen. Fast alle, die umher saßen und lagen, hatten, gegen den Gebrauch der anderen Negerfürsten, die niemand bewaffnet vor sich lassen, lange Schwerter in der Hand. Der Lámedo unterschied sich in nichts von seiner Umgebung; er war zwar ganz nach Art der Felâta-Fürsten in Weiß gekleidet, dieses Weiß war aber mit der Zeit schmutzig-grau und braun geworden. Er hatte einen Litham, den ebenfalls weißen Turban, nach Art der Tuârek vor Stirn und Mund so gewunden, daß man nur noch die Augen sah, wie denn überhaupt viele der Großen, die ihn umgaben, auf ähnliche Art weiße oder schwarze Tuârek-Litham trugen.

„Nachdem ich den Lámedo begrüßt," fährt Rohlfs fort, „und ihm meine Briefe überreicht hatte, nahm er den des Sultans von Bórnū und las ihn selbst. In diesem Briefe hatte ihn der Sultan von Kûka gebeten, mich sicher nach Nufe reisen zu lassen, oder, wenn der Weg durch Krieg versperrt wäre, mich nach Kûka zurückzubefördern. Nachdem er den Brief gelesen, sagte er zu mir durch meinen Kânūri-Burschen, der den Dolmetsch machte: ‚Es scheint, du bist sehr befreundet mit dem Sultan von Bórnū, überhaupt scheint dieser die Christen sehr zu lieben.' — ‚In der That,' erwiderte ich, ‚Sultan Ómar hat mir viele Freundschaft erwiesen, wie er denn überhaupt alle andern christlichen Reisenden auf fürstliche Art behandelt hat.' Nachdem er sich dann erkundigt, aus welchem Lande ich sei, und nach verschiedenen allgemeineren Fragen und Antworten, wurde ihm gesagt, ich hätte für ihn einen Revolver mitgebracht, ob er denselben jetzt oder am Abend in Empfang nehmen wolle. Er verlangte ihn sogleich hergebracht zu haben, worauf ich meinen Kânūri-Burschen zurückschickte, um denselben zu holen. Nun stand der Lámedo auf und die ganze Versammlung entfernte sich. Ich folgte ihm dann in einen innern Hof und hier überreichte ich ihm den Revolver, den mittlerweile der Kânūri-Bursche geholt hatte. Nachdem er alles betrachtet und bewundert, alle einzelnen Teile sich hatte erklären lassen, fragte er nach dem Preise, denn die Felâta-Fürsten nehmen nicht, wie die andern Negerfürsten, Geschenke an. Als ich ihm nun sagte, ich hätte ihn nicht zum Verkaufe (derselbe hatte mich mit dem Kästchen fünf Guineen gekostet), sondern als Geschenk mitgebracht, war er sehr verwundert,

oder that wenigstens so; dann verlangte er meinen Ferman zu sehen, und nachdem er genugsam das große pergamentartige Papier bewundert, belacht und befühlt hatte, fragte er mich, wozu das diene. Ich erwiderte ihm, daß mir dieses vom Befehlshaber aller Gläubigen ausgestellte Schreiben im türkischen Reiche und überall, wo Muhammedaner wohnten, das Reisen erleichtere. ‚Das mag in der Türkei der Fall sein,‘ erwiderte er, ‚hier aber versteht niemand Türkisch; wir folgen überdies nicht dem Sultan der Türken, sondern dem Sultan der Moslemîn in Sókotō.‘ Hierauf sagte ich ihm, daß ich ein Kamel und ein Zelt zu verkaufen hätte, und er erwiderte, daß er am folgenden Tage beides sehen und kaufen wolle. Damit standen wir auf und trennten uns.

„Am andern Morgen früh ließ er mich rufen, und ich fand wieder die ganze Versammlung bei ihm, die ich am ersten Tage in der Moschee bei ihm gefunden hatte. Er ließ sogleich den Revolver herbeibringen, damit alle ihn bewundern möchten, und holte dann auch den hervor, den ihm Ibrahîm Bei (von Beurmann) geschenkt hatte, sowie ein Messer mit mehreren Klingen und Schrauben von Abd el-Uahed (Dr. Vogel), das nicht minder bewundert wurde.“ Der Lámedo sprach sich noch über die Sicherheit des Weges nach Nufe aus und hob nach vierstündiger Dauer die Sitzung auf, oder das Liegen, wie Rohlfs sagt, denn man saß oder lag nach Belieben, und dies war zugleich die öffentliche Audienz, wo jedermann ungehindert und ohne Anmeldung bis zum Sultan gehen, sich Rat holen oder anklagen konnte und auf der Stelle von ihm selbst abgefertigt wurde, ohne daß einer der Räte mit dreinsprach. Beim Verkaufe des Zeltes und Kameles boten die Leute so wenig, daß Rohlfs die Unterhandlungen sofort abbrach. Nach Negersitte, meint Rohlfs, fordert man nie eine Summe wie bei uns, sondern man sagt dem Käufer: „kaufe“, worauf er eine annähernde Summe anbietet und steigt, bis der Verkäufer seinen Vorteil gefunden zu haben glaubt.

Garu-n-Bautschi wurde, wie schon erwähnt, von einem gewissen Jakubu zu Anfang des 19. Jahrhunderts gegründet. Dieser war nach Rohlfs' Angaben aus einer fürstlichen Familie der Gere-Neger im Joli-Gebirge entsprossen, aus einem jener kleinen Negerreiche, die vormals auf diesem Hochplateau existierten und noch alle, wenn auch mediatisiert, vorhanden sind; er begab sich frühzeitig nach Sókotō, bekehrte sich zum Islâm, gab sich unter der Regierung des Sultans Ómar viele Jahre lang eifrig dem Studium der arabischen Sprache und der heiligen Bücher hin und kehrte kurz vor dem Tode seines Vaters, des Sultans von Trum, in seine Heimat zurück. Nach dem Tode seines Vaters wußte er sich durch Ränke und List und mit Unterstützung des Hofes von Sókotō, obgleich er ältere Brüder hatte, bald der Herrschaft zu bemächtigen, und der Sultan von Sókotō, der schon damals den Titel „Beherrscher der Gläubigen“ angenommen, belohnte ihn

mit dem ganzen Plateau südlich von Kano bis an den Benuë. Natürlich gab es viel zu thun in dem neuen Reiche, denn die hervorragendsten Völkerschaften, die Haússa- und die Bolo-Neger, waren Heiden. Jakúbu gründete zunächst eine Stadt Garu-n-Bautschi (Garu heißt: ummauerter Ort, und Bautschi war der Hauptnegerstamm in ihrer Nähe), die zwischen Âdamaúa und Nufe, zwischen dem Nigir und Benuë eine vortreffliche Lage hatte, andererseits auf dem Wege nach dem blühenden Kano lag und sich rasch entwickelte. Jakubu war gegen die Unterthanen ungemein freigebig, befreite den Markt von Zöllen und so wurde seine Stadt bald ein Lieblingsmarkt, namentlich der Rhadameser. Die Waren der Christen von Nufe, die Rohprodukte aus Âdamaúa, besonders das Elfenbein war nirgends wohlfeiler für die Rhadameser, als in Bautschi. Mit Energie trat er für den Islâm ein, vertrug sich aber auch mit den Heiden und bestätigte namentlich den Felâta das alte Privilegium, wonach überall, wo Felâta herrschen, gleichviel ob Muhammedaner oder Heiden, keiner derselben verkauft werden darf. „Ja er ging," schreibt Rohlfs, „noch weiter, indem er auch allen andern Heiden, von welchem Stamme sie auch sein mochten, persönliche Freiheit garantierte, sobald sie seine Herrschaft anerkannten, und sich nur vorbehielt, diejenigen zu Sklaven zu machen oder zu verkaufen, die sich empören oder sonstige Majestätsverbrechen begehen würden. Wir haben hier also im Innern Afrikas das Beispiel einer förmlichen Habeascorpusakte von einem Negerfürsten gegeben, der nie mit unsern europäisch-christlichen Institutionen bekannt war. Gleichwohl waltete gegen die heidnisch gebliebenen Neger eine größere Strenge, wie gegen die Muhammedaner." Von Bórnū wurde Jakubu nach einem siegreichen Kriege sogar als Sultan anerkannt. Er regierte im ganzen 40 Jahre und ihm folgte sein Sohn Brahîma, jener Fürst, den Gerhard Rohlfs eben besuchte und der damals im 20. Jahre seiner Regierung stand. Als er die Zügel der Herrschaft ergriffen hatte, erhob sich ein Aufstand der Heiden gegen ihn, um das Joch der Felâta abzuschütteln, welche schon unter Jakubu das Land überschwemmt und durch die Unterwerfung Bautschis unter Sókotō von dem Chalifen von Sókotō begünstigt worden waren und die besten Plätze erhielten. Die Bekämpfung der Aufständischen erforderte viel Kraft, da sie sich von Kano aus Feuerwaffen zu verschaffen gewußt und von guten Führern geleitet waren. Brahîma befand sich zu Keffi-n-Rauta, wo ihn Rohlfs besuchte, eben wieder im Kampfe mit den aufständischen heidnischen Negerstämmen, welche in dem dreieckförmigen Gebirge zwischen Kano, Segseg und Bautschi eine gute Operationsbasis gewonnen hatten.

Bautschi ist, nach Rohlfs' Angaben, Sókotō vollkommen unterworfen und kann als dritter Staat dieses Felâta-Reiches angesehen werden, denn es wird an Macht nur von Âdamaúa und Segseg übertroffen. Die Abgaben an Sókotō bestehen in jährlichen Sendungen von Sklaven, Antimon,

Salz, Schnecken und in willkürlichen Auflagen, welche der Sultan der Gläubigen anzubefehlen für gut findet. Kauft er z. B. irgend eine Sache oder schuldet er jemand etwas, so erhält einer seiner Sultane die Anweisung, zu zahlen. Die ganze Gewalt des Feláta-Reiches von Sókotō ist eigentlich eine religiöse oder geistliche, denn an effektiver Macht wird die Provinz Sókotō von den Suffraganfürsten weit übertroffen. Aber die Befehle des Sultans von Sókotō werden im ganzen Reiche strenge respektiert und pünktlich ausgeführt, und eben dieser bessere innere Zusammenhang bedingt die Stärke des Reiches.

„Die Regierungsform und Einrichtung des Hofes in Bautschi," schreibt Rohlfs, „ist ganz die der Feláta, wenn auch die Benennungen der einzelnen Chargen zum größten Teile der Haússā-Sprache entnommen sind, wie diese denn auch hier, selbst am Hofe, die vorwiegende ist. Den ersten Rang nach dem Sultan nimmt der Thronfolger ein; er hat den Titel Tschiro-ma. Nach dem Tschiro-ma kommt der Galadi-ma, welcher Titel bei allen Negerhöfen gebräuchlich ist; dieser steht den untergebenen Sultanen vor und hat streitige Angelegenheiten mit und unter ihnen zu schlichten. Der Abschia oder Schatzmeister des Sultans bekleidet den dritten Rang. Es kommt dann, und das ist sehr auffallend, der Meister der Eisenarbeiterzunft, der den Titel Serki-n-makéra, d. i. ‚Fürst der Eisenarbeiter', führt. Dieser hatte in Bautschi ein großes, schön gemauertes Haus, das dem des Sultans an Größe wenig nachstand, und der Rang dieses Obmannes einer in Afrika sonst bestgehaßten Gewerkschaft mag beweisen, wie hier die Eisenarbeiter im Ansehen stehen. Nach diesen Würdenträgern kommt noch eine große Reihe anderer, denn an den Feláta-Höfen wird viel auf Ceremonien gehalten. So giebt es kleinere Sultane aller Art, und selbst Untervorsteher größerer Bezirke des Reiches bringen ihre Tage am Hofe des Lámedo zu: es giebt einen Markt-Sultan, einen Schlächter-Sultan, einen Schneidermeister-Sultan u. a. m., sie alle haben einen Rang bei Hofe."

In der Ausübung der Justiz sind die Feláta-Regierungen, obgleich sie auch den Korân zu Grunde legen, den anderen muhammedanischen Negerhöfen bedeutend voraus; überhaupt findet man viele Gebräuche, die bei den übrigen nicht vorhanden sind. Während zum Beispiel, berichtet Rohlfs, bei der großen Mehrzahl der Negerhöfe der Fürst als eine Art überirdisches Wesen betrachtet wird, und es dem Volke gar nicht gestattet ist, bis zu ihm zu kommen, ja selbst die Vertrauten sich dem Sultan mit abgewendetem Gesichte nahen (selbst in Bórnū gehört es für die Kânūri noch zum guten Ton, ihr Gesicht seitwärts zu wenden, wenn sie mit dem Fürsten sprechen, als ob sie den majestätischen Blick des Fürsten nicht ertragen könnten), steht es im Feláta-Reiche jedem, auch dem Geringsten frei, in den Audienzstunden ohne besondere Erlaubnis bis zum Sultan zu gehen und seine Angelegenheit selbst vorzutragen.

Garu-n-Bautschi hat, nach Rohlfs' Angabe, eine Bevölkerung von 150 000 Seelen, könnte jedoch innerhalb der Mauern, die einen Umfang von $3\frac{1}{2}$ Stunden haben, wenigstens eine doppelte Zahl Köpfe fassen, denn innerhalb der Stadt finden sich große Gärten und Felder, mehrere nicht unbedeutende felsige Hügel und eine Menge Wassertümpel, die nie austrocknen und meist durch Ausgraben des Thones, den die Leute zum Bauen bedürfen, entstanden sind. Im Nordosten, Osten und Südosten von 130—160 m hohen Granitfelsen umgeben, liegt die Stadt auf einer Hochebene, welche fast 960 m absolute Höhe erreicht und die Wasserscheide zwischen dem Nigir und dem Benuë und dessen Zuflüssen bildet. Nach Westen und Südwesten erheben sich nicht weit von der Stadt die Gebirgsstöcke von Dschäranda und Boli, die eine relative Höhe von 1440 m, also eine absolute von 2440 m erreichen sollen. Das Klima auf dieser Hochebene ist natürlich bedeutend gemäßigter und würde sich vorzüglich für europäische Ansiedler eignen. Neben den Früchten der heißen Zone gedeihen hier alle der südlichen gemäßigten, und Dattel-, Citronen- und Granatbäume werden in allen großen Orten mit Vorliebe gepflegt. Bautschi selbst bildet ein unregelmäßiges Vieleck und hat neun Thore in seinen hohen Mauern. Die Straßen sind verhältnismäßig breit, aber sehr krumm und unregelmäßig. Die Häuser der Großen, sowie die Wohnung des Sultans, sind aus Thon gebaut mit glatten Dächern, meist sehr umfangreich und schließen oft Gärten und Höfe ein. Die eigentliche Wohnung ist aber auch hier die Hütte, deren Wände aus Thon und deren Dach aus Stroh besteht. Die vorherrschende Bevölkerung in Bautschi sind Haússā.

Alltäglich wird in Garu-n-Bautschi ein kleiner, ziemlich belebter Markt gehalten. Die Handelsbewegung im großen ist durch kriegerische Unruhen häufig gestört gewesen. Neben Vieh und Sklaven werden die Naturprodukte und die Kunstprodukte der Eingeborenen ausgetauscht. Sklaven sind um die Hälfte billiger als in Bórnū, aber die Auswahl ist eine geringere, weil die Feláta nicht verkauft werden dürfen. Die Viehzucht liegt im argen. Die Pferde sind durch schlechte Behandlung, Klima und Futter so ausgeartet, daß sie nur die Größe von Eseln erreichen und wahre Schindmähren sind. Die Rindviehzucht ist besser, aber dennoch können sich die Rinder von Bautschi bei weitem nicht mit jenen von Bórnū oder Kânem messen, die an Größe und Güte den europäischen fast gleichkommen. Schafe und Ziegen erreichen nur die Größe eines Pudels; in keinem Lande hat sie Rohlfs so erbärmlich gefunden wie hier, was um so auffälliger ist, als eine mit den Bedingungen einer gedeihlichen Viehzucht gesegnete Hochebene sie erzeugt. In großem Ansehen stehe hier, bemerkt Rohlfs, die Hühnerzucht, weil durch Geschenke von Hühnern die Heiraten abgeschlossen werden. Außerhalb der Stadt verheiratet sich ein Mann, indem er den Eltern der Braut ein Dutzend Hühner zum Geschenke macht; in der Stadt selbst

dagegen ist die Heirat etwas kostspieliger und verursacht eine Ausgabe von 20 000—25 000 Schnecken oder 18—24 Mark, die der Frau oder deren Eltern zum Geschenke gemacht werden. Will sich dann der Mann später, wenn er seiner Frau überdrüssig ist, von ihr trennen, so bleibt das Gut der Frau. Bei den Heiden jedoch findet keine Trennung statt; dies ist nur bei den Muhammedanern der Fall. Pferde, schreibt Rohlfs, kauft man in Bautschi für 6—120 Mark, Rinder für 3—9 Mark, Schafe und Ziegen von 1—$1^1/_2$ Mark, Hühner für 100—150 Schnecken u. s. w.

Vegetabilien kommen häufig auf den Markt, besonders süße Kartoffeln, Yamswurzeln (Fig. 27), Reis, dann auch verschiedene Eßwaren, Milch, Butter, Ochsenfleisch, getrocknete Fische u. a. m. An eigenen Kunstprodukten erzeugt Bautschi Kattunstoffe und Stickereien, Stricke und Taue aus der Rinde der Kares, Seife, die aus Natron und Butter oder Öl bereitet wird, Eßschüsseln, Strohteller, Matten, thönernes Geschirr. Von europäischen Artikeln fand Rohlfs wenig exponiert, so weißen Kattun, Glasperlen, grobes Schreibpapier, kleine Spiegel, Nadeln, schlechte Papiermesser, schlechtes Pulver, falsche Schmucksteine. Die Verkehrsmünze bilden die aus Nufe importierten Schnecken. Beim Verkaufe wird streng auf Rechtlichkeit gesehen. So wird, berichtet Rohlfs, die Milch täglich untersucht, ob Wasser untermischt sei. Der Markt-Sultan hat täglich am Platze zu sein, um etwaige Streitigkeiten zu schlichten.

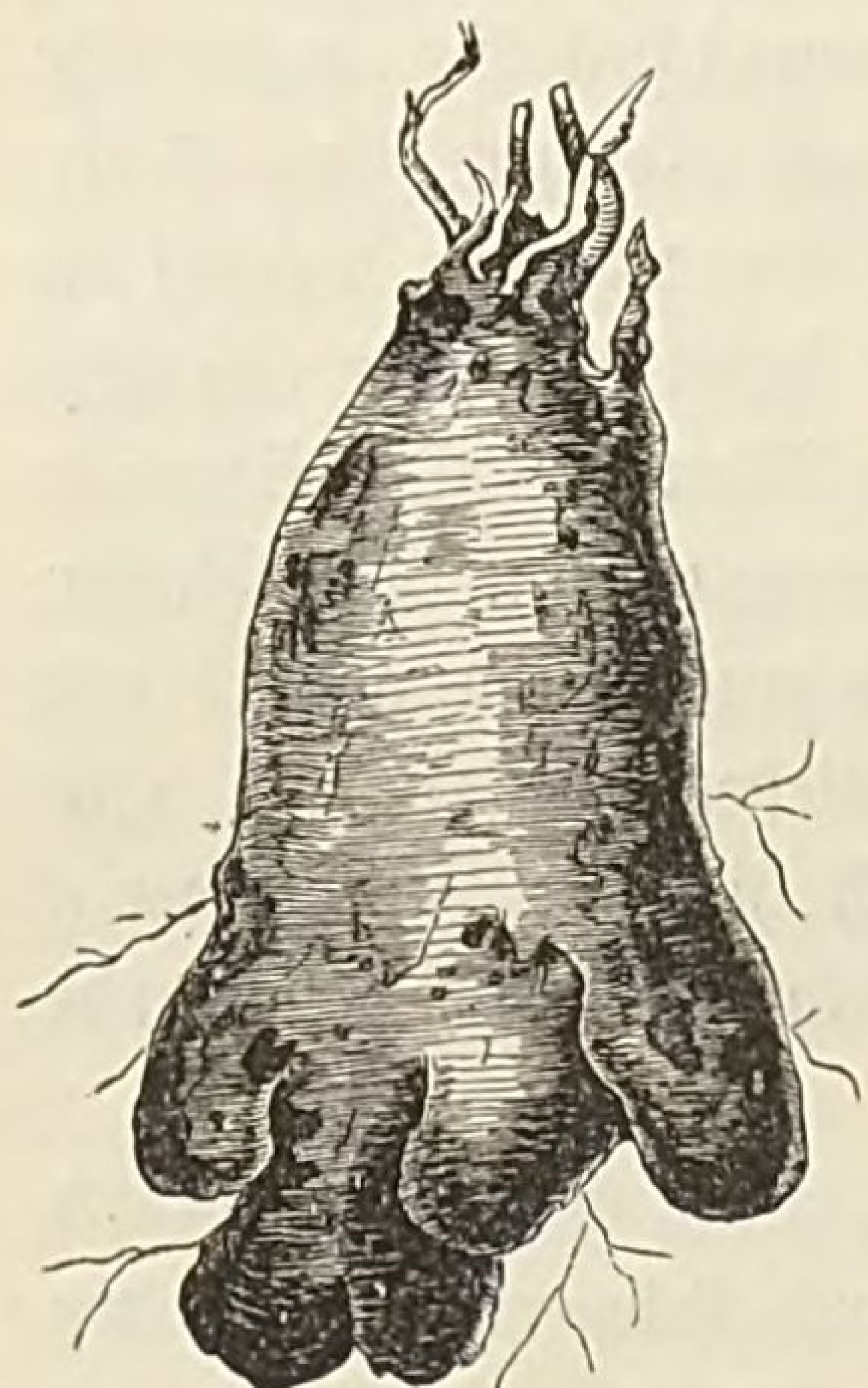


Fig. 27. Yams-Wurzel (Dioscorea alata).

„Die Bewohner von Bautschi," schreibt Rohlfs, „sind höflich, ohne Fanatismus und scheinen sanfter von Gemüt zu sein, als die Kânûri. Im Handel und Wandel sind sie zuverlässig. Die Tracht der Bewohner ist sehr verschieden. Die Vornehmen tragen einen schwarzen oder weißen Litham, wie die Tuârek, eine weite Hose, entweder von weißen oder fein blaukarrierten Baumwollenstreifen, ein weites weißes Hemd mit langen Ärmeln, aus übereinander gelegten Baumwollenstreifen zusammengesetzt, endlich einen langen und weiten Überwurf. Die meisten gehen indessen im bloßen Hemde oder besitzen nur eine Hose. Ihr Haar pflegen sie zu rasieren und auch vom Barte lassen sie nur eine Andeutung stehen. Die Landbevölkerung geht nackt; nur die Reichen legen, sobald sie in die Stadt kommen, vielleicht ein Hemd an oder winden sich ein großes Tuch um die Hüfte. Alle verhüllen sich jedoch mit einem Lederschurze, oder irgend einem Fetzen, oder großen Baumblättern. Die jungen Fúlbe-Burschen haben ein weibisches Aussehen, behängen sich wohl auch mit Korallen, Perlen und allerlei

Schmuck, wie die Frauen. Als Waffen dienen durchweg Pfeil und Bogen; Spieße sieht man selten. Die Frauen kleiden sich wie die der andern Negerhauptstädte. Solange sie noch unverheiratet sind, rasieren sie die beiden Seiten des Kopfes halbmondförmig, indem sie bloß einen helmartigen Haarwulst von hinten nach vorne und einen schmalen Streifen von Haaren, der um den ganzen Kopf läuft, übrig lassen. Sind sie verheiratet, so lassen sie das Haar wachsen und winden es zu einem großen Wulst auf dem Kopfe zusammen, der stark eingebuttert wird. Die Haússā-Frauen sind häßlich, dagegen die Fúlbē-Frauen von ausnehmender Schönheit. Die häuslichen Beschäftigungen liegen wie bei uns gänzlich den Frauen ob; diese stampfen oder reiben das Korn und bereiten aus den verschiedenen leimartigen Blättern der Adansonie die Sauce, welche zum Mehlteig genossen wird. Alles wird stark mit Pfeffer und Ingwer gewürzt, Salz dagegen, weil es sehr teuer ist, selten gebraucht. Die Frauen spinnen auch die Baumwolle, nachdem sie gereinigt worden, zu Fäden, während das Weben zu Streifen den Männern obliegt, die sich meist zu vier oder fünf vereinigen und dann ihre Weberei an irgend einem offenen Orte oder inmitten einer breiten Straße aufschlagen. Jeder, auch der kleinste Ort hat seine Webereien, weil die Abgaben außer in Korn und Dienstleistungen meistens in Kattunstreifen bestehen. Das Klopfen und Nähen der Streifen liegt ebenfalls den Männern ob, und in einer Stadt wie Bautschi hört man den ganzen Tag überall das regelmäßige Klopfen, durch welches die Toben einen Glanz erhalten, als ob sie gebügelt würden." Die Baumwolle ist überdies von äußerster Güte, und Rohlfs war oft zweifelhaft, ob er Seide oder Baumwolle vor sich hatte. Die Männer beschäftigen sich ferner mit Mattenflechten, Korbmachen und andern Handwerken, als der Verfertigung von Leder, Schuhen, Gefäßen u. s. w., während die Frauen die Töpferei besorgen.

Nachdem Rohlfs Garu-n-Bautschi verlassen, hatte er das Gora-Gebirge zu übersteigen. Er durchzog das westliche Bautschi und berichtet uns von ungeheuren Grasbränden, die er daselbst angetroffen. Zu Beginn der trockenen Jahreszeit hatte er niemals vollkommen reinen Himmel gehabt, indem die furchtbaren Grasbrände die Luft fortwährend verfinsterten. Diese Brände, schreibt er, die in ganz Innerafrika stattfinden, würden von den Negern verursacht, um die zu beackernden Felder mit Asche zu düngen, um die Vermehrung der Insekten, namentlich der Ameisen, zu beschränken, das Wachstum der Wälder zu hemmen und das Überhandnehmen der größeren Raubtiere zu hindern. Die Karawane des Reisenden erreichte über Dschauro, Goa und Batiko den Fuß des Gora-Gebirges und bald den Ort Gora, wo der Sultan sie begrüßte. Er war von seiner ganzen Regierung umgeben, denn alle die kleinen Fürsten haben eine ausgebildete Hofhaltung, und empfing Rohlfs auf das freundlichste. Bei einem Volksfeste, das zu Ehren der Ankömmlinge arrangiert worden war, hatte Rohlfs Gelegenheit

einem afrikanischen Volkstanze beizuwohnen. Muhammedaner und Heiden fand er auf einem Platze zu den lärmendsten Vergnügungen versammelt. „Auf der einen Seite,“ erzählt er, „waren die Männer, auf der andern die Weiber, zwischen beiden junge Knaben und Mädchen. Die Frauen waren fast alle bekleidet, viele hatten sogar zu Ehren des Festes ein neues Tuch um den Leib gewunden, das sonst ihre einzige Bekleidung bildet. Die Männer waren dagegen alle nackt, abgesehen von kleinen blau- und weiß-gestreiften Schürzen, viele trugen Federn in den Haaren oder auf dem Kopfe, wie bei uns die Generäle, und manche hatten um den Hals und um die Beine schmale Ziegenfellstreifen. Viele hatten Trommeln, andere eiserne Schellen an den Füßen, womit sie tanzend und springend viel Geräusch machten. Ihre Tänze zeigten viel Ähnlichkeit mit unsern Ballettänzen, nur daß sie weniger obscön waren.“ Namentlich fiel Rohlfs eine Scene auf, worin eine Frau sich rücklings, als ob sie niederfallen wollte, in die Arme anderer Weiber stürzte, von diesen aufgefangen und dann zurückgeworfen wurde; ein andermal tanzte ein junges Mädchen im Kreise herum, setzte sich dann wie erschöpft nieder, worauf alle Männer tanzend an sie herankamen und jeder ihr einige Schnecken gab. Die jungen Mädchen hatten fast alle Fächer aus Palmen oder Stroh in der Hand. Viele Frauen tanzten mit kleinen Kindern und Säuglingen auf dem Rücken; während manchmal Touren mit größter Gravität ausgeführt wurden, als ob man eine Polonaise tanzte, änderte sich dann plötzlich die Scene zu einer so wilden, meint Rohlfs, daß unsere Walzer und schottischen Tänze weit dahinter zurückbleiben.

Das Gora-Gebirge, bei dessen Übersteigung mit den größten Hindernissen gekämpft werden mußte, bildet die Wasserscheide zwischen dem Tsâd und dem Nigir und die politische Grenze zwischen Bautschi und der Landschaft Saria. Aber nicht nur eine politische Grenze und eine Wasserscheide bildet das Gebirge, sondern auch die Pflanzenwelt ist von hier an westwärts eine andere; aus dem Bereiche der Dattel- und der Dumpalme gelangt man in den der Deleb-, Kokos- und Ölpalme (Fig. 28). Die Akazien verschwinden und treten nur noch sporadisch auf, die Tamarinde zeigt sich gar nicht mehr, dafür erscheinen Bambusse von ungeheurer Höhe, der Butterbaum, die Banane. Die Karawane Rohlfs' zog gegen Westen bis Ungu-n-Dobo und bog hier durch das Gebiet der Kado-Neger gegen Süden zum Benuë ab. Der Marsch ging durch Ja und das Land der Kadsche-Neger in südlicher Richtung nach der bedeutenden Provinz Segseg und deren Hauptstadt Keffi Abd es-Senga. Unterwegs bekam Rohlfs häufig Gelegenheit, den Leuten Amulette zu schreiben, und in arabischer Schrift legte er auf diesen den Namen des Ortes, den Tag seiner Durchreise, die Höhe des Barometers und andere nützliche Bemerkungen nieder, wohl wissend, daß die Neger diese Amulette sorgfältig aufbewahren.

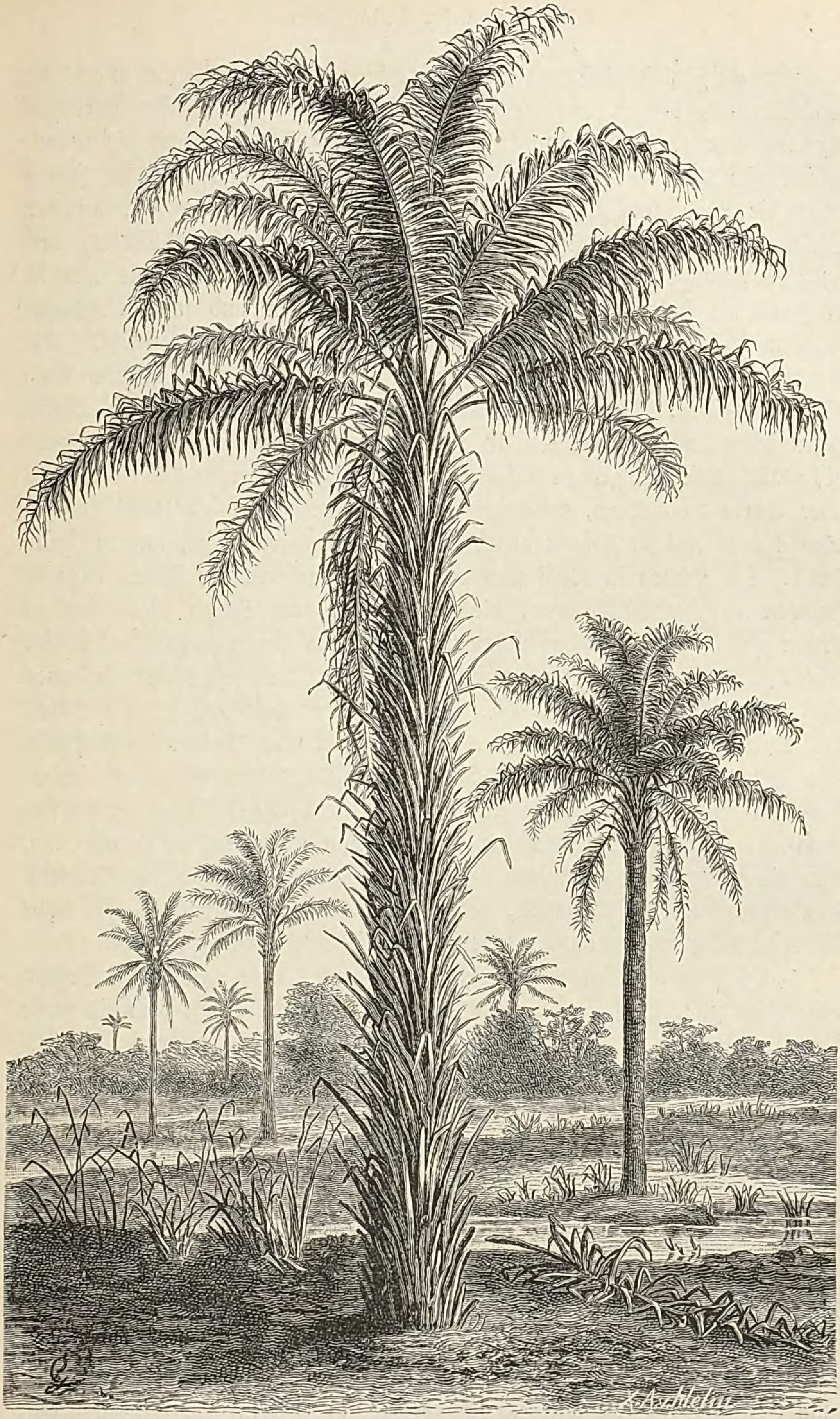


Fig. 28. Ölpalme (Elaeis guineensis).

In Keffi Abd es-Senga angelangt, begab sich Rohlfs zur Wohnung des Sultans, den er auf einer Ochsenhaut sitzend fand. Der Herrscher verstand nur wenig Arabisch und empfing die Reisenden auf die zuvorkommendste Art. Er war der Sohn des Abd es-Senga, der im Jahre 1819 die Stadt und Dynastie begründet hatte. Die Stadt liegt an der Ostseite eines kleinen Hügels, ungefähr 270 m über dem Meere, auf welligem Grunde und wird von zwei Rinnsalen durchschnitten, die aber in der trockenen Jahreszeit nur wenig Wasser enthalten und in den Kogna-Fluß münden, der zwei Stunden östlich von der Stadt vorbeifließt. Die Stadt hatte damals circa 30000 Einwohner und war in raschem Aufblühen begriffen. Von festen Mauern umgeben, meint Rohlfs, die Schutz gegen jeden Angriff gewähren, in einer äußerst fruchtbaren Gegend gelegen, als Gabelpunkt des großen Elfenbeintransportes, welcher von hier einesteils über Saria nach Kano, anderenteils nach Eggan geht, wird Keffi Abd es-Senga nach einigen Jahren doppelt so viel Bewohner zählen, wie im Jahre 1867. Die Hütten in Keffi sind vorzugsweise von runder Form, aber es kommen auch viereckige vor, die erst südlich vom Benuë zahlreicher zu finden sind. Aasgeier durchschwärmen die mit Unrat angefüllte Stadt. Die Bewohner sind Felâta, Haússä und Segseg- und Afo-Neger, bekennen sich zum Islâm und gehen alle bekleidet. Der Herrscher ist ein Vasall des Sultans von Saria, welchem er einen jährlichen Tribut in Muscheln und Sklaven zu entrichten hat. Diesen Tribut und den Bedarf zu seinem sonstigen Aufwande erzielt er teils aus den Ländereien, die mit dem Sultanat, zu welchem 24 Ortschaften der Umgebung gehören, verbunden sind, und die er durch seine Sklaven und die Stadtbewohner bestellen läßt, teils aus einigen direkten Abgaben, endlich aus den Sklavenjagden, die ohne Unterbrechung in den angrenzenden Ortschaften ausgeführt werden.

„Obgleich die Einwohner," schreibt Rohlfs, „durch die reichste Gegend begünstigt sind, welche bei einiger Arbeit alles hervorbringt, was ein guter Boden unter den Tropen hergeben kann, sowie durch Nutzpflanzen, wie Ölpalme und Butterbaum, die ohne Arbeit mehr, als sie brauchen, liefern, so sah ich doch zu meinem Erstaunen, daß sie ihre Nahrungsmittel durch Dinge vermehren, die von Europäern nur in der größten Not genossen werden. Die Frau des Gerbers und Sandalenmachers, bei dem ich wohnte, sammelte jeden Abend und Morgen die Lederschnitzel von den Ochsenhäuten, die beim Zuschneiden der Sandalen abfielen, und warf sie in ein tüchtiges Strohfeuer. Waren nun die Haare abgesengt und das ungegerbte Leder durch das Feuer etwas weich geworden, so wurden die Schnitzel gewaschen und in Wasser gekocht. Wie lange diese Kochprozedur dauerte, kann ich nicht sagen; indessen waren die Lederschnitzel weich, wenn sie auf den Markt zum Verkaufe gebracht wurden, und die Frau Gerberin — beiläufig gesagt, die fetteste Negerin, die ich je gesehen — erzielte aus ihrem Sandalenabfall

ein nicht geringes Nadelgeld. Diese Lederschnitzel wurden auf dem Markte von Keffi mit eben der Gourmandise von den Negern zu Mund gebracht, wie die neapolitanischen Lazzaroni ihre Maccaroni hinabgleiten lassen."

Keffi Abd es-Senga hat als Handelsstadt eine günstige Lage. Es ist gleich weit von Eggan, dem Handelsemporium der Engländer, und von Saria, dem südwestlichen großen Markte der Araber und Berber, gelegen, und so kommt es, daß hier die Waren des Atlantischen Oceans und des Mittelländischen Meeres zusammentreffen. Trotzdem nun, berichtet Rohlfs, die vom Ocean eingeführten Waren besser und billiger sind, haben sie dennoch nicht die von Tripolis und Kairo kommenden, die leichtern Fabrikates sind, zu verdrängen vermocht; die englischen Säbel, obgleich ungleich besser als die deutschen Solinger Klingen (solche, welche für den afrikanischen Handel hergestellt und besonders zu den Tuârek exportiert werden), finden keine Liebhaber; ebenso geht es mit den Korallen, welche, obgleich besser als die venetianischen, diesen doch nachstehen. Ein Hauptartikel ist jedoch englisches Pulver von grober und feiner Qualität. Auch bunte Seidenzeuge, welche von Eggan und Lókodscha kommen, werden in Keffi mit Vorteil verkauft. Als Silber findet man neben dem österreichischen Bu Thir (Maria-Theresia-Thaler) auch englische Schillinge und halbe Kronen, welche von den Frauen auf einem Fingerring getragen werden, so daß eine kleine Hand oft von einem Bu Thir, den sie auf dem Mittelfinger trägt, fast ganz verdeckt wird. Auch europäischer Branntwein von sehr schlechter Qualität wird vom Meere her nach Keffi transportiert und hier zu enorm hohen Preisen verkauft.

In Keffi hatte Rohlfs von einem großen christlichen Orte am Zusammenflusse des Benuë und Nigir erzählen hören. Es war dies Lókodscha, das binnen kurzer Zeit so emporgekommen war. Diesen Ort baldigst zu erreichen, drängte den Reisenden wohl auch die herannahende Regenzeit, und so verließ er denn Keffi Abd es-Senga und wandte sich in direkt südlicher Richtung nach dem Benuë. Besonders interessant erschienen ihm auf dem Marsche die religiösen Gebräuche der Afo-Heiden in dem Orte Ego. In diesem Orte stieß Rohlfs auf die ersten Fetische oder Götzen; denn wenn er auch, wie er erzählt, früher durch viele Heidenorte gekommen war, so hatte er nirgends äußere Zeichen ihres Kultus bemerkt, und es schienen die Heiden, welche mit den Muhammedanern untermischt leben, gar keine eigentliche Religion zu haben, sondern nur allgemein verbreiteten abergläubischen Ideen nachzuhängen. In Ego traf aber Rohlfs wirkliche Götzenanbeter. Gleich beim Eingange zum Hause des Sultans bemerkte er einen Götzen aus Thon, wie denn überhaupt hier jeder außer den Hauptgötzen seine Haus- oder Privatgötzen hat. Meist stehen dieselben auf einer Erhöhung und bilden oft ganze Gruppen von fünf oder mehr Thonfiguren. Wie die Muhammedaner die Sarkophage ihrer Marabutin behängen, so bedecken die Fetischanbeter ihre Götzen mit allerlei Lumpen, Schüsseln und

was sie sonst für Geräte haben. Ja manchmal sind dieselben ganz angekleidet und mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Unter dem moralischen Schutze Ja-Mussas von Keffi, der in der ganzen Gegend bis an den Benuë hin sehr gefürchtet ist, sodann in seiner Eigenschaft als Christ konnte Rohlfs ungehindert im Dorfe umhergehen und alle Götzen besehen. Selbst die hauptsächlichsten, die eine besondere Hütte hatten, Dodo und Harna Ja-Mussa, konnte er ungehindert besuchen und betrachten. Dodo, eine Tierfigur aus Thon mit zwei Köpfen nach vorn und hinten und vier Antilopenhörnern auf dem Rücken, schien das böse Prinzip zu bedeuten. Von den beiden Köpfen hatte der eine weiße Gesichtsfarbe und Barthaare aus Schafwolle. Die Züge beider waren europäisch, soweit ihre Kunst sie zu bilden vermochte, oder vielleicht die von Felâtas. Harna Ja-Mussa war in sitzender Stellung, ohne Arme, hatte aber ein schmutziges Hemd an. Er trug einen starken Bart aus weißer Wolle, hatte zwei Antilopenhörner auf dem Kopfe und streckte die Zunge heraus. Seine Gesichtszüge waren ebenfalls die eines Felâta, wie denn alle Gesichtszüge von Götzen denen der Neger nicht nachgebildet waren. Dodo und Harna Ja-Mussa scheinen zwei neue Götzen zu sein, denn unter der Felâta-Invasion hießen die beiden berühmtesten Krieger so, die sich durch große Grausamkeit ausgezeichnet hatten. Dodo wütete im eigentlichen Haússa, Harna Ja-Mussa in Segseg, und nach ihrem Tode hat man sie unter die Götzen versetzt. Hierin bestehe, meint Rohlfs, wieder eine große Ähnlichkeit zwischen der muhammedanischen Religion und dem Fetischdienste der Heiden. Die größten Scheusale, wie z. B. Sultan Mulej Ismâil, werden heute von den Arabern als Heilige verehrt. Die Einwohner von Ego waren höchlichst vergnügt, wenn sie der Reisende über ihre Götzen befragte. Sie erzählten, daß sie ihre Toten neben einem Fetisch in der Hütte begrüben, daß sie oft des Verstorbenen Bild auf sein Grab setzten und daß er, wenn er sich im Kriege ausgezeichnet hätte, nach seinem Tode als Fetisch verehrt würde. Die Fetische geben, wie die Heiden sagten, gute Jahre, lassen regnen, verleihen Sieg über die Feinde, eine zahlreiche Nachkommenschaft u. v. a. m. Behandle man sie aber nicht mit Auszeichnung und Achtung und unterlasse die Opfer, welche darin bestehen, daß man vor dem Fetisch Blut aussprengt oder ihn mit diesem bestreicht, dann könnten sie allerlei Unheil über die Anhänger kommen lassen, Krieg, Teurung, Hungersnot u. s. w.

Die Afo-Neger beschreibt Rohlfs als nicht unschön und von dunkelschwarzer Hautfarbe. Die Oberzähne sollen sie, ähnlich wie dies bei den Mandínka und anderen Negervölkern geschieht, spitz zufeilen. Die unverheirateten Männer schmücken sich, wie die Frauen, mit Perlenschnüren und Messingringen, deren sie oft über 50 an einem Arme tragen. Das Haar scheren sie auf die verschiedenste Art, indem sie allerhand geometrische Figuren auf dem Kopfe stehen lassen. Beide Geschlechter gehen bekleidet.

Die letzte größere Station auf dem Marsche nach dem Benuë war Akum, wo ein Steuererheber des Sultans von Segseg residiert, welche Stadt aber ihren eigenen Sultan hat. Diesen fand Rohlfs in einem ungeheuer großen Hause, zu dem eine hübsche, an den äußeren Thonwänden mit Arabesken verzierte Hütte führte. Diese Hütte hatte ein doppeltes Dach als Schmuck, indem ein großes von einem kleinern überragt war, was dem Ganzen ein kirchturmähnliches Aussehen gab. „Nachdem man mich," schreibt Rohlfs, „durch eine Menge von Höfen geführt hatte, alle voll Sklaven und Sklavinnen, die auf dem harten Mosaikboden (die Neger in Soso und südlich davon verstehen es, mit Mosaik zu pflastern, obgleich nicht in bunten Farben, wie die Alten) zu beiden Seiten des Weges lungerten und aus langen Pfeifen rauchten, kam ich in einen kleinen Raum, wo ich Seine schwarze Majestät ganz nackt auf dem Boden hockend fand. Er hatte ein blaues Sudânhemd auf dem Schoße, um zu zeigen, daß er wohl Kleidung besäße, es aber nicht für nötig hielte, sie anzulegen. Da der Sultan nur Afo sprach, so hatte ich zwei Dolmetscher nötig, einen, der aus Afo in Haúsā, und einen andern, der aus Haúsā in Kânūri übersetzte. Die Unterhaltung drehte sich nur um allgemeine Dinge, und ich erfuhr, daß der Sultan 300 Weiber habe und eine Menge kleiner nackter Wesen, alle mit messingenen Arm- und Fußringen und europäischen Perlen überladen, seine Kinder seien. Einige waren schwarz, andere gelblich, den Felâta angehörend. Polygamie herrscht übrigens bei den Afo-Negern nicht, es ist das nur ein Vorrecht der Fürsten, die hierin ihre haremhaltenden muhammedanischen Brüder nachahmen." Der Sultan gab Rohlfs bezüglich des Weitermarsches beruhigende Nachrichten, und als ihn der Reisende wieder einmal besuchte, war er Zeuge eines Opfers, das den Götzen, deren die Wohnung des Sultans eine Menge enthielt, dargebracht wurde. Man opferte ihnen Hühner, die durch einen Querschnitt, ähnlich wie dies die Muhammedaner thun, getötet werden, deren Blut dann vor die Fetische gespritzt oder über die ganzen Figuren geschmiert wird. Das Fleisch der Tiere wird gekocht und verspeist. Der Hauptgott erhielt ein Schaf, andere wurden, nachdem man sie mit Blut beschmiert, mit den Federn der Hühner bedeckt. Alles dies ging unter dem Lärm von Pauken und Pfeifen vor sich; große und kleine Trommeln und andere musikalische Instrumente fehlten auch nicht; endlich ging man paarweise in langer Prozession an den Götzen vorüber, ohne sich jedoch zu verbeugen.

Akum ist eine ummauerte Stadt von circa 10 000 Einwohnern und nur fünf Stunden vom Benuë entfernt. Rohlfs verließ den Ort am 18. März. „Wir hielten," schreibt er, „südwestliche Richtung; bald verwandelte sich die anfangs kultivierte Gegend in einen hochbäumigen, jedoch nicht dichten Wald, durch den wir schweigend einer hinter dem andern schnell dahineilten. Auf halbem Weg passierten wir einen großen zerstörten Ort. End-

lich erreichten wir einen schmalen Saum kolossaler Bäume, die einen so tiefen Schatten verursachten, daß unter ihrem laubigen Dache trotz des Mondlichtes (die Karawane marschierte, da es von Akum bis an den Benuë kein Wasser gab, in der Nacht) nichts zu sehen war und wir tappend, einer den andern anfassend, vorgehen mußten. Dann hatten wir plötzlich Licht vor uns und zu unseren Füßen dehnte sich die silberhelle Wasserfläche des Benuë aus, ruhig, majestätisch nach dem Westen ziehend, um dem Nigir den Tribut aus dem Herzen Afrikas zuzuführen. Auch nicht das leiseste Geräusch vernahm man, und um diese geheimnisvolle Stille nicht zu unterbrechen, streckten wir uns, nachdem wir einen Trunk von Âdamaúas Wasser getrunken, auf den weichen Sand, um im Schlafe die Morgenröte abzuwarten und dann überzusetzen."

Der Benuë hatte bei der Insel Loko, wo eben Rohlfs seine Ufer betrat, die Breite der Seine bei Paris. Die letztgenannte Insel erhebt sich einige Fuß über das Niveau des Flusses, und die Bewohner derselben, Bassa-Neger von kräftigem Schlag, etwa tausend an der Zahl, leben bloß von dem Ertrag der Fähre, da sie die Fischerei mit Lauheit betreiben. Rohlfs faßte hier den Entschluß, den Strom bis zu seiner Einmündung in den Nigir zu befahren. Er gewann ein kleines Kanoe, das ungefähr zehn Mann tragen konnte, schiffte seine Begleiter und etwas Elfenbein (zwei starke Zähne, die er für sein Zelt und Kamel eingehandelt) ein und begann, nachdem er die Flagge seiner Heimatstadt Bremen aufgehißt, die abenteuerliche Fahrt. „Man wird sich wohl denken können," schreibt er, „daß es mir bei dieser Kanoefahrt unmöglich war, die Geschwindigkeit zu ermitteln. Manchmal ging es mit reißender Schnelligkeit, manchmal langsam vorwärts, manchmal wurde das Kanoe durch Wind und Gegenströmung so gehemmt, daß wir uns trotz des Schaufelns gar nicht wegzubewegen schienen; bisweilen gerieten wir auch auf eine Sandbank und es verging geraume Zeit, ehe uns unser Schiffskapitän wieder herabgeschoben hatte, wobei wir oft alle aus dem Boote aussteigen mußten. Unsere Richtung war im allgemeinen gerade westlich. Die Ufer des Benuë, durch hochstämmige, grüne Bäume angedeutet, waren meist 3—4 km voneinander entfernt, obgleich das Wasser nicht dieselbe Breite hatte, indem es überall durch Inseln unterbrochen war. Die Arme zwischen diesen Inseln waren von verschiedener Breite, oft aber auch nur 1 km weit; viele von den Inseln waren bewohnt und mit Ölpalmen, Mangroven und Adansonien bewachsen." Zu Imaha (Um-Aischa) hielt Rohlfs geraume Zeit an, um den Sultan zu begrüßen, auch wechselte er sein Fahrzeug gegen ein besseres um. Von Imaha ab bis Lókodscha waren die Ufer des Benuë weniger dicht mit hohen Bäumen bewachsen, aber auch nicht so dicht bewohnt. Übrigens waren die Anwohner des Stromes höflich und zuvorkommend. Endlich am 28. März erreichte die Karawane Lókodscha, und mit dem An-

blicke der englischen Insassen hatte Rohlfs, der kränkelte, seine volle Kraft und Elasticität wieder gewonnen.

Lókodscha wurde von der Expedition unter Trotter, Allen, Oldfield, Laird &c. angelegt und hat wegen seiner außerordentlich günstigen Lage eine große Zukunft. Das Klima ist verhältnismäßig gesund. In dem Orte befindet sich eine Negermission, die Bischof Crowther eingerichtet hat. Seine Lage in Lókodscha beschreibt uns Rohlfs in lebhaften Farben. „Kann man sich überhaupt," schreibt er, „ein eigentümlicheres Schauspiel, ein größeres Bild von Gegensätzen denken, wie wir es hier hatten? Unter der Veranda

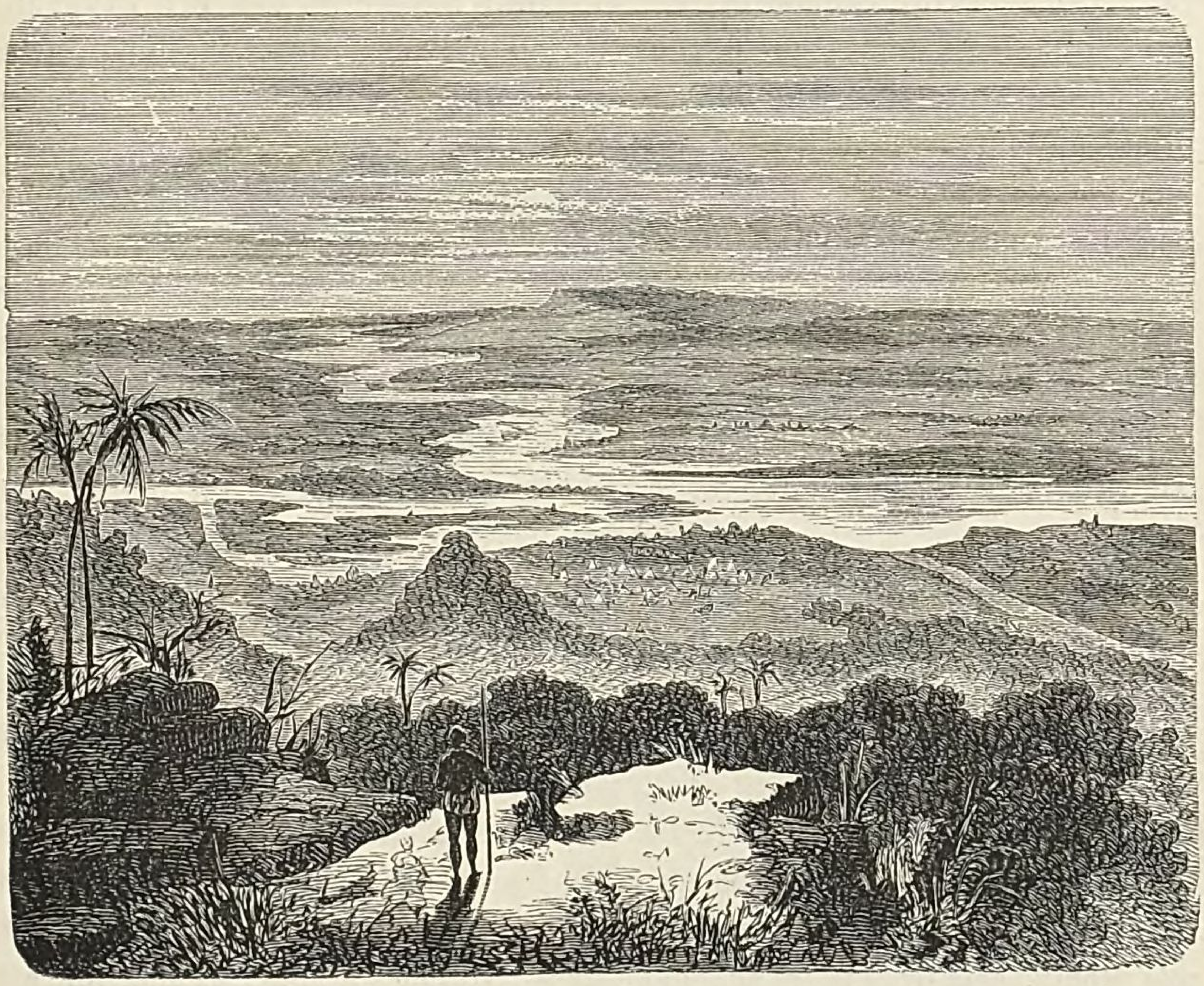


Fig. 29. Zusammenfluß des Nigir mit dem Benuë.

vor dem eisernen Hause des Herrn Robins steht ein Harmonium; die Herren Fell und Robins spielen und singen; ‚God save the Queen', ‚Allons, enfants', ‚Schleswig-Holstein' werden der Reihe nach vorgetragen. Als nächster Zuhörer befindet sich dabei der Pfarrer, ein in Sierra Leone ordinierter schwarzer Neger, der beste und gemütlichste Mann von der Welt, der bei vollkommener Bildung doch die eigentümliche Angewohnheit hat, daß er zu ganz unpassender Zeit, bei den ernsthaftesten Angelegenheiten immer in großes Lachen ausbricht; er glaubt, das gehöre bei den Weißen mit zum guten Ton. Außerdem ist noch der Schullehrer da, ebenfalls ein junger schwarzer Neger, aber bedeutend abgeschliffener als der

Pfarrer, weil er durch öftere Reisen mehr Gelegenheit hatte, mit Weißen in den Küstenstädten zusammenzukommen. Weiter von der Veranda tanzen im Freien die Diener, lauter Schwarze, und einige Leute aus dem Dorfe, herbeigelockt durch die Musik, haben sich ihnen zugesellt. Man sieht sie indes nur, wenn ein Blitz die ganze Landschaft erleuchtet, und dann erblicken wir auch weiterhin den majestätischen Nigir, wie er seine Wasser mit denen des Benuë mischt" (Fig. 29).

Von Lókodscha war es Rohlfs' Absicht, den Nigir abwärts bis in den Ocean zu fahren. Allein die Briten Fell und Robins bewogen ihn, indem sie sagten, das Fortkommen eines einzelnen Reisenden bis zur Mündung des Stromes sei unmöglich, und derselbe würde, am Ocean angelangt, keine europäische Faktorei finden und so einer großen Gefahr ausgesetzt sein, den Nigir aufwärts bis Rabba zu segeln und sich von da aus durch Nufe und die Joruba-Länder nach der Küste durchzuschlagen. Nach einer Fahrt von 14 Tagen und nachdem zu Eggan Halt gemacht worden war, langte der Reisende zu Rabba an. Die Scenerie stromaufwärts war eine sehr interessante. Herden von Pavianen und Meerkatzen tummelten sich in den Bäumen am Ufer, große Herden von Flußpferden zeigten sich im Wasser oder verließen ihren sonnigen Platz und stürzten sich scheu ins Wasser. Die Fahrt war eine qualvolle, denn von Sonnenaufgang an wurde man fortwährend von einer mikroskopischen Fliege („Fly" der Engländer) belästigt, deren Stich so giftig ist, daß er sogleich eine bedeutende Anschwellung zur Folge hat. Der starken Strömung halber konnte man nur dicht am Ufer hin rudern, wobei man von der größten Hitze geplagt wurde. Dazu gesellten sich Fieberanfälle, und in der Nacht machten Myriaden von Mosquitos jeden Schlaf unmöglich.

Rabba liegt auf dem linken Ufer des Nigir und war früher eine sehr bedeutende Stadt, ist übrigens jetzt auch noch wichtig, weil sich hier eine große Fähre zwischen dem Haússa- und Joruba-Gebiete findet. Es ist, wie Rohlfs erzählt, am Südabhange eines Felszuges erbaut, welcher sich als letzter Ausläufer der Admiralitätsberge hier in den Nigir stürzt und direkt vom Wasser bespült wird. Der Boden bei Rabba besteht aus Thonerde. Man baut Korn, Pisang, Bananen (Fig. 30), etwas Baumwolle und Erdnüsse (Fig. 31), aber das ertragfähige Terrain, das einst meilenweit die so große Stadt umgab, ist jetzt nur auf ein kleines Gebiet auf beiden Seiten des Gingi-Flusses beschränkt, indem das alte schon längst wieder durch dichtes Unterholz überwuchert ist. Rabba hatte zur Zeit der Anwesenheit Rohlfs' nicht mehr als 100 Hütten, die, eben niedergebrannt, wieder im Aufbau begriffen waren. Die Bewohner, 500 Seelen, Nufe, ein schöner, schwarzer und intelligenter Negerstamm, gehören zu den bildungsfähigsten in Afrika.

Der Sultan von Nufe ist dem Gwandu-Reiche unterthan. Er stand, als Rohlfs am Nigir verweilte, mit einer Armee nordwestlich von Rabba



Fig. 30. Das Ideal der Banane (Musa paradisiaca).

und empfing unsern Reisenden, der sich zu ihm verfügt, sehr wohlwollend und schickte ihm bis Rabba einen Diener mit einem Pferde entgegen. Über die Audienz bei demselben berichtet uns Rohlfs folgendes: „In einer großen Veranda, deren Vorderseite durch seidene Vorhänge geschlossen werden konnte, fand ich eine Versammlung von etwa 100 Leuten in fünf Reihen auf dem Sande dem Sultan gegenübersitzen; der Sultan selbst, halbnackt, saß auf einer ausgebreiteten Giraffenhaut. Für mich hatte man ihm dicht gegenüber eine sehr hübsche Nufe-Matte hingelegt. Mein eigener Anzug bestand seit Lókodscha in einem schwarzen Strohhut, einem gelbseidenen Röckchen, weißer europäischer Hose und hohen schwarzen Stiefeln. Auch hatte ich ein Hemd an und zwar ein europäisches, das ich über dem Röckchen trug.

„Die Begrüßungen waren gegen Gebrauch nur kurz; der König ließ dann gleich Guro-Nüsse bringen und teilte eine derselben mit mir, was als Friedens- und Freundschaftszeichen eines Fürsten und außerdem als große Gunst angesehen wird. Sodann ließ er eine Schüssel mit Milch, ein halbes Schaf, einen Topf mit Honig bringen, und nach einigen allgemeinen Fragen, wobei er sich am meisten darüber verwunderte, daß ich von Bórnū gekommen wäre, entließ er mich. Gleich darauf sandte er mir einen Topf mit Palmöl, einen andern mit Schi-Butter, Zwiebeln und 20 000 Muscheln für meine kleinen Ausgaben, die allerdings nicht gering waren, denn den Geschenkbringern und vielen anderen Bettlern mußte Trinkgeld gegeben werden, so daß nicht nur die 20 000 Muscheln an demselben Morgen, sondern eine bedeutende Anzahl von den meinigen verausgabt wurde. Die Matte, auf welche mich König Massaban zum Sitzen genötigt hatte, wurde mir auch als Geschenk nachgetragen; sie war wirklich von ausgezeichneter Arbeit."

Die Würdenträger am Hofe in Nufe sind in gleicher Anzahl und ähnlicher Abstufung wie bei den meisten Felâta-Höfen vorhanden. Alle haben prunkhafte Titel, wie z. B. Spiegel der Elefanten u. a. m. Die Gewalt von Gando über die Nufe-Länder basiert auf der geistlichen Macht des Herrschers.

Das Nufe-Volk hat ein Gebiet im Besitze, das die Entwicklung einer Kultur besonders begünstigte. Es hat sich an die Gabelung eines mächtigen Gewässers gelagert und zwar in nicht allzugroßer Entfernung vom Ocean. Der Einfluß vom Meere her wäre jedenfalls ein stärkerer und mächtigerer gewesen, als jener vom Norden her, dem die Nufenser durch das Vordringen der Felâta ausgesetzt waren. Allein bis auf die letzten Jahrhunderte herab war die Anregung, die dieser Negerstamm vom Meere her empfing, eine sehr traurige, denn der Bedarf an Menschenware stellte andere Zwecke der Civilisation und freundschaftlichen Handelsverkehrs in den Hintergrund. Solange man darauf bedacht war, schreibt Rohlfs,

Menschen zu fangen und Gold zu rauben, wie zur Zeit der Portugiesen und Spanier, vernachlässigten die Nufe-Völker gänzlich die Bebauung ihres Grundes und Bodens und lebten, außer von Sklavenjagden, von Handel

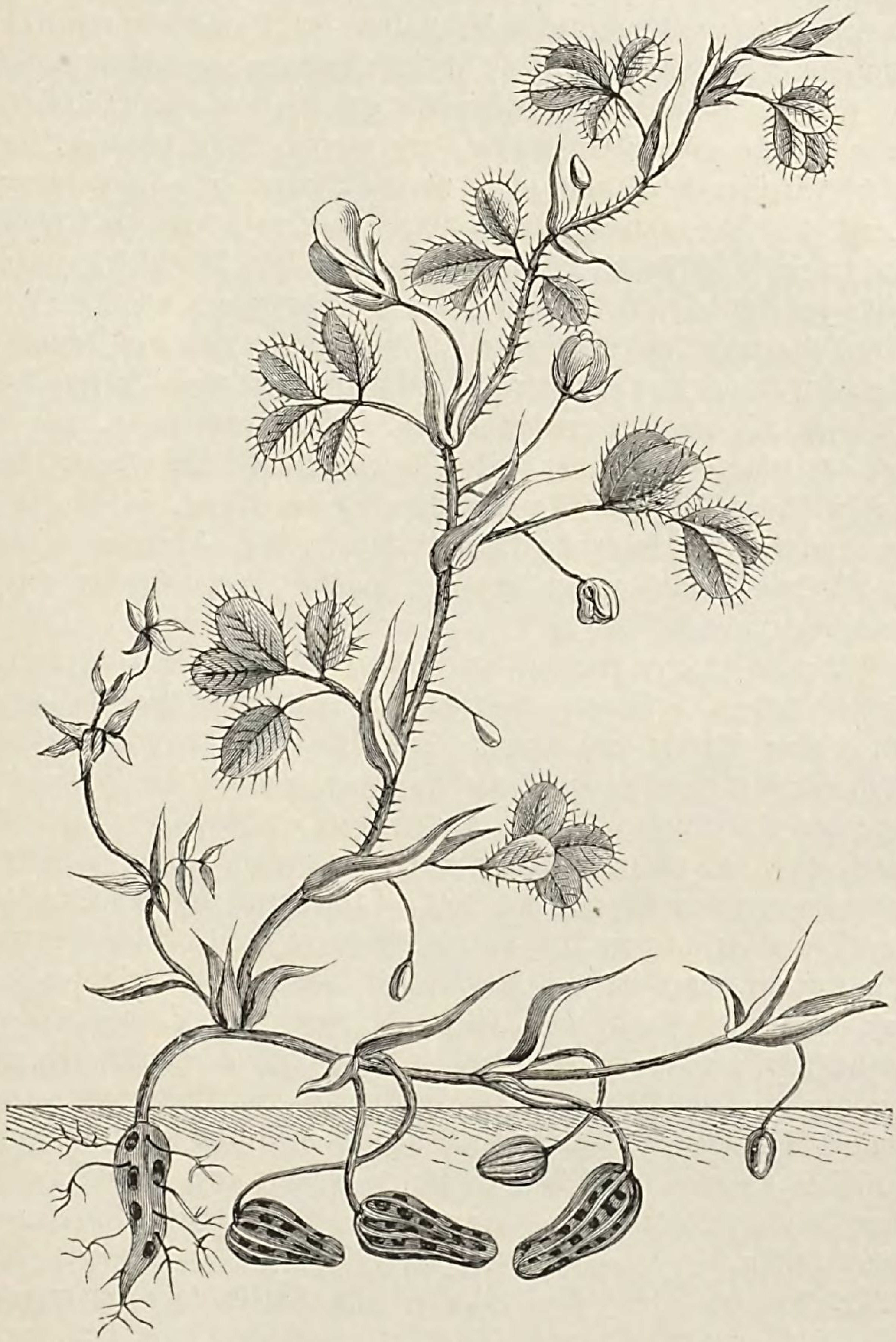


Fig. 31. Erdnuß (Arachis hypogaea).

und Schiffahrt. Als aber der Sklavenhandel nach der Küste hin ins Stocken geriet und endlich ganz aufhörte, besonders als die Engländer am untern Nigir erschienen und Lókodscha anlegten, da fingen die Nufe-Bewohner

an, sich auf die Kultur ihres Bodens zu verlegen, und wenn nicht der Krieg, der die Felâta-Staaten unaufhörlich verheert, ein Hemmnis abgegeben hätte, wären die Nufe-Neger ohne Zweifel auf dem Wege der Kultur weiter vorgeschritten, als dies bisher der Fall ist. Dennoch vermochte Rohlfs zu konstatieren, daß man mit Eifer die Kultur der Baumwolle betreibe; von allen centralafrikanischen Völkern sei Nufe das einzige, welches Baumwolle für Europa zu bauen begonnen habe. Es liege nun den Engländern ob, auch auf die anderen Erzeugnisse, wie Korn, Tabak, Indigo, die mit Leichtigkeit überall im Lande gebaut werden könnten, aufmerksam zu machen. Der Tabak ist von ausgezeichneter Güte, und wenn auch die Ölpalme in Nufe nicht so häufig ist, wie auf dem rechten Ufer des Nigir, so gewährt dafür der Butterbaum, der überall den Hauptbestandteil der Wälder Nufes bildet, eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums. Außerdem komme Reis überall wild vor, und die Arachis würde mit demselben Vorteile wie am Gambia-Fluß angebaut werden können. Ebenso würden in Nufe Kaffee und alle feinen Gewürze der heißen Zone gedeihen. Der schwarze Pfeffer, der im übrigen Centralafrika nicht vorzukommen scheine, sei hier so ausgezeichnet und von so aromatischem Geschmacke, daß er dem besten indischen an die Seite gestellt werden könne, ja denselben, was würzigen Geschmack anbelangt, vielleicht übertreffe.

Die Nufe-Neger sind mit den Joruba-Völkern (s. Tonbild) verwandt. Rohlfs schildert sie als von schwarzer Farbe, mit echter Negerphysiognomie, jedoch ohne häßliche Gesichtszüge. Sie tätowieren sich stark durch kleine Messerschnitte im Gesichte und auf dem ganzen Körper. Die Frauen tragen ihr Haar ohne Kunst und ohne es zu flechten, die Männer rasieren sich den Kopf ganz, und wenn sie einen Bart haben, tragen sie ihn nach Art der muhammedanischen Neger, das heißt, sie rasieren sich den Schnurrbart gänzlich und lassen vom Backen- und Kinnbart nur eine feine Linie stehen. Die Knaben tragen bis zur Mannbarkeit das Haar derartig zugeschoren, daß sich allerlei Figuren, wie Halbmonde, Kreise u. s. w., auf dem Kopfe zeigen, oder, was meistens der Fall ist, sie lassen die beiden Kopfseiten rasieren und nur einen 2,8 cm breiten Haarstreifen von hinten nach vorn verlaufen. Die Frauen tragen keine Arm- und Fußringe, dagegen tragen oft auch ältere Männer einen dicken Glasring am Oberarm, oft blau und von europäischem Fabrikate oder weiß und von allerlei Glasperlen oder Bouteillenscherben zusammengeschmolzen, welche sie sich selbst zu verfertigen verstehen. Aus der Sprache der Nufenser, meint Rohlfs, lasse sich entnehmen, daß Pferde und Rinder von Osten her eingeführte Tiere sind, weil sie dafür die Haússa-Benennungen haben. Trotz ihrer Reichhaltigkeit und namentlich der Ausbildung des Zahlensystems, wie es selten bei den Negervölkern vorkommt, ist die Nufe-Sprache wenig verbreitet, ja selbst im Mutterlande ist ihr das Haússa ebenbürtig.



Eingeborene von Joruba.

Von Rabba aus wandte sich Rohlfs über Saraki und Ilorin nach den Joruba-Ländern. Er hatte Landschaften zu passieren, wo die Bauart der Häuser eine bemerkenswerte ist. Statt der runden Hütten kommen viereckige, kasernenartige Bauten vor mit geräumigen Höfen. Die Häuser sind aus Thon angefertigt und mit Stroh gedacht. Das Dach selbst ist indessen so eingerichtet, daß es einen Luftzug gestattet. Die eine Seite des Hauses bildet eine Art Veranda, während die andere verschlossene Zimmer enthält. In einer solchen Kaserne wohnt immer eine Anzahl von Familien, die untereinander nahe verwandt sind. Saraki beschreibt Rohlfs als einen Ort von wenig Industrie, Handel und Gewerbe. Auffallend war dem Reisenden die bedeutende Schweinezucht. Eine hohe Mauer umschließt die Stadt, die etwa 40 000 Einwohner zählen mag, welche sämtlich Heiden sind. Bei seiner Ankunft in Ilorin war Rohlfs Zeuge eines überaus barbarischen Brauches. Vor den Thoren der Stadt fand er nämlich drei Menschen gepfählt, derartig, daß die spitze Stange aus dem Munde wieder zum Vorschein kam. Solche Wahrzeichen hatte auch der König vor seinem Palaste aufgepflanzt. Es waren dies Körper von Dieben und Rebellen; einer derselben, ein Häuptling, war bei lebendigem Leibe gespießt worden. Die Audienz, die Rohlfs beim Könige von Ilorin hatte, war eine überaus interessante. „Ich wurde," schreibt er, „durch verschiedene Gemächer und Höfe in einen geräumigen, hübsch schattigen Hof geführt. Im Hintergrunde stand ein kleines Häuschen, welches vorne, die einzige Thüröffnung ausgenommen, mit Bambus, sowie mit künstlichem Rohrgeflechte vergittert war. Nach der Thüre zu saßen auf beiden Seiten die Höflinge, hatten jedoch einen Gang zur Thüre zwischen sich freigelassen. Ich ging nach der Hütte oder dem kleinen Hause hin, fand mich aber, bei den Höflingen angekommen, gleich an meiner Tobe festgehalten; offenbar wollte man aus Mißtrauen nicht, daß ich mich dem Könige, der überdies krank war, zu sehr nähere. Man breitete mir ein Schaffell vor die Füße und gab mir zu verstehen, mich zu setzen, was ich natürlich auch that. Ich konnte nun den König in seinem Käfig sitzen sehen und bot ihm sogleich meinen Gruß, der ihm von dem Dolmetsch übersetzt wurde. Er ließ dann, nachdem er mich willkommen geheißen hatte, bei welchen Worten sich alle Hofleute ehrerbietig verneigten und mit der Stirne die Erde berührten, einen Ziegenbock und 10 000 Muscheln bringen als Geschenk und Gegengabe für meine Seidenstoffe. Von den Muscheln mußte ich übrigens gleich einige Tausend als Trinkgeld für die Überbringer der Geschenke hergeben. Nach einigen Komplimenten und Redensarten wurden wir entlassen, und die Großen kamen, um mich zu beglückwünschen, indem sie meinten, der König sei ganz außerordentlich gnädig gegen mich gewesen."

Ilorin ist eine große Stadt und liegt an einem kleinen, von Süden kommenden Bach, der sich in den Assa ergießt und die ganze südöstliche

Seite von Ilorin bespült. Von hohen, jedoch schlecht unterhaltenen Mauern und tiefen Gräben umgeben, schreibt Rohlfs, hat die Stadt eine fast runde oder vielmehr polygonische Form, und der Umfang der äußern Stadtmauern wird ca. vier Stunden betragen. Obgleich die Bürger selbst die Einwohnerzahl an eine Million hoch angeben, so gebe es doch nur 60 000 bis 70 000 Bewohner in derselben, eine große Zahl fremder Kaufleute und Warenträger, die den Markt nur periodisch besuchen, abgerechnet. Die Einwohner gehören dem Joruba-Stamme an, sind von hellbrauner Farbe, angenehmen Gesichtszügen und Heiden, wiewohl der Fürst und sein Hof, die übrigens Felâta sind, dem Islâm huldigen. Die Joruba sind alle reinlich, sauber, oft kostbar gekleidet und tragen Toben und weite Beinkleider. Die Vornehmen legen noch dazu einen Tuchburnus an und einen Tarbusch aus Tripolis oder Ägypten; die gewöhnlichen Leute gehen mit einem weißen Mützchen aus Kattun, das künstlich durchnäht ist, oft tragen sie noch einen Strohhut darüber. Ilorin hat verhältnismäßig breite Straßen, viereckige Häuser mit kolossalen Dächern, deren Gerippe aus Palmzweigen bestehen und mit dem Stroh eines sehr langen, überall in Menge wild wachsenden Grases überdacht sind. Es ist der letzte Ort nach der Küste zu, wohin die Waren von Haússā, d. h. von Ägypten, Tunis und Tripolis kommen. Die Iloriner selbst sind äußerst geschickt in allen Handwerken. „Man kann hier," schreibt Rohlfs, „ebenso hübsche Lederarbeiten kaufen wie in Kano, die Holzschnitzereien en haut-relief auf Schüsseln und Tellern sind ganz bewunderungswürdig. Die Mattenflechterei erreicht hier ihren höchsten Punkt; an Töpferarbeiten sind sie den Bewohnern von Keffi Abd-es-Senga fast gleich, welche ihr Steingut zu bronzieren verstehen. Die Schuhmacher verfertigen sehr gute, wenn auch geschmacklose Schuhe, deren eine Hälfte rot, die andere gelb ist. Auch im wirtschaftlichen Leben stehen die Iloriner den andern Negern voran, sie sind die einzigen Neger, welche Käse zu bereiten verstehen. Indessen sind sie entsetzlich neugierig und zudringlich, ohne gerade böswillig zu sein. Politisch gehören die Nufe-Länder, also auch Saraki und Ilorin, zum Reiche Gwandu."

Südlich von Ilorin, bei dem Orte Sara, überschritt Gerhard Rohlfs die politische Grenze der Haússā-Staaten und wandte sich durch Joruba über Ibadan nach Lagos am Atlantischen Ocean, das er glücklich erreichte.

Matteuci und Massari waren von Kano aus durch den centralen gebirgigen Teil der Haússā-Staaten gezogen. Nach ihren Angaben bedecken großartige, dichte Wälder die Abhänge der Berge von Sókotō, die von seichten Thälern eingeschnitten sind. Die Niederlassungen der Eingeborenen, kleine anmutige Dörfchen, seien auf malerischen kleinen Bergen hingebaut. Überall begegne man Guru-Nüsse transportierenden Karawanen, überall herrsche Thätigkeit und reges Leben.

Bîda, an der Grenze von Nufe, beschreiben die wackern Italiener als eine angenehme, von Mauern umgebene, an Bewohnerzahl Kano nicht nachstehende Stadt, deren Häuser ganz zwischen Bäumen versteckt stehen. Die Hütten der Eingeborenen haben ungeheure, nach unten verlängerte Strohdächer, die beinahe den Boden berühren und solchermaßen an der Peripherie der Hütten den Bewohnern kühlen Schatten spenden können. Die Bevölkerung in Bidda soll noch geschickter und fleißiger sein, als in Kano. Ganz besonders sind es schöne Baumwollgewebe und Kupferwaren, die hier angefertigt werden.

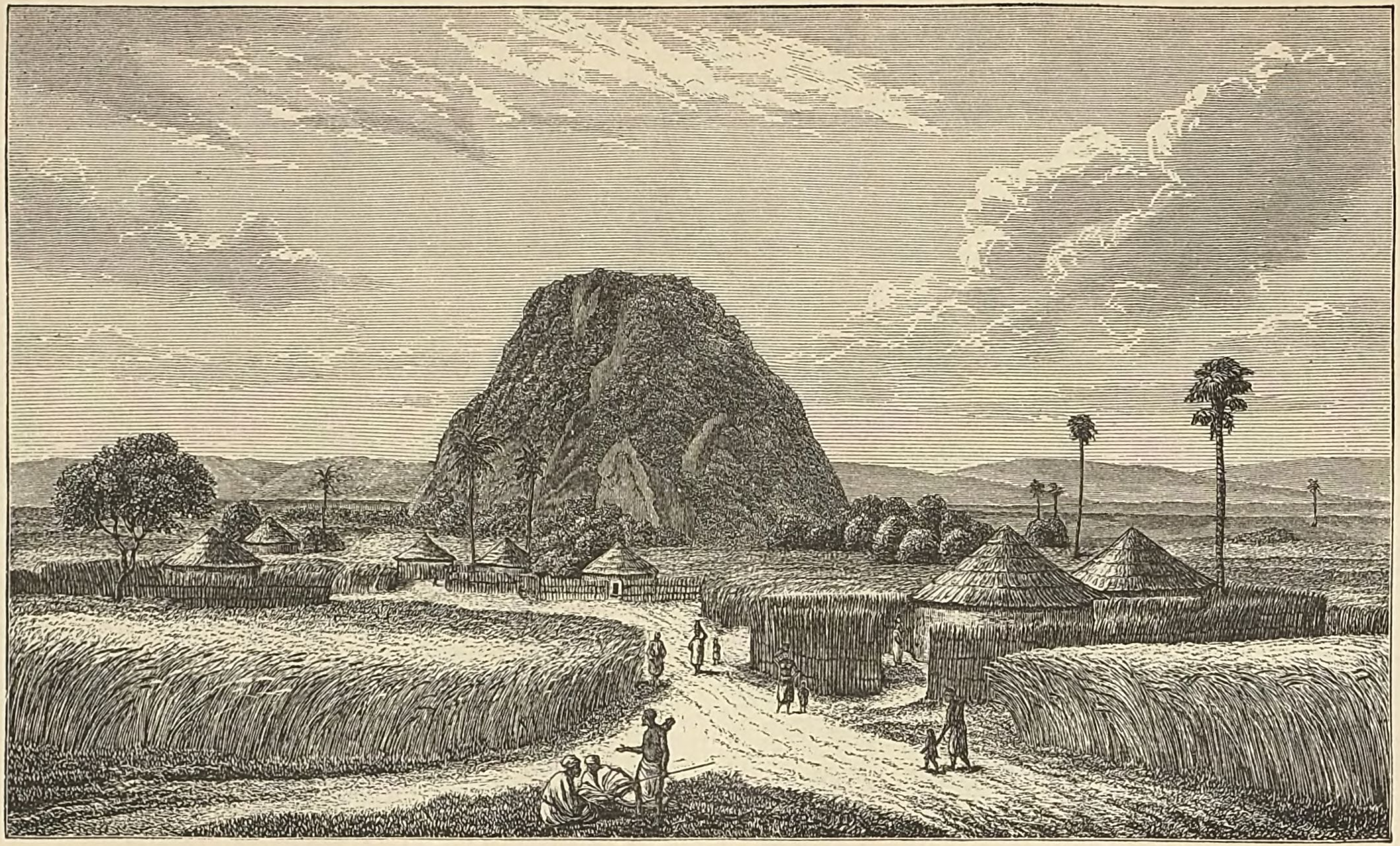
Zu dem großen politischen Komplexe der Felâta-Reiche zählt auch das Benuë-Land, par excellence Âdamaúa[1] (Fúmbina bedeutet „Land des Südens"), dessen Erforschung wir den deutschen Reisenden Dr. Barth und Dr. Vogel verdanken. Heutzutage ist Âdamaúa eine Dependenz von Sókotō und uns nur in den nördlichen Teilen besser bekannt. Im Norden grenzt sie an die Bornuaner Landschaft Margi, wird von dem Strompaare Benuë und Paro bewässert und ist mit eigentümlichen, kuppenförmigen Bergmassen erfüllt, namentlich an seiner West- und Südseite. Staatlich ist es ein muhammedanisches Königreich, auf eine mannigfaltige Reihe heidnischer Stämme aufgepfropft, und die Eroberung des kühnen und fanatischen Púlō-Häuptlings Adama. Die Hauptstadt dieses Reiches ist Jola. Âdamaúa ist ein ganz neuer Name, wie Dr. Barth schreibt, der dem Lande zu Ehren des Mallem Adama, des Vaters des Statthalters, der zu Barths Zeiten lebte, gegeben wurde. Dieser unternehmende Heerführer hat zur Zeit des Sultans Bello, von welchem Denham und Clapperton so viele Nachrichten nach Europa gebracht, also zu Anfang des 19. Jahrhunderts, dieses Reich auf den Trümmern mehrerer kleinerer heidnischen Königreiche, deren bedeutendstes Kokomi war, begründet. Gewiß ist der Name Âdamaúa nicht gleichbedeutend mit Fúmbina, indem es im eigentlichen Sinne diejenigen Teile des Landes begreift, welche wirklich unterworfen und gewissermaßen kolonisiert sind. Auch der Name der Frau des glücklichen Eroberers des Landes soll, wie im Lande erzählt wird, Adama gelautet haben und so Âdamaúa das Land der beiden Adama sein.

„Das ganze Land Fúmbina," schreibt Barth, „insofern es mit dem Begriffe Âdamaúa zusammenfällt, bildet ein schiefes, unregelmäßiges Parallelogramm, das wie ein Keil zwischen die umliegenden Länder geschoben ist,

[1] Dr. Nachtigal schreibt den Namen des Landes „Adamâwa". Wir schließen uns der von G. A. Krause gebrauchten Schreibung und Sprechweise an. Die Diskrepanz in der Aussprache afrikanischer Namen ist eine sehr große; jeder Tag bringt uns Berichtigungen; oft sind die afrikanischen Lautgruppen durch unsere gar nicht wiederzugeben, und in vielen Fällen spielt das individuelle Gehör der Reisenden eine große Rolle. Máſſina (Maſſeña) wurde mit der Zeit auf diese Art zu Moáſſina, Monbuttu zu Mangbattu.

mit der rastlosen Tendenz, sich stets weiter auszudehnen. So eingeschoben, erstreckt es sich zwischen Hamárrua, Bautschi, Bórnū, Logon, Bāgírmi und einer Menge kleiner Heidenstaaten im Süden bis nach dem zerfallenen Königreiche Kororofa im Westen. In seiner größten Länge, d. h. von Südwest nach Nordost, zwischen Tibati und Fette, dehnt es sich mehr als 200 Meilen aus, wogegen seine Breite in der Richtung von Nordwest nach Südost wohl nie über 60—80, gewöhnlich kaum 60 Meilen beträgt. Das so eingeschobene Gebiet ist aber noch weit entfernt, von den muhammedanischen Eindringlingen, den Fúlbē, ganz und gar erobert zu sein. Denn im allgemeinen sind letztere nur im Besitze vereinzelter Niederlassungen, während das dazwischen liegende Land, besonders aber die gebirgigen Landschaften, noch in den Händen der Heiden sind. Dies ist der eigentümliche und höchst schwierige Zustand des Landes, daß ein nie rastender Krieg geführt wird. Wenn aber das angedeutete Gebiet noch nicht ganz unterjocht ist, so haben dagegen die Eroberer an vielen Stellen ihre Waffen bis in viel größere Ferne getragen und viel weiter hinausgeschobene Landschaften in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis gezogen. Während z. B. das Land zwischen Jola und Hamárrua gänzlich unabhängig und von einer heidnischen Nation mit sehr kriegerischer Gesinnung bevölkert ist, scheint der am vollständigsten unterworfene Landesteil das Gebiet zwischen Wándala oder Mándara und dem Musgu-Lande zu sein, wo die neuen Ansiedelungen der Eroberer allem Anscheine nach sehr dicht liegen und gut bevölkert sind."

Sicherlich ist, bestätigt Barth, Âdamaúa eines der schönsten Länder Centralafrikas (s. Tonbild), befruchtet von einer Anzahl bedeutender Gewässer, unter denen der Benuë und Paro die ansehnlichsten sind, und von einer mannigfaltigen Gestaltung von Hügel und Thal belebt. Im allgemeinen ist das Land flach, indem es von 256—288 m Erhebung im mittlern Laufe des Benuë im Süden zu wohl 480 m oder mehr ansteigt. Einzelne Hügelketten oder ausgedehnte Berggruppen unterbrechen die Fläche, aber soweit Barth im stande war, es zu ergründen, ist nicht ein einziges Beispiel von größeren Gebirgsmassen bekannt. Der Berg Alantika wird als die massenhafteste und höchste Bergerhebung im Lande angesehen; dieser ist aber ein gänzlich abgesonderter Berg mit höchstens 50 Meilen Umfang und nicht mehr als 2700 m über die Ebene erhoben, von der er emporsteigt. „Obgleich," bemerkt Barth, „die Verschiedenheit der Erhebung der Oberfläche des Landes nicht groß ist, so ist doch die Natur der verschiedenen Distrikte mannigfaltiger Art. So soll in Tschamba, wohl gewiß infolge der Nachbarschaft des Berges Alantika, an dem die Regenwolken ihr Wasser lassen, die Regenzeit schon im Januar beginnen, so daß Ende April oder Anfang Mai die erste Saat schon reif ist, während in Jola und im Lande im allgemeinen die Regenzeit selten vor März eintritt." Im Süden ist das Land vulkanischer Natur (Mendîf).



Landschaft in Àdamaúa. (Nach Dr. Heinr. Barth.)

Das Land liefert nach den mehr oder weniger ergiebigen Distrikten verschiedene Produkte. Am allgemeinsten wird Sorghum gebaut. Während manche Landschaften nichts als Brotwurzel (Rogo), die allgemeine Nahrung des Volkes, hervorbringen, so daß das Fleisch ungeheuer teuer ist, sind andere wieder gesegneter. Sonst wird Arachis, Baumwolle, Indigo gebaut. In den östlichen Landesteilen soll der Reis gänzlich fehlen. An Pflanzen gedeihen Bananen, Sterculeen, Adansonien, Palmenarten. Dattelpalmen und Butterbäume sind selten, während in den südlichen Distrikten besonders allgemein die Platane vorkommt. Unter der Tierwelt ragt der Elefant besonders hervor, und zwar soll nicht allein die schwarze, sondern auch die gelbe Species vorkommen. Sonst jagt man das Rhinoceros, Leoparden; Hyänen sind häufig, dagegen der Löwe selten. Unter den Vögeln ist Âdamaúa reich an Papageien. Die Flüsse sind voll von Krokodilen und Flußpferden. Von den zahmen Tieren ist das Rind von den Fúlbē eingeführt worden und gedeiht ziemlich, desgleichen das Pferd.

Die Herren des Landes sind, wie schon erwähnt, die Felâta, und ihre Häuptlinge üben die Herrschaft über die zerstreuten Niederlassungen aus. So giebt es größere Ortschaften oder Städte, wo eine zahlreiche Schar dieser Eindringlinge um einen mächtigen Häuptling sich angesiedelt hat, dann Sitze kleiner Unterhäuptlinge, Landbaudörfer und Sklavendörfer, wo ausschließlich Sklaven unter der Aufsicht eines Obersklaven wohnen. „Es ist von eigentümlichem Interesse," schreibt Barth, „diese Eroberer zu Kolonisten auf die Weise stets fortschreiten zu sehen, daß sie zerstören und wieder aufbauen, ganze Strecken Landes verwüsten, um sie auf ihre eigene Weise nachher wieder zu bebauen. Was dabei an Bevölkerung und menschlichem Lebensglück zu Grunde geht, wird an politischer Einheit gewonnen, und es kann niemand leugnen, daß durch diese muhammedanischen Eroberer die einzelnen Landschaften sich mehr miteinander vereinigen und größern Verkehr erschließen. Dennoch sind die Felâta in Âdamaúa, obgleich im Besitze einer großen Herrschaft, Viehzüchter geblieben. Rinderherden bilden nebst Sklaven ihren Hauptreichtum." Von Industrie wissen sie, wie Barth sich ausdrückt, noch gar nichts und kann von einem Handelsverkehre bei ihnen natürlich keine Rede sein. Dafür aber findet man bei ihnen jene patriarchalische Reinheit und Einfachheit der Sitten, die man in den großen, von ihnen eroberten Verkehrsstätten Haússās vergeblich sucht. Sie sind ein rüstiges, an Strapazen gewöhntes Volk, wenn sie auch an Mut dem Europäer weit nachstehen. In ihrem religiösen Bewußtsein folgen sie dem Triebe der Eroberung im Sudân. Dr. Barth gab der Überzeugung Ausdruck, daß bei der Mehrzahl der Fúlbē in Âdamaúa das religiöse Bewußtsein noch immer stärker sei als die Gewinnlust, und daß sie sich nicht allein für berechtigt, sondern für verpflichtet halten, ihre Herrschaft stets mehr und mehr auszubreiten. Daß sie sich dabei wenig

bemühen, den unterjochten Stämmen die Grundsätze und die Vorteile des Islâm mitzuteilen, ist allerdings wahr genug. Immerhin, bemerkt Barth, ist es höchst eigentümlich, den Glauben und die Wissenschaft der Araber auf diese Weise im Herzen Afrikas stets neue Eroberungen machen zu sehen, während in den ursprünglichen Sitzen desselben das ganze Leben stagniert.

Bei den Felâta selbst fand Barth einige Bildung und Kenntnis des Korans und anderer Hauptbücher des Islâm, ferner, wie er sagt, eine ganz hübsche Kenntnis der arabischen Schriftsprache bei den Vornehmeren unter ihnen. Obgleich natürlich keine Schulen existieren, gebe es in den einzelnen Ortschaften einen oder den andern gelehrten Mann, an den sich die lernbegierigen jungen Leute wenden, um bei ihm zu lesen, und je größer der Mangel an andern Büchern sei, desto lebendiger sei die Erfassung des einen ihnen zugänglichen Buches, dessen großartige poetische Sprache sie in ihren Wildnissen um so tiefer ergreife. „Hier träumen sie an den Ufern des Benuë und Faro, des Majo Nelbi und Majo Kelti, und wie alle die vielen Zuflüsse heißen, von dem heiligen Hause in Mekka und schauen mit Verachtung auf die nackten, schon durch ihre dunklere Hautfarbe und ihre mehr tierischen Züge von ihnen geschiedenen Eingeborenen hinab.“ Die Nahrung der Fúlbē ist einfach und sie haben wenig Bedürfnisse. Das Familienleben ist ein patriarchalisches, und bemerkenswert ist, daß sich die Fúlbē von Âdamaúa des Tabakrauchens und der berauschenden Getränke enthalten, während die Unterworfenen hierin schwelgen.

Unter den Eingeborenen ist der Stamm der Batta in Âdamaúa der am zahlreichsten vertretene. Diese zerfallen in mehrere größere und kleinere Stämme, die zum Teile auch abweichende Dialekte reden, und hatten vor dem Eindringen der Felâta die Herrschaft im Lande inne. Die Batta zeichnen sich durch regelmäßigen Körperbau, wenig aufgeworfene Lippen und überhaupt durch Regelmäßigkeit der Züge aus. Sie bewohnen nicht allein das Land am mittlern Laufe des Benuë und den Faro entlang bis weit hinaus südlich vom Alantika und nördlich von diesen Flüssen bis zu den südlichen Grenzen von Bórnū. Den Batta zunächst stehen die Fali, die zwischen dem obern Laufe des Benuë und den südlichen Provinzen Bāgírmis angesiedelt sind und ebenfalls in viele Unterabteilungen zerfallen; dann folgen die Mbum, die südwestlich von den Fali wohnen, die Jangere, Baia u. a. m. Die meisten der Negerstämme Âdamaúas sprechen eigene Sprachen und es ist gerade Âdamaúa ein großartiges Feld für die künftigen Linguisten.

In keinem Lande, versichert Barth, bestehe die Sklaverei in größerem Maßstabe, als in Âdamaúa. Es finden sich daselbst viele Privatleute, die mehr als 1000 Sklaven besitzen, denn die Neger der unterworfenen Stämme zählen nichts weiter zu ihrem Eigentum, als ihren Leib. Die Sklaven sind in ganzen Sklavendörfern angesiedelt und die Hauptsklaven der Statthalter

im Lande haben wieder mehrere Hunderte von Sklaven unter ihrem Befehle, mit denen sie gelegentlich Raubzüge zum Besten ihrer Herren unternehmen. Die Statthalter erheben jährlich den Tribut von den Provinzen in vielen Tausenden von Sklaven.

Jola, die Hauptstadt des Landes, ist eine ganz neue Ansiedlung und, wie Barth berichtet, so benannt nach einem gleichnamigen Quartiere Kanos. Die frühere Hauptstadt des Landes war Gurin. Jola liegt in einer sumpfigen Ebene und wird auf der Nordseite von einem toten Arme des Benuë begrenzt, der zur Zeit der Überschwemmung bis in die Quartiere der Stadt hineintritt. Die Stadt ist von Ost nach West an drei Meilen lang, besteht aus einzelnen Gehöften, die, meist groß und geräumig, oft nur eine einzige Hütte enthalten, indem die ganze Fläche während der Regenzeit mit Korn besät wird. Alle Hütten haben, wegen der heftigen Regengüsse, Lehmwände, sind ziemlich hoch, im Innern oft mit großer Sorgfalt aufgeputzt, ja selbst mit Farbenschmuck versehen. In größeren Gehöften, berichtet Barth, wird der Eingang fast immer von einer höhern und geräumigern runden Hütte gebildet, die als tägliches Geschäftszimmer des Mannes gilt, während die inneren Hütten meist niederer und geschützter sind. Nur der Lámedo und seine älteren Brüder haben größere Wohnungen, die mit hohen Lehmmauern eingefaßt sind und außer runden Hütten auch viereckige Thongebäude enthalten. Obgleich Jola so ausgedehnt ist, glaubt Barth demselben nicht mehr als 12 000 Einwohner zuschreiben zu können. Der Stadt fehlt es an aller Industrie. Schmiede-Arbeit ist fast die einzige Kunst, die geübt wird. Der Markt war während Barths Anwesenheit höchst unbedeutend und schlecht versehen; die Gegenstände desselben sind Turkedi, die großen Frauentücher aus Kano, Glasperlen und Salz. Ausfuhrartikel sind Sklaven und Elfenbein.

Andere wichtige Städte, in welchen Feláta-Häuptlinge sich festgesetzt, die sämtlich den Titel Sultan führen, sind Ngaundere und Tibati im Süden, Rei Buba im Osten. Die Landschaften im Süden von Àdamaúa und südlich vom linken Ufer des untern Benuë sind uns noch terra incognita. Bemerkenswert ist, daß Dr. Vogel bei seinem Aufenthalt in den Feláta-Staaten von einem menschenfressenden Volke, den Jem-Jem, erzählen hörte, welches in den südlich von Sókotō und Àdamaúa gelegenen Territorien hausen sollte. Graf de Semellé hat in der That das Vorhandensein der Anthropophagen auf seiner Benuë-Reise nachgewiesen. Dr. Barth war der Ansicht, „Jem-Jem" bedeute „Bösewichter" überhaupt und bezeichne den Inbegriff alles Schlechten. Ein günstiges Prognostikon für die Zukunft stellt den Benuë-Landschaften auf Grund seiner in den Jahren 1881—1883 gemachten Erfahrungen der deutsche Reisende Eduard Flegel. Er behauptet, daß es von großer Bedeutung für den Handel mit den centralen Teilen des Sudân werden müßte, wenn die

Wasser des in den Tsâd-See mündenden Schâri und Lógone von ihrem Laufe abgelenkt und gegen Westen in das Bett des Benuë abgeleitet werden könnten. Der Benuë würde dadurch an Schiffbarkeit bedeutend gewinnen, und eine herrliche Wasserstraße hielte den Weg gegen Osten offen bis in die Gebiete an der Wasserscheide des Nil und Schâri.

Flegel mahnt vor allem die deutschen kommerziellen Kreise, sich aufzuraffen, um auf dem, wie er versichert, gefahrlosesten und billigsten Wege, auf dem Benuë, in reiche Gegenden vorzubringen. In Âdamaúa, dem Centrum der südwestlichen Sudânländer, sei das Klima gesund, die muhammedanische Bevölkerung tolerant, die Bildung der herrschenden Klassen jener von Bórnū und der Haússā-Staaten gleich. Das Land sei reich an guter, gesunder, auch dem Europäer gewohnter zuträglicher Nahrung, als Fleisch, Butter, Milch, Honig, Reis, Weizen, Datteln. Europäische Handelsartikel hätten daselbst einen verhältnismäßig sehr hohen Wert. Elfenbein sei in Hülle und Fülle vorhanden. In Âdamaúa, versichert Flegel, werde, entgegen der allgemeinen Erscheinung in Afrika, jeder Europäer hoch willkommen sein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Anlage von Kolonieen in dem von Flegel so gepriesenen Gebiete vor allem von der Einrichtung einer sichern und regelmäßigen Kommunikation der Nigirländer mit Europa abhängen dürfte. Dann wird Flegels Stimme auch nicht ungehört oder wirkungslos verhallen. Auch sollte für die wissenschaftliche Forschung in diesem Teile Afrikas mehr geschehen als bisher, denn der Pionier der Wissenschaft muß in Afrika allüberall dem Kaufmanne und Praktiker den Weg bahnen.

IV.

Die Tsâd-See-Länder.

Bórnū, Kânem, Bāgírmi, Wadâï.

Um die Senkung des Tsâd-Sees gruppieren sich die Länder Bórnū, Kânem, Bāgírmi und in größerer Entfernung auch Wadâï. Das bedeutendste geographische Objekt in diesem großen Länderkomplex ist unstreitig der Tsâd-See (Fig. 32). Es ist ein Verdienst der deutschen Forscher Dr. Overweg, Barth, Rohlfs und Nachtigal, daß uns dieses gewaltige Seebecken ziemlich gut bekannt ist. Ganz besonders ist es Dr. Nachtigal, der in seinem großen Reisewerke eine treffliche Skizze des Tsâd und seiner Inselbewohner entwirft. Er hatte den See in einem großen nördlichen und südlichen Bogen von Kûka, der Hauptstadt Bórnūs, auf seinen Reisen nach Kânem und Wadâï umwandert, die östlichen Endpunkte beider Touren fast vereinigend. Ihm wollen wir denn auch, als einem zuverlässigen Führer, bei der Betrachtung des großen Gewässers folgen.

Der Name Tsâd bedeutet „große Wasser-Ansammlung"; in der Sprache der Inselbewohner wird der See Kulû genannt. Er liegt ungefähr 244 m über dem Meeresspiegel und sammelt die Abflüsse Bórnūs, Bāgírmis und der Länder im Süden Wadâïs und eines Teiles von Dâr Fûr. „Er nimmt," schreibt Dr. Nachtigal, „die Tiefe einer weiten, flachen Mulde ein, deren Ränder verschieden hoch sind und in verschiedener Entfernung von ihm liegen, und deren Wandungen nicht überall gleichmäßig abfallen. Gegen Norden ist der Abfall gleichmäßiger und wird nur durch die Thalniederungen von Egeï und Bodelê gestört. Gegen Osten treten Bodenerhebungen auf, die die centralen Wasserabflüsse Wadâïs verhindern, sich mit den Wassern des Schâri zu vereinigen. Im Süden steigt das Land in weiterer Entfernung gegen den Benuë gleichfalls, im Südosten steigt es sehr allmählich an. Der See hat die Gestalt eines unregelmäßig geformten Dreiecks mit einer nach Nordwesten gerichteten abgerundeten Spitze und einer nach Südosten gekehrten Grundlinie. Die Breite beträgt in gerader Linie etwa 230—240 km, die Grundlinie 170 km. Der Flächeninhalt beträgt demnach etwa 27 000 qkm. Der See hat also beinahe die Größe der Insel

Sicilien. Die Oberfläche zeigt nicht überall offenes Wasser, sondern besteht zum dritten Teile aus einem von zahlreichen bewohnten Inseln gebildeten

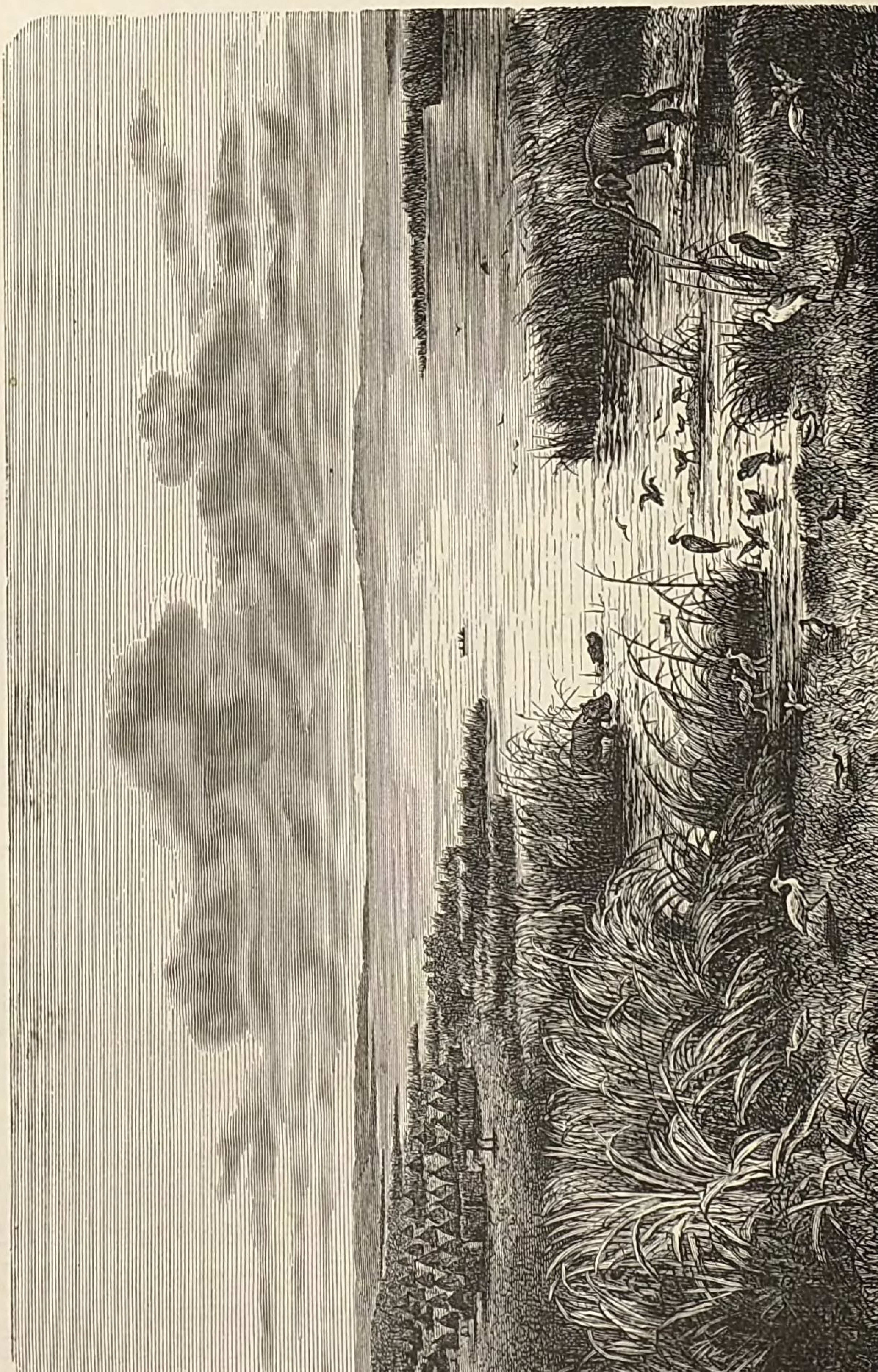


Fig. 32. Der Tsâd bei Ngigmi.

Archipel. Dies gilt hauptsächlich vom östlichen Teile des Sees. Aber auch der westliche, wo das offene Wasser vorwiegt, bietet zum großen Teile

von flachen Ufern begrenzte Inselstreifen. Infolge seiner Lage in dem Gebiete der Sommerregen trägt der größte Teil seiner Umgebung den steppenartigen Charakter, der die nördlichen Teile dieser Zone in Afrika kennzeichnet. Nur die Ufer des Wasserbeckens sind mit reicher Fülle tropischer Vegetation bedeckt. Der See liegt im Bereiche des Passats, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft an demselben ist ein sehr großer. Gegen Nordosten, also gegen Kânem zu, werden die Grenzen des Sees lagunenartig; die netzartig verzweigten Wasserzüge versiegen zeitweilig ganz, zeitweise überschwemmen sie die sonst trockenen Uferumrandungen. Ebenso verhält es sich zwischen der Einmündung des Schâri und dem Ausfluß des Bahr el-Ghazâl. Das flache Westufer des Sees wird in der zweiten Hälfte der Regenzeit zu einem Sumpflande, so daß die Bewohner vieler Ortschaften an dem Westufer zu dieser Zeit nur in Booten miteinander verkehren können. Auf diese Art ist also die Uferumrandung des Sees eine sehr variable, und nur durch jahrelange Beobachtung der Wasserschwankungen des Sees könnte eine befriedigende Festlegung seiner Ufer möglich werden."

Zuflüsse empfängt der See vom Westen, Süden und Südosten. Von Osten würden ihn, meint Nachtigal, die Wasserabflüsse des centralen Wadâï, welche der Batha sammelt, erreichen, wenn dieser nicht durch Erhebungen, welche östlich vom Tsâd den Grund der Mulde uneben machen und auch den nur periodisch fließenden Bahr el-Ghazâl in eine nordöstliche Richtung drängen, gezwungen würde, in einem, wenn auch viel kleinern See, dem Fitri, zu endigen. Im Westen mündet in den Tsâd der Komadugu Joobê, der in den östlichen Haússâ-Staaten entspringt und einen Lauf von circa 600 km hat. In seinem Unterlaufe ist er ziemlich breit (80 m), bildet aber nur für kurze Zeit im Jahre einen ansehnlichen Strom, der mit Fahrzeugen überschritten werden muß. Im südwestlichen Teil mündet der aus der Landschaft Margi kommende Komadugu Mbulu, der viel kleiner ist als der Komadugu Joobê und ein äußerst geringes Gefälle hat. Aus Musgu eilt dem See der Komadugu von Gāmbaru zu, welcher wahrscheinlich ein Arm des Schâri ist. Im Nordosten und Osten von dem Komadugu von Gāmbaru ergießen sich die Arme des Schâri in den Tsâd. Dieselben zweigen sich, schreibt Nachtigal, vom untern Laufe des Schâri ab, nachdem der östliche oder eigentliche Schâri sich bereits mit dem westlichen oder dem Flusse von Logon vereinigt hat, bis auf einen, der aus dem letztern in der Gegend von Kusseri hervorgehen soll. Die Vereinigung der beiden Schâri-Flüsse findet 10—15 km nördlich von Kusseri statt, und der aus ihnen entstandene Strom hat dann noch einen Verlauf von nahezu 80 km in nordwestlicher Richtung bis zu seiner Mündung an der Spitze des Delta. Fast alle Nebenmündungen finden sich auf der Westseite des Hauptstromes; auf der Ostseite zweigen sich nur einige wenige Arme ab, welche in fast gerader Nordrichtung gegen den See hin verlaufen. In

dem östlichen Teile des Südufers, gegen den Ursprung des Bahr el-Ghazâl hin, der selbst nichts anderes als ein ausgetrocknetes Hinterwasser (Ridschel) ist, ist die nächste Umgebung des Sees so flach, daß sich verschiedene derartige Ausbuchtungen in südlicher Richtung in das Land hinein erstrecken. Der Bahr el-Ghazâl selbst verläuft nach seinem Austritt aus dem Tsâd etwa 50 km in östlicher bis südöstlicher Richtung und nimmt dann allmählich eine nordöstliche Richtung an.

Die Hauptwassermenge des Sees liefert der Schâri, der in der Nähe der Mündung zu der Zeit, als Nachtigal ihn überschritt (März), 800 m breit war und eine Strömung von 4 km in der Stunde, 1 m in der Sekunde, hatte. Über die Wassermassen, die der Schâri dem See zuführt, sind wir natürlich nur sehr unzulänglich unterrichtet. Nachtigal schätzt sie auf jährliche 60 ckm; die Wasserzufuhr der übrigen Flüsse schätzt der genannte Gelehrte auf etwa 10 ckm.

Besondere Aufmerksamkeit verdient der Bahr el-Ghazâl. Nach der Tradition seiner Anwohner soll der eigentümliche Austrocknungsprozeß dieses Flusses erst in jüngster Zeit vollendet sein. Bis vor wenigen Generationen stand sein Bett ohne Zweifel noch unter Wasser. Nachtigal meint, daß es schwerlich jemals ein offenes Flußbett gewesen sei, sondern ein weites, flaches, mehr oder weniger mit Vegetation bedecktes Thal von geringer Neigung nach Nordosten, mit unebenem Grunde und zahlreichen Seitenverzweigungen, das nur bei ausgiebiger Füllung des Tsâd das Wasser desselben sichtlich nach Nordosten zu führen vermochte. Übrigens füllt sich der Bahr el-Ghazâl auch gegenwärtig noch in regenreichen Jahren mehrere Kilometer weit, so daß die Anwohner sagen, er werde, wie früher, wieder Wasser nach Bodelê führen.

Eine merkwürdige Eigenschaft des Sees ist die süße Beschaffenheit seines Wassers. Bilden ja doch alle Flüsse, die in Binnenseebecken münden, diese allmählich zu Salzseebecken um. Doch der Tsâd hat, wie Nachtigal und Barth übereinstimmend angeben, ganz süßes Wasser, so süß wie Wasser nur sein kann. Freilich, fügen die Forscher hinzu, komme der Schâri aus Gegenden, die kein Salz enthalten, und dieser Strom ist es eben, der dem Tsâd die meiste Wassermasse zuführt. Nachtigal meint, das Auffällige der Sache, daß der Salzgehalt des Tsâd-Wassers durch den Geschmack sich nicht nachweisen lasse, ließe sich vielleicht durch den Umstand erklären, daß die Wasserverhältnisse des Tsâd noch keinen einigermaßen ständigen Charakter angenommen haben.

Die zahlreichen Inseln des Tsâd werden von einem besondern Stamme, den Buduma oder Jedina bewohnt, dann von den Kalea oder Kuri, endlich auch von Bruchteilen der Kânembu-, Schoa-, Kânūri-, Dâsa- und Bulala-Stämme, welche aus den am östlichen Umfange des Tsâd gelegenen Landstrichen allmählich auf die Inseln gedrängt worden sind oder sich periodisch

auf dieselben zurückziehen. Der Inseln mögen ungefähr einhundert sein, von denen etwa zwei Drittel bewohnt sind und zusammen eine Bevölkerung von circa 12—15 000 Menschen haben. Einige der Inseln sind bewaldet, andere werden nur in der trockenen Zeit des Jahres als Weideplätze besucht.

Der bedeutendste und älteste Staat unter den Tsâd-See-Ländern ist ohne Zweifel Bórnū[1]. Dr. Nachtigal hat uns die Verhältnisse dieses Tsâd-Reiches auf das eingehendste beschrieben. Seine Daten, dann die der englischen Expedition unter Denham, jener unter Barth, sowie auch die Daten Gerhard Rohlfs' sind danach angethan, uns ein klares Bild von Land und Leuten in Bórnū zu entwerfen, und mit Recht kann man behaupten, daß dieses Tsâd-Reich eines der uns bekanntesten Territorien Afrikas ist.

Begrenzt ist Bórnū im Norden von Steppen der Sáharā, die von Tebu und Tuârek durchschwärmt werden, im Osten vom Tsâd und Schâri, im Süden von dem Felâta-Reiche Âdamaúa und dem Gebiete der heidnischen Stämme der Babir und Musgu, im Westen von den Haússā-Staaten. Die Grenzen sind in den seltensten Fällen natürliche, meist willkürliche und infolgedessen auch häufig wechselnde, namentlich in der Gegend, wo unabhängige heidnische Stämme an das Bórnū-Territorium stoßen. Dr. Nachtigal schätzt den Flächeninhalt des Bórnū-Reiches auf 150 000 qkm. Bemerkt sei hierbei, daß das in politischer Abhängigkeit zu Bórnū stehende Kânem nicht mitgerechnet ist, welches ja ohnedies für sich ein eigenes geographisches und staatliches Ganze bildet.

„Das Land ist," schreibt Nachtigal, „mit Ausnahme der Grenzprovinzen im Nordwesten, Westen und Süden, durchaus eben. In den Provinzen Munio und Sinder sind einige Berggruppen, die sich bis zu 1000 m erheben; auch im Margi- und Mándara-Lande finden sich einzelne Erhebungen von ca. 1000 m Meereshöhe. Der Kern des Landes ist so eben, daß die Flüsse in der trockenen Jahreszeit wegen des äußerst geringen Gefälles entweder nur einzelne Tümpel bilden, so daß man oft gar nicht unterscheiden kann, wenn sie fließendes Wasser enthalten oder nach welcher Richtung sie strömen. Kleinere, sich in die Flüsse ergießende Rinnsale kommen im Lande wegen seiner außerordentlichen Flachheit gar nicht zur Ausbildung. Im nördlichen Teile des Landes waltet der Steppencharakter vor; auf dem der Wüste zugekehrten Rande dieses Gebietes gedeiht auch die Dattelpalme. Da von der Sáharā her nicht selten Horden räuberischer Tuâreks das Land heimsuchen, finden sich nur spärlich menschliche Ansiedlungen. Das Steppengebiet bildet den Tummelplatz zahlreicher Straußen-, Giraffen- und Gazellen-Rudel." Im Kernlande Bórnū, also zwischen dem 11. und 13.° nördl. Breite, bewahrt die Landschaft fern vom Tsâd und

[1] Bornû schreibt und spricht Dr. Nachtigal den Namen des Landes, während Dr. Barth Bórnu, Krause Bórnū verzeichnen.

seinen Zuflüssen im allgemeinen denselben Charakter. Doch wird sie üppiger und schmückt sich hie und da mit neuen Baumtypen. Die Adansonien, Delebpalmen und andere Gewächse treten auf und das Land ist reichlich bewässert. „In den perennierenden Flüssen und ihren Hinterwässern," schreibt Nachtigal, „wimmelt es von Hippopotamen, in den Uferwaldungen von Schweinen und Büffeln und die ganze Gegend ist ein Paradies für Wasservögel, unter denen fremdartige Reiher, Löffelgänse, Enten, schwarze Störche und große Herden stolzer Kronenstrauße eine durch ihre Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit in Form und Farbe entzückende Staffage der Landschaft bilden. Die Häufigkeit der Ortschaften und die Thätigkeit des Menschen in Feld und Flur lassen zwar hier die größern Raubtiere nicht so zahlreich werden als im dünner bevölkerten Norden, doch fehlen Löwen, Leoparden, Luchse und Hyänen nicht. Auch das Insektenleben ist ein rühriges und namentlich sind die Termitenbauten von gigantischen Formen. Mit dem Beginne der Regenzeit nimmt das Gewürme derartig überhand, daß es die Vorräte und Kulturbestände der Menschen angreift und verzehrt, diesen aber hinwieder zum Schlusse zur Nahrung dient. Am Südrand des Reiches wechseln dichte Waldungen mit üppigen Graswiesen, auf denen sich das bunteste Tierleben entfaltet."

Das Jahr zerfällt in Bórnū in drei Jahreszeiten: die Regenzeit (Ningelli), welche Juni, Juli, August und September umfaßt; die kühle Jahreszeit (Binem), mit Oktober, November, Dezember und Januar, und die warme Zeit (Bê), zu welcher die übrigen Monate gehören. Diese drei Jahreszeiten sind nicht streng voneinander geschieden, sondern haben Übergangsstadien. Die eigentliche Regenzeit beginnt in der zweiten Hälfte des Juni. Sie ist diejenige Zeit, die man nach unsern Begriffen Frühling nennen könnte. In der Regenzeit verjüngt sich die Natur und das Leben der Pflanzenwelt entfaltet sich mit unvergleichlicher Pracht. „Dann wachsen, blühen und reifen," schreibt Nachtigal, „die Gräser, Kräuter und Sträucher und Bäume der Wildnis, dann wird geackert und gesäet und fast alle Bodenfrüchte können mit Ablauf dieser segenspendenden Zeit geerntet werden. In dieser allein haben die Haustiere den Genuß frischer Gräser und auch nur für kurze Zeit, denn schon mit den seltener werdenden Regenfällen des September beginnt diese Vegetation trotz des relativ beträchtlichen Gehaltes der Atmosphäre an Wasserdampf unter den verzehrenden Strahlen der Sonne zu ersterben. Sobald dann die Niederschläge gänzlich aufgehört haben, beginnt die Verdunstung des gefallenen Regenwassers; doch wird der Boden in der Umgegend des Tsâd immer mehr und mehr mit Wasser durchtränkt, welcher Umstand heftige Sumpf- oder Malaria-Fieber erzeugt. Der intensive Feuchtigkeitsgehalt der Luft bewirkt, daß die Bewohner dieses Teiles des Sudân keineswegs die Elasticität ihrer Wüstennachbarn besitzen, vielmehr zur Beleibtheit, Fettbildung und einer gewissen Schwerfälligkeit geneigt sind."

„Bórnū ist," fährt Nachtigal fort, „im ganzen genommen, in der günstigen Zeit des Jahres ein Land von großer Schönheit und übertrifft durch Reichtum an Bodenerzeugnissen, durch Fülle von Tierleben seine östlichen Nachbarländer. Durch die Thätigkeit des Menschen ist ein großer Teil des Landes in Fruchtfelder und Gärten verwandelt, die in anmutigster Weise von Herden kraftstrotzender Haustiere belebt werden. Es giebt sehr viele tropische Länder, in denen durch mächtige Ströme und Wechsel von Berg und Thal die Natur gewaltiger und reicher, die Schönheit großartiger erscheint, in denen die Vegetation üppiger und der Boden fruchtbarer sein mag, doch in Innerafrika kaum ein Land, in dem eine den reichen Kräften des Bodens entsprechende Bethätigung des Menschen ein wohlthuenderes Bild gedeihlicher Entwicklung entfaltet hat. Die meisten Gegenden der Tropen, deren Schönheit den Naturfreund zu staunender Bewunderung hinreißen, deren reiche Naturschätze für Mensch und Tier ein Leben des Friedens und der Glückseligkeit bedingen sollten, sind der Tummelplatz wilder Tiere und wilderer Menschen, die inmitten reichster Fülle einen Vernichtungskampf gegeneinander führen, wie wenn der äußerste Mangel ihnen einen unerbittlichen Kampf um die Existenz aufzwänge. Der Reisende, anfangs bezaubert von der geheimnisvollen Jungfräulichkeit einer untergeordneten Naturkraft, entzückt von einer ungeahnten Mannigfaltigkeit der Formenschönheit und Farbenpracht, voll enthusiastischer Hoffnung auf die reichen Schätze, welche der Erschließung harren, empfindet bald inmitten dieser verschwenderisch ausgestatteten Welt ein Gefühl von Öde und Trauer über das Schicksal, welches derselben bestimmt zu sein scheint. Bórnū hat vor den meisten ähnlich gelegenen Ländern den Vorzug einer friedlichen, harmlosen, thätigen Bevölkerung, welche sich bei der durch den natürlichen Reichtum des Landes bedingten Mühelosigkeit des Erwerbes der notwendigen Lebensbedürfnisse Leichtlebigkeit und Sorglosigkeit bewahrt hat und deren natürliche Intelligenz, Beweglichkeit und Strebsamkeit freilich noch weit von dem wünschenswerten Grade ihrer Entwicklung und Bethätigung entfernt geblieben, aber doch durch die frühzeitigen Segnungen einer höhern Civilisation und geordneten Staatenbildung in verhältnismäßig günstige Bahnen gelenkt worden ist."

Der vorherrschende Teil der Bevölkerung sind gegenwärtig die Kânūri. Der Name des Volkes wird von diesem selbst von dem arabischen Worte „nûr" (Licht) und dem kräftigen „K", das substantivbildend ist, hergeleitet, und würde demnach soviel bedeuten als „Leute des Lichts". Es mag wohl zunächst in diesem Sinne jene Leute bedeutet haben, welche das Licht des Islâm in die Nacht des Heidentums trugen. Einen ursprünglichen Stamm Kânūri giebt es, wie Nachtigal uns lehrt, nicht, sondern nur ein Mischvolk. Eine einheitliche Nation Kânūri konnte oder kann sich, meint er, erst durch gründliche Verschmelzung der konstituierenden Elemente

(Kânembu, Tebu u. a.), durch eine gemeinsame Geschichte und ein politisches Band allmählich herausbilden. Der Stamm der Magomi lieferte die Beherrscher des Landes; andere Stämme, welche zu den Kânūri verschmolzen, sind die Ngalma Dukko, die Kai, Tomaghera, Kuburi, Ngallaga, Kawa u. a. m. Wo die Kânūri in reger Mischung untereinander sich über das Land ausdehnten, wurden sie, berichtet Nachtigal, durchaus gleichartig in Sprache, Lebensweise und Sitten; nur diejenigen, welche einigermaßen geschlossen größere Bezirke bevölkerten, konnten gewisse Eigentümlichkeiten bewahren und ausbilden. Ein weiteres Element, das sich mit dieser Volksgruppe beständig vermischt, sind die unterworfenen Völker. Selbstverständlich tragen die Individuen eines solchen Mischvolkes, wie es die Kânūri sind, die physischen Merkmale ihrer Faktoren deutlich an sich. In physischer Hinsicht ist die Verschmelzung der einzelnen Bestandteile des Bórnū-Volkes nicht vorteilhaft gewesen, denn die Kânūri müssen im Durchschnitt ein häßliches Volk genannt werden. Sie sind mittelgroß, wenig ebenmäßig gebaut, grauschwarz oder rötlichschwarz und weit entfernt von den elastischen und energischen Bewegungen der Tubu und Kânembu. Namentlich die Frauen stehen an körperlicher Schönheit ihren Stammmüttern aus dem Volke der Tubu und Kânembu entschieden nach. Die Kânūri sind außerordentlich stark gebaut, haben eine hoch aufsteigende Stirn, ein breites Gesicht mit dicker, flacher Nase und einen großen, mit blendend weißen Zähnen besetzten Mund. Dem Charakter nach gilt das $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen zählende Volk für gutmütig, furchtsam und indolent und nicht für sehr reinlich. Ihre Sprache ist eine völlig selbständige und hat nur mit der Tubu-Sprache einige Verwandtschaft.

Die Kânūri tragen, erzählt Dr. Nachtigal, das weite arabische, Tobe genannte Gewand, ein weites Beinkleid, rasieren sich einen Teil des Haupthaares, während sie den andern in eine Menge kleiner Zöpfe flechten, die rund um den Kopf herabhängen, erfreuen sich gewöhnlich wirklicher Lederschuhe und sind sehr eitel und auf schöne Kleidung versessen. Sie tragen zwei, drei bis sechs Gewänder, eines über dem andern, trotz der hohen Temperatur, nur um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, und ein Beinkleid umfaßt nicht selten 20 m eines $\frac{1}{2}$ m breiten Stoffes. Aus Eitelkeit sind sie auch hauptsächlich kriegerischen Aufzügen ergeben, bei denen sie in dem entsprechenden Schmucke das Äußerste leisten. Dann figurieren Stahlpanzer und Wollenpanzer bei Menschen und Tieren, mit Messingplatten verzierte wattierte Kopfbedeckungen, der rote Burnus aus schlechtem europäischem Tuche, rote Wollenshawls und Binden, dicke wollene und seidene Schnüre mit Trobbeln und Quasten, an welchen sie das Schwert tragen und ihre zahlreichen Amulette und Talismane hängen, buntseidene Decken, welche, am Sattel befestigt, über das Hinterteil des Pferdes hinaus weit nachschleppen u. s. w. (Fig. 33). Doch an wirklichem Kriege haben sie keine Freude

und lieben die Behaglichkeit und den Genuß über alles. Merkwürdigerweise rauchen sie weder noch schnupfen sie und verschmähen jedes gegorene Ge-

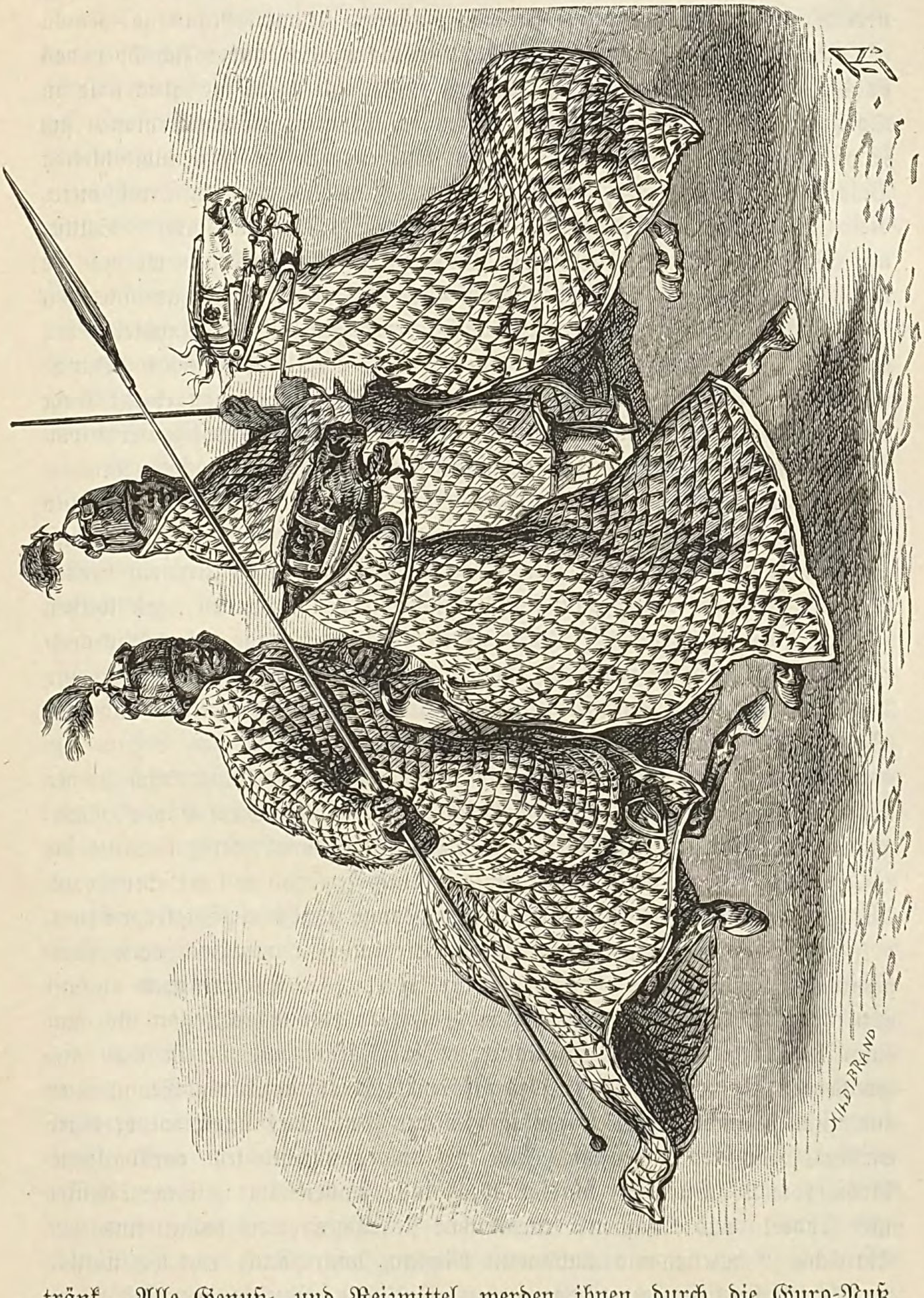


Fig. 33. Reiter aus Bórnū.

tränk. Alle Genuß- und Reizmittel werden ihnen durch die Guro-Nuß ersetzt, und die Leidenschaft für dieselbe ist eine so große, daß, wenn in den

Nigirländern, woher sie eingeführt wird, durch Krieg oder andere Gründe deren Ausfuhr nicht stattfinden kann, und der Artikel sehr teuer ist, sie selbst das, was ihnen sonst am liebsten ist, ihre Pferde und Sklavinnen, verkaufen, um ihres Lieblingsgenusses teilhaftig zu werden.

Sonst sind die Kânūri außerordentlich rührig und unternehmend, soweit es sich mit ihrem Mangel an Mut verträgt, intelligent in ihren Kombinationen, rastlos im Handel. Sie haben eine große Geschicklichkeit, sich Fremdes anzueignen, sind geschickt in Kunstfertigkeiten und das niedere Volk auch recht fleißig. Ihre Wohnungen bestehen entweder in Strohhütten, die mit aus Stroh geflochtenen Umzäunungen eingehegt sind, aus Erdhütten mit Strohdach oder in viereckigen Erdhäusern. Überall bemerkt man in der Einrichtung das Streben nach Behaglichkeit. Die Höfe gewinnen ein freundliches Aussehen durch Bäume, in denen ein heiteres Vogelleben sich entfaltet. Die Hütten sind umringt von Schlinggewächsen aller Art und auf ihren Spitzen thront ein Zierat von Straußeneiern; zu ebener Erde findet man häufig Taubenhäuschen aus Lehm und hier und dort Schattendächer und Ruheplätzchen für den Hausherrn oder vertraute Besucher.

Die Frauen der Kânūri präsentieren sich auf den Straßen und den öffentlichen Plätzen in reichlichem Putze. Ihr Oberkörper ist außer mit Shawls für Hüften und Schultern häufig auch mit einem kurzen Hemdchen verhüllt, das auf seiner ganzen Oberfläche in den buntesten, gefälligsten, eigenartigsten Mustern mit Seide gestickt ist. Sie tragen die Reize ihrer farbenreichen Kleider und ihrer Schmuckgegenstände, die in silbernen Fuß- und Armringen und am Hinterkopfe in einem halbmondförmigen, silbernen Schmuck des Haares bestehen, mit einer großen Koketterie zur Schau. In den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen ertönt allabendlich in den Städten und Dörfern die Musik, welche unter rhythmischem Händeklatschen und nicht ungefälligem Gesange die graziösen, quadrillenartigen Tänze der Jugend begleitet, während die Alten, in den Höfen und auf der Straße auf Matten oder auf der Erde hockend, ihrem Hange zur Geschwätzigkeit fröhnen.

Eine von den wesentlichen Kânūri-Elementen mannigfach verschiedene Völkerschaft bilden die Mákari oder Kótoko. Sie wohnen in der gleichnamigen Bórnū-Provinz und in dem Vasallenländchen Logon und sind nahe Verwandte der Tsâd-Insulaner. Die Mákari sollen in Bórnū eingewandert sein, zeichnen sich in physischer Beziehung durch plumpe, in ihrer sumpfigen Gegend zur Fettbildung geneigte Gestalten, durch wenig regelmäßige Gesichtsbildung und durch eine im allgemeinen sehr dunkle Hautfärbung aus. Sie sind, schreibt Nachtigal, schwerfällig in ihrem Denken und Thun, doch emsig und nicht ohne Intelligenz und haben einen im Vergleich zu den ihnen benachbarten Musgu hohen Grad von Civilisation erreicht. Wenn sie den Anstoß dazu von den frühzeitig dem Islâm gewonnenen Kânūri erhalten haben, so tragen doch ihre Erzeugnisse einen

sehr eigentümlichen Charakter, der einer gewissen Großartigkeit nicht entbehrt. Sie haben also mindestens die von außen empfangenen Ideen eigenartig zu gestalten gewußt. Mit Fleiß widmen sich die Mákari dem Ackerbau, der Industrie und dem Fischfang. Sie bauen vorzugsweise Durra, Mais, Baumwolle, Indigo und verschiedene Gemüse. Ihre Hauptindustrieen sind die Färbekunst, die Matten- und Korbflechterei; auch ihre Fertigkeit, Häuser und Wasserfahrzeuge zu bauen, hat einen verhältnismäßig hohen Grad der Ausbildung erreicht.

„Betritt man," schreibt Dr. Nachtigal, „eine Kótoko-Stadt, so ist alles ganz anders, als man es bei den Bórnū-Leuten zu sehen gewohnt war. Man wird ganz eigentümlich geheimnisvoll berührt von der Solidität, ich möchte sagen Großartigkeit der Gebäude, von dem Ernste und der massiven Erscheinung der Leute, von dem eigentümlichen Charakter des Ganzen. Die Wohnungen bestehen aus Bongos, d. i. runden Hütten aus Thonerde, welche mit halbkugeligen Strohdächern gedeckt sind und sich auf einer Terrasse erheben, wie es in zeitweise der Überschwemmung ausgesetzten Gegenden natürlich ist; oder in großen kastellartigen Bauten mit krenelierten, mächtigen Mauern mit Ecktürmchen und Thüren, welche oben breiter sind als unten; oder aber aus viereckigen, sich nach oben verjüngenden Häusern, welche mit giebelartigen Strohdächern gedeckt sind. Obgleich diese letzteren die Höhe einer obern Etage erreichen, so sieht man doch im Innern bis in den Giebel hinauf. Die imponierendste Art der Wohnungen ist durch die kastellartigen Bauten repräsentiert, welche neben der Solidität auch des Geschmackes nicht entbehren.

„Entsprechend der gewichtigen Erscheinung der Personen und Häuser, lieben die Leute die dunkle Farbe, wie in den Kleidern so in den Häusern. Im Innern der Häuser imponieren die massigen, vierkantigen, sich nach oben etwas verjüngenden Säulen, welche das Dach tragen, und die soliden, etwa 3—4 Fuß hohen Thon-Estraden, auf denen der Hausherr sitzt." Dr. Nachtigal kann den Eindruck einer gut erhaltenen Kótoko-Stadt nur mit dem eigentümlichen, geheimnisvollen Zauber vergleichen, der den Reisenden umgiebt, wenn er sich in die Mitte altägyptischer Bauten versetzt sieht, ohne beide natürlich auch nur im entferntesten in Bezug auf Großartigkeit nebeneinander stellen zu wollen. Wie die Mákari in ihrem Wesen und Charakter schwerfällig, in allen ihren Erzeugnissen solid sind, so entspricht auch die Qualität und Quantität ihrer Nahrung dieser Natur, vor allem die letztere. Dr. Barth hat eine Beschreibung davon geliefert, welche unglaublichen Quantitäten ihm als Mahlzeiten vom Könige von Logon geschickt wurden. Auch Dr. Nachtigal, der sich bei seiner Anwesenheit im Lande der Kótoko der Gunst des Königs nicht zu erfreuen hatte, nennt die Menge und Größe der ihm überschickten Schüsseln ungewöhnlich. Der Fischgenuß beginnt bei den Mákari vorzuwalten, doch befinden sich die Fische gewöhnlich in getrocknetem, widerwärtig duftendem Zustande.

Was den Charakter der Mákari anbelangt, so nennt sie Dr. Nachtigal ernst, zurückhaltend, ceremoniell, argwöhnisch, egoistisch, klug und berechnend. Sie haben etwas Geheimnisvolles, Mystisches an sich, das sie in ganz Bórnū als böser Kräfte und der Zauberei verdächtig macht. Für jeden Bórnū-Mann ist es eine ausgemachte Thatsache, daß jeder Mákari mehr oder weniger in Zauberkünsten erfahren sei und daß sich die meisten nachts in Hyänen verwandeln und das Fleisch der Verstorbenen essen; daß sie mit dem „bösen Blick“ unendlich viel Unheil stiften, daß sie sich unsichtbar machen können u. dgl. Märchen mehr.

Neben diesen zwei großen Völkerschaften bewohnen das Festland von Bórnū noch andere kleine Negerstämme, so die Keribina, die Gamerghu, die Bogen und Pfeil gebrauchenden Manga, die Kerikeri, Babir u. a. m. Auch ein bedeutender Teil der Tubu ist nach und nach im Lande seßhaft geworden, ebenso die Araber, die nirgends im Sudân fehlen und in Bórnū in mehrere Stämme zerfallen (Salâmât, Assâla, Benî Hasen, Chozam, Aulâd Hámed), aber Rinderhirten geworden sind und kaum die Seelenzahl von 100 000 übersteigen. Auch Tuârek und Felâta sind in Bórnū vertreten; erstere sind schon seit Jahrhunderten an der Nordgrenze des Reiches ansässig; letztere haben im 16. Jahrhundert einige Niederlassungen in Bórnū begründet, sind aber zahlreich auch zurückgewandert, resp. zurückgetrieben worden, haben aber dennoch in einigen Gemeinden an der ganzen westlichen und südlichen Peripherie des Reiches sich erhalten.

Besonders interessant für den Ethnographen ist unter den zum Reiche Bórnū gehörigen Völkerschaften der Stamm der Buduma, auch Jedina genannt. Wie Dr. Nachtigal angiebt, sollen die Buduma groß, stark, muskel- und fettreich, ziemlich schwarz von Hautfärbung und den verschiedenen Mákari-Stämmen ähnlich sein. Die Frauen sind schlank und zart. Die Männer tätowieren nur die Augenwinkel mit zwei kurzen Einschnitten, tragen die Kleidung der Bornuaner, wenn sie dieselbe erschwingen können, oder das Lederschurzfell. Bogen und Pfeile scheinen bei ihnen nicht im Gebrauche zu sein, wohl aber drei bis vier Speere, eine Lanze, ein Schild aus Phogu-Holz und ein langer Vorderarmdolch. Die Frauen tragen das Haar in zwei Knäuel gewunden, von denen der eine auf dem Vorderkopfe, der andere auf dem Hinterhaupte die entsprechende Haarpartie vereinigt und welche noch durch Chignons vergrößert werden. Die Ohren sind mit Kupfer- oder Messingringen geschmückt, der Unterarm trägt zahlreiche Spangen aus Metall, deren man oft bis zu zehn Stück findet. An den Füßen finden sich oberhalb der Knöchel gleichfalls solche Spangen. Der Hals ist mit Perlen, Korallen und Kaurimuscheln bedeckt. Die Buduma treiben Rindviehzucht und außerordentlich wenig Industrie. Nur solche Kunstprodukte werden hergestellt, die unabweislichen Bedürfnissen entsprechen,

wie Matten, Körbe, Strickereien aus Dum-Gestrüppe, Boote u. a. m. In Verkehrsbeziehungen stehen die Buduma hauptsächlich zu Kânem. Wiewohl anzunehmen wäre, daß diese Insulaner ein friedliches Leben führten, so ist dieses dennoch nicht der Fall. Vielmehr stehen die Jedina mit ihren Nachbarn in fortwährender kriegerischer Fehde und sind Räuber von außerordentlicher Frechheit. Dem Bekenntnisse nach sind sie Muhammedaner, doch haben sich, wie Dr. Nachtigal berichtet, viele heidnische Gebräuche bei ihnen erhalten, welche oft in höherem Ansehen stehen als der Islâm. So spielen eine heilige Schüssel aus Kürbisschale, ein historischer Stein und ein Stammesschwert eine große Rolle. Die religiösen Ceremonien verrichten eine Art Priester oder Glaubenswächter, welche die genannten Objekte im Gewahrsame halten. Das höchste Ansehen in Bezug auf Machtvollkommenheit genießt ein fabelhaftes Wesen, welches in Gestalt einer Schlange das Wasser des Sees bewohnen soll, also den Geist des Tsâd vorstellt, dessen Rat und Hilfe man bei sehr wichtigen Vorhaben zu erbitten pflegt. Die Polygamie ist üblich und schon vor Einführung des Islâm gang und gäbe gewesen. Die Heiraten werden früh geschlossen, und der weibliche Teil ist meistens noch außerordentlich jung. Ehetrennungen sind nicht ungewöhnlich, ohne daß jedoch die muhammedanische Ehescheidung existiert. Die Eheleute geraten untereinander leicht in Zank und Streit, infolgedessen sie sich dann trennen. Die Totenbestattung findet in der Weise statt, daß man eine 4—5 m tiefe Grube macht und den Toten mit dem Kopfe nach Süden und dem Gesichte nach Osten hineinlegt. Stirbt von ihnen jemand auf dem Festlande, so holen sie seine Leiche in die Heimat; ein auf einer ihrer Inseln verstorbener Fremder aber wird ins Wasser geworfen. Sang und Tanz sind sehr beliebt. Unter dem taktmäßigen Händeklatschen werden nicht unmelodisch im Gesange der Vater, sein Besitz an Booten und Rindern, an Sklaven und Pferden, sein Mut und seine Klugheit verherrlicht, das Lob der Mutter und der Brüder verkündigt und dazu graziöse Körperbewegungen und quadrillenartige Tänze aufgeführt.

Über die Kulturverhältnisse von Bórnū danken wir Dr. Nachtigal vortreffliche Aufschlüsse. „Der Ackerbau," schreibt der ausgezeichnete Forscher, „nimmt einen großen Teil der Zeit in Anspruch. Sobald die ersten Regen fallen, werden die der Kultur bestimmten Felder von Kraut und Strauchwerk und von verdorrtem Grase durch Ausroden und Abbrennen gereinigt, und sobald das Erdreich einigermaßen durch Niederschläge gelockert ist, beginnt die Aussaat. Wenn auch das Feld keiner mühevollen, künstlichen Vorbereitungen bedarf, nicht gepflügt und umgegraben zu werden nötig hat — nur in einigen Gegenden läßt man sich eine oberflächliche Auflockerung des Bodens durch Hacken oder Harken angelegen sein —, so bringen doch die Unzulänglichkeit der ackerbaulichen Instrumente und die

Mannigfaltigkeit der Bodenfrüchte Mühe genug mit sich. Die Hauptsache bleibt natürlich die Kultur des Getreides, vorzugsweise des Duchn und der Durra, welche gleichzeitig gesäet werden, der erstere auf leichtern, die letztere auf schwerern Boden. Zu diesen beiden Hauptgetreidegattungen kommt noch eine Reihe von Bodenfrüchten, wie Baumwolle, Arachis, Sorghum u. s. w. Sobald die Ernte vorüber ist, kommen die häuslichen Arbeiten an die Reihe. Das Feld haben Mann und Frau gemeinsam bestellt; nun obliegt der Frau außerdem die mühsame Bereitung des Öles, das Spinnen der Baumwolle, während das Weben und Nähen Sache der Männer ist. Letztere haben auch die Stricke, Zäume, Packsättel, die Ackerbaugerätschaften herzustellen und schnitzen außerdem Eßschüsseln und Trinkschalen, formen Thongefäße, bereiten Holzkohlen und Salz. Der Frau liegt noch ob die Mehlbereitung, das Kochen, das Melken der Kühe und die etwaige Butterfabrikation. Das Weiden und Füttern des Viehes besorgen die männlichen Sklaven, während die Sklavinnen die Hausfrau bei ihren Geschäften unterstützen.

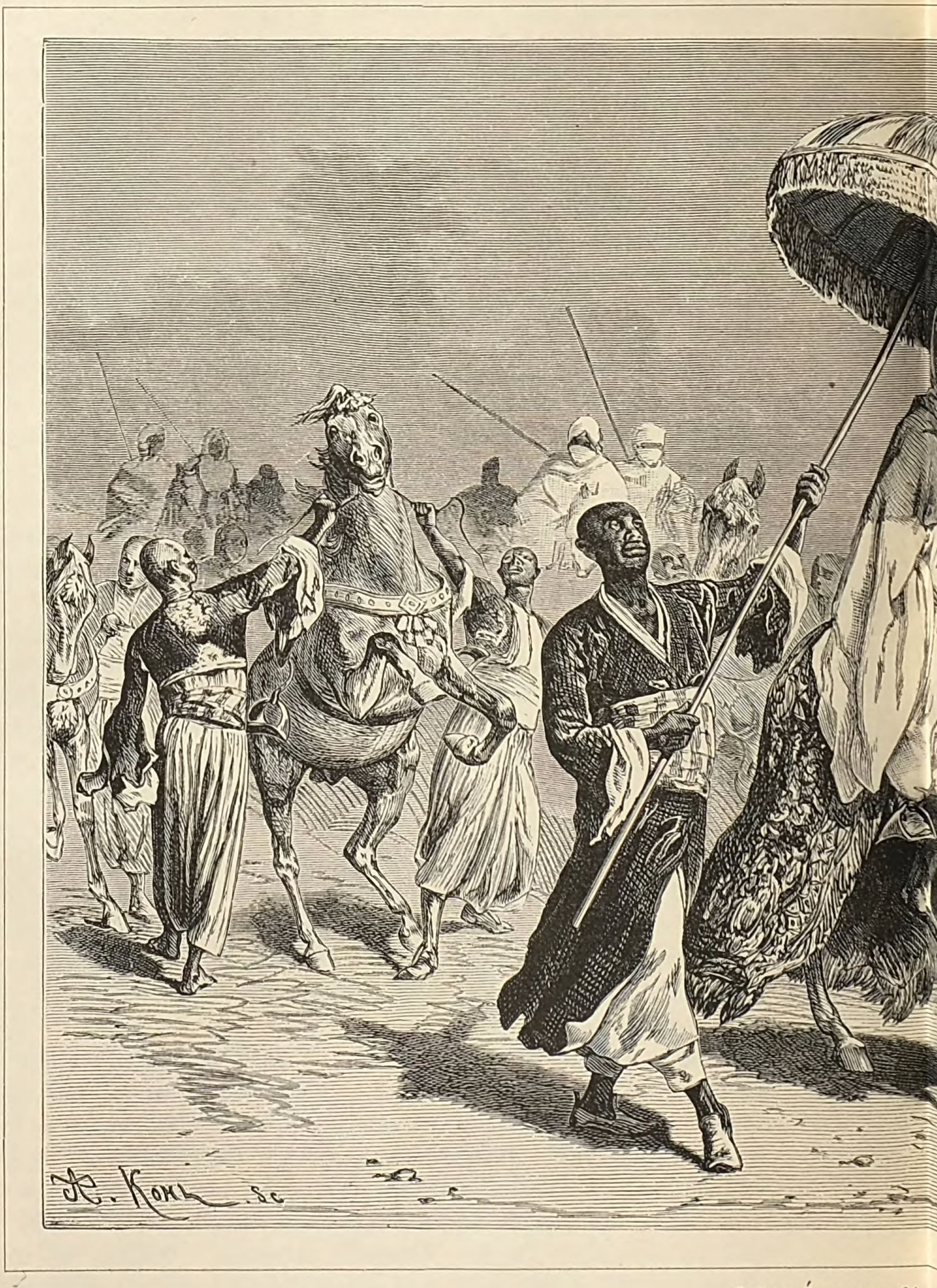
„Sobald im Laufe des Winters," berichtet Nachtigal, „Feld und Flur wieder hinlänglich trocken geworden sind, kommt die Zeit der Reisen, und größere und kleinere Kaufleute durchziehen das Land nach allen Richtungen. Nach den Märkten Kûkas und der größeren Ortschaften lenkt sich die Zufuhr von Getreide, Baumwolle, Indigo, Ölfrüchten, Haustieren und verschiedenen, den einzelnen Gegenden des Reiches eigentümlichen Industrieprodukten, wie gewebter Baumwollenstreifen, fertiger Toben, gefärbter Stoffe, geschnitzter Schüsseln, Korb- und Mattenflechtereien u. s. w., und von den Hauptmarktplätzen verbreiten sich europäische und einheimische Handelsartikel über das ganze Land. Große Karawanen von Stieren, Eseln und Packpferden führen das Natron der Tsâd-Ufer und der Provinz Munio in die Nigirländer und bringen Baumwollenstoffe, Lederarbeiten und Guro-Nüsse von dort und aus den Haússā-Staaten zurück. Andere führen Salz der Wüste, Tabak, Kleidungsstücke, gefärbtes Ziegenleder, Pferde und europäische Artikel in den auf diese Zufuhr angewiesenen Süden oder getrocknete Fische in die flußarmen Gegenden und bringen Elfenbein, Straußenfedern, hie und da Produkte der Weberei oder Sklaven zurück. In diese Zeit des Jahres verlegt man auch gerne die kriegerischen Unternehmungen, welche fast alljährlich gegen die Heiden im Süden und Westen des Reiches gerichtet werden, und wem die Gelegenheit fehlt, Handelsreisen zu machen, der schließt sich gerne einer Ghazia an, um ohne Auslagen eine bescheidene Beute nach Hause zu bringen. So herrscht das ganze Jahr hindurch eine lebhafte Thätigkeit, welche nur während der letzten Sommermonate vor Beginn der Regenzeit unterbrochen wird."

Werfen wir einen Blick auf die geschichtlichen Verhältnisse des Bórnū-Reiches, so nehmen wir wahr, daß erst mit der Einführung

des Islâm, dessen civilisatorischen Einfluß im Sudân man anerkennen muß, die Volksmassen sich konsolidierten. Barth und Nachtigal haben auf Grund der wenigen bekannten schriftlichen Dokumente über die Schicksale der Bórnū-Monarchie einen historischen Abriß des Landes zusammengestellt. Diesem können wir entnehmen, daß die Begründung des Reiches in das 10. oder 11. Jahrhundert n. Chr. fällt, und daß bis auf den noch heute regierenden Scheïch Ömar Ben el-Kânemi, der seit 1835 auf dem Throne ist, 64 oder 67 Könige das Scepter über Bórnū geschwungen. Als Stammvater des Königshauses wird Sef Ben Hassan aus Mekka angegeben. Der Schwerpunkt des Reiches lag in dieser Zeit auf dem Territorium von Kânem. König Hume oder Ume nahm um die Mitte des 12. Jahrhunderts den Islâm an, und damit begann die feste Organisierung des Kânem-Reiches, dessen eine Provinz eben Bórnū war. Einer der glänzendsten Herrscher in dieser frühen Zeit war Dunama Dibbalami (1221—1259 n. Chr.), nach dessen Tode das Reich 200 Jahre stetigen Niedergangs zu verzeichnen hat. Während des 14. und 15. Jahrhunderts hatten sich mehrere von Kânem vertriebene Könige in Bórnū festgesetzt. Mit der Herrschaft Älī Ben Dunamas (1465—1492 n. Chr.) begannen bessere Zustände für das Land. Der bedeutendste Herrscher des 16. Jahrhunderts war Idrîs Amsami, auch Alaoma genannt, der die Grenzen des Reiches mächtig erweiterte, eine Pilgerreise nach Mekka unternahm und für die Werke des Friedens reichlich sorgte. Nach Alaomas Tode ist abermals ein Verfall des Reiches eingetreten, der während des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts unter sehr schlaffen Herrschern angedauert hat. Das Andrängen der Felâta, welche der Islâm zu kriegerischen Thaten begeistert, drohte für Bórnū außerordentlich gefährlich zu werden. Eine feste Hand, die des Scheïch Muhammed el-Amîn el-Kânemi (1810—1835), befreite das Land von der Gefahr einer gefährlichen Felâta-Invasion unter Othmân, dem Herrn von Sókotō, begründete Kûka und sicherte auch die Reichsgrenze gegen die Übergriffe des im Osten gelegenen, verhältnismäßig jungen Reiches Bāgírmi. Dieser tüchtige Mann wurde der Begründer einer neuen Dynastie. Sultan Ömar, sein Sohn, der Freund der deutschen Reisenden, hatte beim Antritte seiner Herrschaft mit unzähligen Hindernissen zu kämpfen, namentlich mit Thronzwistigkeiten, deren Grund seiner Brüder Sucht nach der Herrschaft war. Seit aber Sultan Ömar seinen Bruder Abd-er-Rahmân (1854) aus dem Wege geräumt, um den Landfrieden zu sichern, ist Frieden und Ruhe in Bórnū, die gewöhnlichen Einfälle unruhiger Grenznachbarn, wie der Tuârek und anderer, abgerechnet. Nachtigal schreibt, das Land drohe mit den zu Ende gehenden Regierungsjahren Sultan Ömars wieder in den alten versumpften Zustand zu verfallen, allein er erinnert daran, daß es infolge seines natürlichen Reichtums und seiner günstigen geographischen Lage nicht zu Grunde gehen könne, besonders dann

nicht, wenn es gelänge, das produktenreiche Land mehr in das Weltgetriebe zu ziehen und seine Absatzwege zu vervielfältigen. Der urbane und gesetzliche Sinn, die Unternehmungslust und Intelligenz, der Fleiß und die Geschicklichkeit der Bevölkerung würde es zu einem besonders geeigneten Schauplatz für civilisatorische Bestrebungen der Europäer machen, wenn sich diese darauf beschränken wollten, durch Vervollkommnung der Landwirtschaft und der Handwerke und durch allmähliche Erweiterung des Handels ohne Hast und Überstürzung eine naturgemäße Entwicklung anzubahnen.

Dem Scheïch oder Sultan (s. Tonbild) steht eine Art Ratsversammlung (Nokena) zur Seite, bestehend aus den Gliedern der königlichen Familie, d. i. den Brüdern und Söhnen des Scheïch, und aus Ratsherren, welche teils freigeborene Vertreter der verschiedenen Bevölkerungselemente, teils Kriegshauptleute, die ehemals Sklaven gewesen, sind. „Alle erscheinen morgens," schreibt Dr. Nachtigal, „im Königspalast, legen am Eingange Schuhe, Kopfbedeckung und Burnus ab und hocken dann überall in den Vorhallen und Höfen an den Wänden und auf dem Boden herum, schwatzend und scherzend, klatschend und Ränke schmiedend, bis ein musikalisches Getöse von Trommeln, Pfeifen, Posaunen und Hörnern sie elektrisiert und in den Empfangs- und Sitzungssaal treibt. Bei diesem Zeichen verläßt der Herrscher seine Privatgemächer und betritt den Ausbau des Empfangssaales, begleitet von einigen seiner Brüder und Söhne und fettleibigen Eunuchen, welche sämtlich kurz abgebrochene Rufe zu seinem Ruhme, wie z. B.: ‚Die Weisheit!' ‚Der Löwe!' ‚Der Siegreiche!' ausstoßen. Während er sich auf den Diwan niedersetzt, beeilt sich jeder der Anwesenden, niederzuhocken — es ist dort zu Lande ebenso unziemlich, vor einem hochstehenden Manne aufrecht zu bleiben, als bei uns, sich ohne Aufforderung eines solchen zu setzen — und den Staub des Bodens auf sein Haupt zu streuen, oder wenigstens die Pantomime dieser Unterwürfigkeitsbezeugung zu machen, denn bei dem sorgfältig geglätteten Boden würde es schwer fallen, die nötige Menge Erde zusammenzukratzen. Ein Strom von Begrüßungen entquillt den unterwürfigen Höflingen, die mit untergeschlagenen Beinen und zu Boden gesenktem Gesichte daliegen. Der Scheïch erwidert den Gruß, worauf Dankesworte von seiten der unterwürfigen Schar ertönen. Die Brüder des Scheïch haben in Bórnū keinerlei hohes Ansehen, weder beim Volke noch bei Hofe, und selbst der Hauptstamm der Bevölkerung, die Kânūri, haben in der Ratsversammlung nur wenige Stimmen. Dies Concil selbst ist an Ansehen und Bedeutung tief gesunken. Der Fürst ist sonst von einer großen Schar verschiedener Beamten umgeben. Der Kaigamma oder Kegamma repräsentiert den höchsten Kriegsanführer des Landes, dann folgen der Jerima, Tschiroma, Dscherma, der im Westsudân an allen Fürstenhöfen vorkommende Ghaladîma u. v. a. m. Auch Frauen, wie die Königin-Mutter (Magira), die oberste Frau des Herrschers (Gumso),



Sultan Ómar von Bórn



nū mit seinem Gefolge.

dann manche Sklaven spielen am Hofe von Bórnū eine hervorragende Rolle. Besonders die Sklaven, welchen die Streitkräfte des Landes anvertraut sind, haben in Bórnū eine hervorragende Bedeutung.

Die Armee des Scheïch besteht aus Fußsoldaten und Panzerreitern. Erstere führen Bogen und Pfeile, doch verfügt der Scheïch auch über circa 1000 alte arabische Feuersteinschloß-Gewehre, die von Zeit zu Zeit zur Einübung des Schießens an die Truppen verteilt werden. Die Stärke der Wehrkraft mag im ganzen etwa 7000 Mann betragen und würde, wie Dr. Nachtigal meint, zur Anfrechthaltung der Ordnung und zur Veranstaltung kleiner Expeditionen in die benachbarten Heidenländer vollkommen genügen. Die Regierung im Lande ist eine schlaffe. Das Ansehen des Reiches nach außen und innen sinkt zusehends, seit Energielosigkeit und Genußsucht bei Hofe überhand genommen. Einer intelligenten, sittenstrengen und thatkräftigen Regierung könnte es leicht wieder gelingen, Bórnū die erste Rolle unter den Sudân-Reichen zu sichern. Sultan Ómar besitzt nicht die Eigenschaften seines trefflichen Vaters. Er vermag die Grenzprovinzen nicht in unbedingtem Gehorsam zu halten, und seine Macht reicht auch nicht so weit, die Kommunikation des Landes mit den Nachbargebieten, so mit dem als Industriestadt hochbedeutenden Kano, zu sichern. Dafür ist er, was seine Person betrifft, ein frommer, dienstfertiger und liebenswürdiger Mann. Dieses Zeugnis stellen ihm alle Reisenden aus, die ihn besucht, und von Seite des deutschen Kaisers wurde er mit Geschenken für das Wohlwollen, das er deutschen Reisenden entgegengebracht, belohnt.

Die Hauptstadt des Landes, Kûka (250 m Seehöhe), setzt sich aus zwei Städten, einer westlichen und einer östlichen, zusammen. Die größere ist die westliche und bildet ein fast quadratisches Viereck, dessen Seiten ziemlich genau nach den Himmelsrichtungen orientiert sind. Von Westen nach Osten ist sie ungefähr 2 km und ebensoviel von Norden nach Süden ausgedehnt. Das Quadrat umschließt eine Mauer, die durch je ein Thor in der Mitte der vier Seiten durchbrochen ist. Die Hauptverkehrsader (Dendal) verbindet das Westthor mit dem Ostthor, teilt also die Stadt in eine nördliche und in eine südliche Hälfte. Auch vom Nordthore verläuft ein Kommunikationsweg nach dem Südthore. Nahe dem Westthore erweitert sich der Dendal zu einem veritablen Marktplatze, auf welchem täglich in den Nachmittagsstunden reges Leben herrscht und wo man die alltäglichen Bedürfnisse einkaufen kann. Der Dendal ist von niedrigen, aber weithin ausgedehnten Erdhäusern umgeben. Sonst sind in der Stadt zahllose enge und unregelmäßige Straßen, die aber für den Fremdling, wie Dr. Nachtigal erwähnt, des Reizes nicht entbehren. Die Erdhäuser haben den Vorzug vor den Rohrhütten, sind geräumiger und in der heißen Jahreszeit kühler. Die Einrichtung derselben ist eine sehr dürftige; das Haupteinrichtungsstück des Wohnzimmers ist eine Bank aus

Phogu-Holz, mit Matten und Teppichen bedeckt und dient als Lagerstätte. Zur Aufbewahrung von Speisen und Kleidungsstücken, welchen die oft in den Wohnungen sich findenden Ameisen und Ratten hart zusetzen, bedient man sich 3 m langer Stangen, welche Seitenarme haben, und der Stricke, an die man dann den betreffenden Gegenstand bindet. Die Häuser der Vornehmen umfassen mehrere Piecen und Höfe. Das Vieh, namentlich die Pferde, werden in den Außenhöfen verwahrt. Dr. Nachtigal bekräftigt, daß trotz der großen Ärmlichkeit und Nacktheit dieser in Zuckerhut- oder Glockenform erbauten Häuser, deren Gerüste ein Geflecht aus Baumzweigen und Rohr bildet, und die keinen besonders freundlichen Eindruck machen, die Bórnū-Leute viel Sinn für gemütliche Häuslichkeit und Ordnung besitzen.

An häuslichen Utensilien gebrauchen die Bornuaner Trinkgefäße, die aus Kürbisschalen gearbeitet und innen wie außen verziert sind, von der Größe eines Wassereimers bis zu dem kleinsten Näpfchen, eines sorgfältig in das andere gestellt und auf diese Weise eine pyramidenförmige Säule bildend. Auf gleiche Art sind die aus hartem Holze geschnitzten Eßschüsseln geschichtet. Die Vornehmeren haben auch europäisches Metall- und Porzellangeschirr in Verwendung. Der Hofraum eines Bornuanerhauses ist von schattigen Bäumen eingesäumt und von Störchen, Reihern und anderem Geflügel belebt. Die Baumgruppen verleihen der Stadt von außen das Aussehen eines Waldes.

Das öffentliche Leben der Stadt Kûka schildert uns Dr. Nachtigal in den anziehendsten Farben. Dasselbe, schreibt er, konzentriere sich hauptsächlich auf den Dendal, an dessen westlichem Endpunkte der Marktplatz den thätigen Teil der Bevölkerung lockt, während im Osten der Königspalast den Zielpunkt aller ehrgeizigen und spekulierenden Nichtsthuer bilde. Spazierritte durch diese Hauptverkehrsader waren für den Reisenden, wie er gesteht, stets von neuem, fesselndem Interesse, und enthüllten ein Leben von solcher Mannigfaltigkeit und selbst Großartigkeit, wie es ein Europäer mit der Vorstellung von einer Negerstadt kaum zu verbinden vermöge. Selbst die Folgen der begonnenen Regenzeit, die seeartigen Wasser-Ansammlungen und ihre kotige Umgebung, vermochten, bemerkt Dr. Nachtigal, das rege Treiben nur wenig zu stören. Männer und Frauen, Freie und Sklaven, Einheimische und Fremde, Geschäftige und Müßige durchwateten die Wassertümpel des westlichen Dendal, nackte Kinder beiderlei Geschlechts tummelten sich in denselben vergnügt herum, und eingeborene und fremde Reiter, oft auf bemerkenswert hübschen, mit Zieraten und Amuletten behängten Pferden, durcheilten die breite Straße und überschütteten die harmlosen Fußgänger mit dem durchwühlten, nichts weniger als klaren Wasser. Dabei hatte man zuweilen von der Höhe des Sattels einen interessanten Blick über die Strohzäune hinweg in das häusliche Treiben der Leute, auf die

müßigen oder nähenden Männer unter dem Schattendache, die kochenden oder Getreide mahlenden Frauen, die spielenden, nackten Kinder, die freundlich herüberwiehernden Pferde.

„Gegen das Ostende der westlichen Stadt," fährt Dr. Nachtigal fort, „steigt der Boden etwas an und bleibt vom stehenden Wasser verschont, so daß man hier mit mehr Muße die Umgebung zu mustern vermag. Freie Männer, stets mit unbedecktem und glattgeschorenem Haupte, wenn sie nicht fremden Ursprungs sind, ziehen dort durch die affektierte Würde, die eitle Ostentation, mit der sie einherwandeln, die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Die Städtebewohner, der wohlsituierte Kânūri und Kânemma und der einflußreiche Sklave eines angesehenen Hauses, behängen sich gerne mit Kleidungsstücken, deren Anzahl in schreiendem Widerspruche zu der gewöhnlich herrschenden Temperatur steht; zwei, drei oder vier Gewänder, deren jedes, der soliden Manufaktur entsprechend, ein ansehnliches Gewicht hat, sind den Bewohnern der Hauptstadt keine Last, sondern ein Stolz, ein Vergnügen. Erblickt man," erzählt unser wackerer Forscher weiter, „einen Reichen zu Fuß, was allerdings selten der Fall ist, so begreift man, daß die Last seiner Kleider ihn zu dem würdevollen Gange zwingt, der ihm Gewohnheit geworden ist. Weite Beinkleider, womöglich von gold- und seidebenähtem Tuche, in denen sich drei europäische Extremitäten verlieren würden, fallen bis auf die Füße herab und nötigen ihm die breitspurige Gangart auf, welche seiner Eitelkeit so zusagt. Über die weiten Gewänder aus Bórnū und Haúſſā hängt er einen oder zwei Tuchburnusse aus Tripolis, sorgfältig darauf achtend, daß die Goldstickerei und der buntfarbige Seidenbesatz im Innern derselben dem Auge der Vorübergehenden nicht verloren gehe. Auf diese Weise werden die Vornehmen zu kolossalen Maschinen, die mühsam von ihren Dienern auf die Pferde gehoben werden. Mit der Körperfülle, welche ihnen Klima und Lebensweise selten versagen, fühlen sie sich ganz und gar als beneidenswerte Persönlichkeiten, wenn sie auf schnellem Paßgänger, dessen Hals und Kopf in bunten Trobbeln und Halsbändern aus Wolle und Tuch, in Lederkapseln mit heiligen Sprüchen und in einem Stirnschmuck aus Messing in getriebener Arbeit prangen, gefolgt von trabenden Sklaven, zum Königspalaste eilen."

„Neben dem Greise, der in grobes, weißes Gewand gehüllt ist und einen Stab trägt, welcher seinen Stand als Edelmann kennzeichnet, reitet hoch zu Roß ein tripolitanischer Kaufmann. Im Gewühle mischen sich kokett gekleidete Mädchen mit fleißigen Dienerinnen, die das Wasser in Krügen auf dem Kopfe aus dem sorgfältig mit einer Dornhecke eingefriedeten Brunnen tragen. Arbeitende Sklaven, welche das Gewand beiseite gelegt haben und nur ein Schurzfell tragen, sind unter einem Baumeister beschäftigt, die eingestürzte Wohnung ihres Herrn wieder aufzurichten; oder ein bescheiden situierter Mann baut mit Hilfe eines sachverständigen Nachbarn

seine einfache Strohhütte, oder läßt durch einen professionellen Ngimma eine solche größer und sorgfältiger herstellen. In der Vorhalle eines Hauses hat ein Elementarlehrer seine Schule — Magarendi — eingerichtet und plärrt seinen Schülern gedankenlos die Verse des heiligen Buches vor, oder ein Privatgelehrter, halblaut aus vergilbten Blättern lesend und mechanisch die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten lassend, fördert still sein Wissen und sein Seelenheil oder durchwandelt, ohne seine Thätigkeit zu unterbrechen, pharisäisch prahlend die Straßen. Handwerker, handeltreibende Frauen, Barbiere, Pferdemäkler, Milchfrauen obliegen unter Geräusch ihren Verrichtungen, und wer nicht zu arbeiten braucht, legt sich in den Schatten eines Baumes und giebt sich vom Morgen bis zum Abend dem Geschwätze mit Gleichgesinnten hin. Gegen Abend, wenn die Sonne unterzugehen im Begriffe ist, erteilen die Vornehmen mit Vorliebe öffentliche Audienzen auf der Straße inmitten ihrer Klienten, Dienstmannen und Sklaven, mit denen sie wohl gemeinschaftlich das Magreb- (Sonnenuntergangs-) Gebet verrichten. Dann, zur Zeit der Abendmahlzeit, zieht sich jeder in seine Behausung zurück; erst später vereinigt sich die Jugend in den Straßen und auf den Plätzen zu Musik und Tanz, und selten schweigt der einförmige Gesang der Frauen und Mädchen und ihr rhythmisches Händeklatschen vor Mitternacht."

In dieses buntbewegte Treiben, in die fröhliche und freudige Kundgebung von Arbeitsamkeit und Geschäftigkeit, der Freude, des Glücks und der Zufriedenheit mischen sich, wie Dr. Nachtigal bemerkt, die kreischenden Töne der Blinden, welche halbverhungert am Wege sitzen oder unter Führung des Kundigsten unter ihnen einer hinter dem andern durch die belebten Straßen der Hauptstadt tasten und durch klagendes Geheul die Herzen ihrer Mitbürger zu rühren suchen. Es ist dies eine ähnliche Erscheinung, wie ihr der Reisende in allen größeren Städten des muhammedanischen Orients auf Schritt und Tritt begegnet. Besonders charakteristische Gestalten in Kûka sind die Bettelstudenten, welche, fahrenden Schülern vergleichbar, aus allen Nachbarländern des Tsâd in der Kapitale Bórnûs zusammenströmen, um sich unter der Leitung von Religionslehrern dem Studium des Koran hinzugeben, das manchmal wohl erst dann beendigt ist, wenn graue Haare den Scheitel des betreffenden Jüngers bedecken. Den täglichen Lebensunterhalt schlagen diese Studenten durch Betteln oder verschiedene Art von Dienstleistung heraus und erwerben sich während ihrer Studienzeit nur so viel sonstige Kenntnisse, daß sie notdürftig einen Brief zu schreiben vermögen, dennoch aber nach ihrer Rückkehr in die Heimat bei ihren Landsleuten als Gelehrte zu gelten beanspruchen. Ihre Attribute, die sie beständig bei sich führen, seien Tinte und Feder, dann die unvermeidliche Schale zum Einsammeln milder Gaben. Abends sehe man diese Jünger der Wissenschaft bei großen gemeinsamen Wacht-

feuern, zu welchen jeder eine Quantität Holz zu beschaffen verpflichtet ist, unter lautem Geplärre den Studien obliegen, und manche derselben beendigen in ihrem ganzen Leben niemals die Studien. Man könnte sie mit den muhammedanischen Mugâwirîn der Azhar-Moschee in Kairo vergleichen, welch letztere übrigens vor ihnen das voraus haben, daß sie in den Hallen einer alten Moschee das geistlose Büffeln des Koran betreiben, wenn auch sonst fast unter ganz gleichen Verhältnissen; denn auch den Boden ihrer Hörsäle bedecken oft ganze Haufen von Speiseabfällen, Krautköpfen rc.

In den Nebenstraßen von Kûka, bemerkt Dr. Nachtigal, nehme natürlich der Verkehr bedeutend ab. Nicht selten stoße man in den entlegenen Teilen der Stadt auf Ruinen von Gebäuden, große Sand- und Lehmgruben, Pfützen und Regenteiche. Kein Wunder, wenn diese verwahrlosteren Teile Kûkas böse Krankheiten erzeugen, da man auch sonst nicht darauf sieht, Reinlichkeit zu fördern, und es z. B. zumeist nur den zahlreich das Baumgeäste belebenden Aasgeiern überläßt, gefallene Tiere wegzuräumen. Die gesamte Bewohnerschaft Kûkas schätzt Dr. Nachtigal auf 50—60 000 Seelen. Als Handelsstadt muß man Kûka wohl Kano zunächst setzen. Nicht nur die Mannigfaltigkeit und Zahl der zu Markte nach der Kapitale gebrachten Waren, sondern auch die Beziehungen der Bornuaner Kapitale mit entfernten Territorien sind bedeutende. Der Produkte der Industrie und des Bodens erzeugt das Land eine erkleckliche Anzahl. Auch der Handel mit Vieh und Menschenware ist bedeutend. Die gangbarste Klasse der Menschenware, schreibt Dr. Nachtigal, sei der sogenannte Sedasi, d. i. der vom Fußknöchel bis zur Spitze des Ohres 6 Spannen messende männliche Sklave, dessen Maß einem ungefähren Alter von 12—15 Jahren entspricht und dessen Preis den Stand der ganzen Ware bezeichnet. Auch junge Mädchen oder Frauen (Surríja) werden verkauft; doch ist ihr Los ein ziemlich günstiges, insofern als sie vollständig den Platz einer Hausfrau ausfüllen, wie Dr. Nachtigal sagt, und weil sie bestrebt seien, durch Fleiß und Liebenswürdigkeit das Wohlwollen ihrer Herren zu erwerben und zu bewahren, um nicht aus einer Hand in die andere zu gehen. Der wackere Forscher nennt sie einen wahren Segen für unbemittelte Männer und Leute, die zu großen Reisen und langer Abwesenheit gezwungen sind; denn legitime Frauen seien selten geneigt, Heimat und Sippe zu verlassen, und könnten nach dem religiösen Gesetz nicht einmal dazu gezwungen werden. Verwerflich muß natürlich die Institution des Sklavenhandels unter allen Verhältnissen bleiben, selbst wenn ihr der reinste Segen und die Glückseligkeit entspringen sollte. Interessant ist es, zu vernehmen, daß taubstumme Sklavinnen von den Großen der höher civilisierten Länder des Islâm als Dienerinnen ihrer Frauen sehr gesucht und teuer bezahlt werden. Als gangbarste Münze gilt der österreichische Maria-Theresia-Thaler mit der Prägung von 1780 und dem Brustbilde der

berühmten Kaiserin. Solcher Thaler werden zur Ausfuhr nach Afrika noch jährlich in Wien große Mengen geprägt. Scheidemünze bilden die Kauri-Schnecken. Um den Wert der Handelsgegenstände zu ermessen, führt uns Dr. Nachtigal eine Preistabelle verschiedener Waren vor. Dieser ist zu entnehmen, daß ein Sklave z. B., wenn er ein kräftiger Mann ist, 12 bis 14 Maria-Theresia-Thaler kostet, eine Milchkuh 3—4 Thaler, ein Kamel bis 15 Thaler, ein gutes Pferd 20—40 Thaler, ein Löwenfell 1—2 Thaler u. s. f. Die Menschenware erscheint sehr billig, wenn wir hören, daß z. B. ein Pferd der Bórnū-Zucht oder ein gutes Pferd vom Norden bis 100 Thaler hoch zu stehen kommt. Die Zufuhr von Sklaven geschieht durch offizielle Veranstaltung von Razias in den Bórnū angrenzenden Heidenländern Musgu, Gamergu, Margi, Bebbe, Kerrikerri und Babir, durch Tributleistung von seiten der Vasallen des Scheïch und dann durch Vermittlung von seiten der professionsmäßigen Sklavenhändler aus den Haússā-Staaten, Ȧdamaúa und Bāgírmi. Die Marktverhältnisse des Bórnū-Reiches werden im Verhältnisse zu denen anderer Länder als außerordentlich erleichtert geschildert durch vollständige Handels- und Gewerbefreiheit und durch die Einführung eines offiziellen Marktwertes. Viel gilt wohl auch die Gleichheit der erwähnten österreichischen Münze hierbei. Der Handel mit den Ländern des Nordens hat in neuerer Zeit erheblich abgenommen. Exportiert werden Landesprodukte, darunter vorzüglich Straußenfedern, Elefantenzähne, Sklaven u. a. m. Beim Import, meint Dr. Nachtigal, verlohnte sich am meisten der Handel mit Schmucksachen, Essenzen und Stahlwaren. Säumige Schuldner giebt es in Bórnū anscheinend mehr, wie in anderen Ländern; denn monatelang habe oft der Kaufmann keine andere Beschäftigung, als in der Frühe zu Pferde zu steigen und den ganzen Tag über bei seinen Schuldnern die Runde zu machen.

Eine besondere Stellung unter den zum Bórnū-Reiche gehörigen Landschaften hat das Land Logon (Loghwan oder Laghwan). Die Beschreibung dieser Landschaft danken wir Dr. Barth und Dr. Nachtigal. Beide Forscher hatten Logon durchzogen, seine Hauptstadt besucht, waren vom Herrscher gut aufgenommen worden und hatten die Erlaubnis erhalten, den gewaltigen Grenzfluß des Landes im Osten, den Schâri, befahren zu dürfen.

Dr. Nachtigal beschreibt Logon als ein wasserreiches, stellenweise sumpfiges Land zu beiden Seiten des Flusses Logon, der das Land von Süden nach Norden durchschneidet und ein Arm des Schâri ist. Die Grenze gegen Süden bildet das Land der unabhängigen Musgo und Ȧdamaúa. Das ganze Gebiet ist eine Ebene, in der Regenzeit weit überschwemmt. Die einzige Bodenerhebung sind die Felsen von Wâza, 150 m über die Ebene ragend. Der Baumwuchs ist ein vortrefflicher, der Reichtum an Tieren (Elefanten, Büffeln, Hippopotamen u. s. w.) ein sehr großer.

Das ca. 8000 qkm umfassende Ländchen zerfällt nach Dr. Nachtigals Angaben, die er aus dem Munde eines Kânūri erhalten, in vier Bezirke und birgt eine Anzahl kleinerer, nur 3—5000 Einwohner zählender, mit Ringmauern umgebener Städtchen. Die Bewohnerschaft, etwa 1/4 Million Seelen, besteht aus den eigentlichen Logon-Leuten, Kânūri-Kolonieen, Felâtas und arabischen Nachkommen. Die Logon und ihre südlichen und östlichen Anwohner gehören zum Stamme der Mákari und bekennen sich zum Islâm.

Die Bewohner von Logon schildert Nachtigal als von ernstem, bedächtigem Wesen, arbeitsam und solid. Mit großer Sorgfalt obliegen sie dem Ackerbau, dem Fischfang und der industriellen Thätigkeit, welch letztere vornehmlich in der Korbflechterei, Färberei, dem Haus- und Schiffbau bestehe. Vom Kunstsinne dieses Volkes zeuge die sinnreiche Anordnung der Farbenmuster an den Geflechten, dann die Herstellung dauerhafter Speisegeräte. Ihrem soliden, markigen Wesen entsprächen auch die Mengen von Nahrungsmitteln, die sie zu sich nehmen und die Dr. Nachtigal und Barth in Erstaunen setzten. An ihrem psychischen Charakter rühmt der erstere die Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit, tadelt aber auch ihre Verschlossenheit und ihr Mißtrauen gegen jedermann.

Die Sprache des Volkes von Logon bezeichnet Dr. Barth als vollkommen verschieden von dem „tar Bagrimma“. Die Eingeborenen nennen ihre Sprache Kelaku-Lógone. Wegen der häufigen aspirierten Laute, besonders dem häufigen Vorkommen des „Ch“ und „th“, soll die Aussprache sehr schwierig sein und einige äußere Ähnlichkeit mit dem Englischen haben.

Die Logon wohnten ehemals am mittlern Schâri und sollen von da in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert sein. Um zwischen Bórnū und Bāgírmi eine Rolle zu spielen, dazu, meint Nachtigal, sei das Land zu unbedeutend. Heute besteht in Logon eine gemäßigte Monarchie, eingeschränkt durch den Einfluß von fünf hohen Staatswürdenträgern. Der Verwaltungsapparat resp. der Hofstaat hat all die Schwerfälligkeit, die wir an den Höfen der islamitischen Staaten des Sudân beobachten können. Für Bórnū ist es natürlich von Nutzen, an seiner Südostgrenze ein halbwegs geordnetes Staatswesen zum Schutze zu besitzen. Die wichtigste Stadt von Logon ist Logon birni (Karnak Logon), ein von Mauern umwalltes Örtchen am Flusse Logon, wo der Sultan residiert, und das von der Landseite nur ein so enges Thor besitzt, daß Barth und seine Gefährten es nicht betreten konnten, ohne genötigt zu sein, dem Kamel vorher die Last abzunehmen. Der Verkehr konzentriert sich an der Flußseite von Logon birni, nach welcher sieben Thore führen. Das Städtchen ist betriebsam.

Das nordöstliche Grenzland Bórnūs ist Kânem, d. h. „das Südland“. Das Land ist an seiner Nordgrenze von einem Araberstamme bewohnt, den Aulâd Solîmân, welche ursprünglich in Fessan und um die

große Syrte angesiedelt waren und infolge innerer Zerwürfnisse unter den Häuptlingen der einzelnen Unterabteilungen (den Dschebaïr, Miaïssa, Scherebat und Hêwat) auf der großen Wüstenstraße nach dem Sudân gezogen waren und sich in der Uferlandschaft des Tsâd niedergelassen hatten.

Die Kenntnis der näheren Verhältnisse dieser Landschaft danken wir den Reisenden Barth, Overweg und Nachtigal. Kânem war ehemals ein bedeutender Staat, teilte jedoch mit den Staaten Westsudâns, Máli, dasselbe Schicksal, gänzlich in Trümmer zu gehen. Die Aulâd Solîmân, als Eindringlinge betrachtet, mußten das Territorium von Kânem durch harte Kämpfe mit den Tuârek und Tubu verteidigen. Sie selbst huldigten nur dem Raube und der Verfolgung der früheren Besitzer des Landes Kânem. Der Charakter des Landes ist im Nordosten des Tsâd eine sandige Ebene, wie Dr. Barth berichtet, mit Bäumen mittlerer Größe, fast durchgehends Mimosen, geschmückt und in günstigen Jahreszeiten zum Anbau von Sorghum wohl geeignet, hie und da durch tiefe Einsenkungen (Nordost nach Südwest) von bald größerer, bald geringerer Ausdehnung unterbrochen. Diese sind zumeist hinreichend mit Wasser versehen, um Weizen hervorzubringen, aber verwahrlost und mit üppiger Waldvegetation, die ein reiches Tierleben birgt, bedeckt. Zur Zeit der Blüte des Landes bildeten diese Einsenkungen, meint Dr. Barth, die Anziehungspunkte größerer und kleinerer städtischer Niederlassungen. Besser gestalten sich die Verhältnisse in dem südöstlichen Teile des Landes, wo eine reiche Thalbildung vorhanden ist, welche der Landschaft ein freundlicheres Aussehen verleiht. Gegen Norden und Osten zu ist Kânem von dem südlichsten Teile der Sáharā (Borkû, Bodelê) begrenzt. Die charakteristische Thalbildung der Landschaft hört auf und das Terrain ist nur sanft gewellt. Die Vegetation ändert sich insofern, als die Bäume seltener und kümmerlicher werden, und nur Gräser und Kräuter, besonders die Wüstenpflanze El-Hâd, zum erstenmal auftreten und den sandigen Boden bedecken. Das Ostufer des Tsâd ist infolge der Schwankungen des Seespiegels immerwährenden Veränderungen der Küstenumrandung ausgesetzt. Dr. Nachtigal fand an einzelnen Stellen des Ufers Seelachen, die so recent waren, daß die Araber nicht einmal Namen für dieselben anzugeben in der Lage waren.

Den Südostrand der Landschaft Kânem bildet ein trockengelegter Ausfluß des Tsâd, welcher an seinem Südostende eine lagunenartige Bildung aufweist. Dr. Nachtigal war leider nicht in der Lage, diesen Tsâd-Ausfluß, den Bahr el-Ghazâl, mit eigenen Augen zu schauen; allein er hatte so eingehendes Material über denselben von den Eingeborenen Kânems und dann in Kûka gesammelt, daß er in der Lage ist, wie wir bei der Betrachtung des Tsâd gesehen, die Frage nach dem Wesen desselben vollkommen zu entscheiden.

Die Thäler des südöstlichen Kânem, so z. B. die Alâli-Thäler, jene von Kumosoalla, Delfea, Jigi 2c., sind mit üppiger Vegetation bedeckt. Dr. Nachtigal preist ihre Schönheit in überschwenglichen Worten. Er schreibt, die Thäler selbst seien die lieblichsten Oasen in der umgebenden Steppennatur, die man sich denken könne. Ihr Anblick wirke um so überraschender und bezaubernder, als man denselben, durch nichts vorbereitet, plötzlich voll und ganz empfange. In der Wüste, mit ihrer unendlichen Fernsicht, steige die Vegetationslinie der Sáhara ganz allmählich am Horizonte empor, quälend langsam für den ermüdeten, von Durst gepeinigten Wanderer. Hier dagegen habe man keine Ahnung von der Existenz dieser lieblichen Inseln voll tropischer Fülle, bis man sie unmittelbar zu seinen Füßen ausgebreitet erblicke. Namentlich die Dattelpalmen seien inmitten der Mannigfaltigkeit und Farbenpracht von hinreißender Schönheit. Das südöstliche Kânem nennt Dr. Nachtigal die Kornkammer für die übrigen Gegenden der Landschaft.

Die Bewohnerschaft Kânems ist aus verschiedenen afrikanischen Elementen zusammengesetzt. Den Kern der nördlichen Landschaft bilden die schon erwähnten räuberischen Aulâd Solîmân, bei denen ein arges Weiberregiment herrscht und von denen Nachtigal sagt, daß sie, deren Vorfahren einen gewissen Sinn für Ritterlichkeit bewahrten, der ihnen in Tripolis und Barka noch heute nachgerühmt werde, zu einer Bande gewöhnlicher Räuber herabzusinken drohen. Den Nordostrand des Tsâd umwohnen die den Kânūri verwandten Kânembu, im äußersten Osten auch mit reinen Kânūri gemischt. Die Kânembu sind nach Dr. Nachtigals Angaben alle typisch. Ein jeder trage den Charakter des Stammes zur Schau. Sie sind hochgewachsen, mit vorwiegend ausgebildeten unteren Extremitäten, verhältnismäßig gering entwickeltem Brustkasten, voll, fett und muskelreich. Im allgemeinen seien sie von edlerer Gestaltung, als die Kânūri, und auch von regelmäßigeren Zügen. Besonders die Frauen seien viel hübscher, als die Bórnū-Frauen. Dr. Nachtigal fielen bei den meisten Kânembu die in sonderbarer Weise abstehenden Ohren auf. In der Tracht seien sie weniger raffiniert und einfacher in den Schmucksachen, als die civilisierteren Kânūri, halten an einer ursprünglichen, bei besonderen Gelegenheiten phantastischen Kopfbedeckung fest, während die Kânūri gerne das Kopfhaar rasieren und barhäuptig gehen. Sie führen kleine Schilde aus dem leichten Phogu-Holze, dann Speere, Lanzen und ein langes Vorderarm-Messer. Wurfeisen, Bogen, Pfeile und Pferde kennen sie nicht. Ihre schlanken Mädchen rasieren das Kopfhaar an den Schläfen und am Hinterkopf und tragen nur das Haar auf der Höhe des Kopfes in zierlichen Flechten, die, in der vordern Hälfte in der Mitte gescheitelt, nach beiden Seiten abfallen, während die hintere Hälfte nicht geteilt ist.

Im Süden von Kânem finden sich die Dalatoa, ein Kânūri-Stamm, und die arabischen Tundscher. Im ganzen Lande ist die Kânembu-Bevöl-

kerung mit der arabischen und den Dâsa oasenartig gemischt. Der Wertmesser alles Handelsverkehres ist nach Dr. Barth in Kânem das weiße Bórnū-Hemd, welches auch die allgemeine Landestracht bilde; schwarze Toben werden nur von den Wohlhabenderen getragen. Auch die Araber Kânems tragen diese Toben, und nur selten ist der Bemittelte unter ihnen in der Lage, sich einen wollenen Mantel anschaffen zu können.

Politisch kann Kânem heutzutage zu Bórnū gerechnet werden, wenn auch von einer Abhängigkeit der einzelnen, das Land bewohnenden Tribus kaum die Rede sein kann. Einmal hatte der Süden der Landschaft zu Wadâï gehört. Der Schwerpunkt der Herrschaft über sämtliche Tsâd-Länder lag in alten Zeiten freilich in Kânem, und erst als das Bórnū-Reich zu einer Höhe emporgekommen war, wurde der Sitz der Regierung dahin verlegt. Die Statthalterschaft über Kânem erhielten die Tundscher, mußten sie aber wegen ihrer unabhängigen Haltung bald an einen ehemaligen Haússā-Sklaven, Dala, den Stammvater der Dalatoa, abgeben. Im Anfange dieses Jahrhunderts ging Kânem für Bórnū ganz verloren, allein die Mehrheit der Stämme neigt auch jetzt noch ihre Sympathieen dem Bórnū-Reiche zu.

Die Hauptstadt des alten Kânem-Reiches war Ndschimi, das nunmehr in Trümmern liegt. Als Hauptort gilt heute Mâo, im Gebiete der Dalatoa, welches früher ungefähr $1^{1}/_{2}$ Stunden weiter nordöstlich gelegen war, als der heutige Flecken liegt. Die Stadt hat, wie Dr. Nachtigal berichtet, keine Ringmauern und besteht etwa aus 150 Hausständen, fast ausschließlich Strohhütten. Hier war es, wo der deutsche Reisende v. Beurmann ermordet worden war. Andere Flecken des Landes sind Jagubberi, auch aus etwa 100 Dalatoa-Hütten bestehend, wohnlicher und sauberer als Mâo, wie Nachtigal sagt; ferner Nguri, von den das Metall mit Vorliebe verarbeitenden Danoa oder Haddad (d. i. Schmieden) bewohnt; Gala, dann Mondo, eine Tundscher-Stadt.

Kânems nordöstliche Grenzländer, Egeï, Bodelê und Borkû, gehören größtenteils bereits zur Zone der großen Wüste und kommen daher für uns hier nicht mehr in Betracht. Soviel mag hier bemerkt werden, daß sich das Terrain von Kânem im Nordosten abdacht und die schon erwähnte Thalbildung des Bahr el-Ghazâl, nach Dr. Nachtigals Angaben, eigentlich nichts weiter ist, als ein lagunenartiger Ausfluß des Tsâd, welcher, wenn er Wasser führt, die Gegend, die er diagonal von Südwest nach Nordost durchzieht, zu einer gesuchten Weidestätte gestaltet. Auch Egeï und Bodelê gehörten vormals zur Lagunenbildung des Bahr el-Ghazâl, und namentlich letzteres steht mit demselben durch seine Thalbildung noch heute in Zusammenhang. Die tiefste Stelle der Niederung ist Tungu, wahrscheinlich der Endpunkt des Bahr el-Ghazâl, weil dort alle Brunnenlinien zusammenlaufen und dahin die Niederungen sich senken. Gegen

Osten und Südosten trennt eine höher gelegene wasserlose Wüste den Bahr el-Ghazâl von Nord-Wadâï. Die Thalniederung selbst ist durch eine Vegetationslinie charakterisiert und besitzt keinen Wâdi-Charakter. Die Bewohnerschaft der Grenzbezirke von Egeï, Bodelê und Borkû akkommodierte sich teils der uniformierenden Wirkung der Wüste, und die Elemente, welche von Hause aus in der Wüste gewohnt, unterlagen gleichfalls dem Einflusse des Bodens und Klimas des Sudân. Auf diesem Territorium glichen sich also die Gegensätze vollständig aus, oder es gingen hier die Elemente der Bevölkerung eines in das andere unmerklich über. Da die Sáharā nach Süden zu nicht scharf von der Zone der regelmäßigen Regen geschieden ist, sondern durch Steppenbildung allmählich in den eigentlichen Sudân übergeht, so finde man, meint Dr. Nachtigal, überall, wo eine Kontinuität bewohnter Ortschaften bestehe, unmerkliche Übergänge von einem Stamm zum andern.

Im Südosten des Tsâd dehnt sich um das Geäder des Schâri das Schâri-Reich par excellence, Bägirmi[1], aus. Die beiden oft genannten Forscher, Barth und Nachtigal, haben das Land bereist und der letztere hat uns von Bägirmi und seinen heidnischen Nachbarländern eine kleine Monographie geliefert. Eingeschoben gleich einem Keile zwischen dem Osten Bórnūs und dem Süden Kânems, erstrecke sich Bägirmi, wie Dr. Nachtigal berichtet, bis etwa 12° 30′ nördl. Breite und liege in seinem nördlichen Teile etwa zwischen dem 15. und 17.° östlicher Länge von Greenwich; die Südgrenze mag wohl etwa der 10. Parallelkreis bilden. Der Flächeninhalt beträgt 45—50 000 qkm. Hierzu kommen noch die von Bägirmi abhängigen Landschaften, im Osten Sokoro, südlich davon die Bua-Distrikte und, wie Dr. Nachtigal sich ausdrückt, die ganze Reihe der heidnischen Ländchen, welche den Raum zwischen dem Schâri und dem Oberlaufe des Flusses von Logon bis etwa 8° 30′ nördl. Breite einnehmen. Das Land ist eine von Südost nach Nordwest zum Tsâd sich abdachende Ebene. Nur an der äußern Peripherie des engern Bägirmi im Sokoro-Lande, dann im Distrikt Saria zeigen sich Berge. Im Durchschnitte hat das Land keine größere Erhebung über dem Ocean als etwa 320 m.

Ein Nachteil, der dem Lande aus seiner Weltlage erwächst, ist der Mangel einer Kommunikation mit den Ländern am Mittelmeere, wie sie Bórnū, Kânem und Wadâï aufzuweisen haben. Bägirmi sei, schreibt Dr. Nachtigal, nicht allein gezwungen, die ihm notwendig gewordenen Erzeugnisse europäischer Industrie durch eine Reihe von Zwischenkäufern

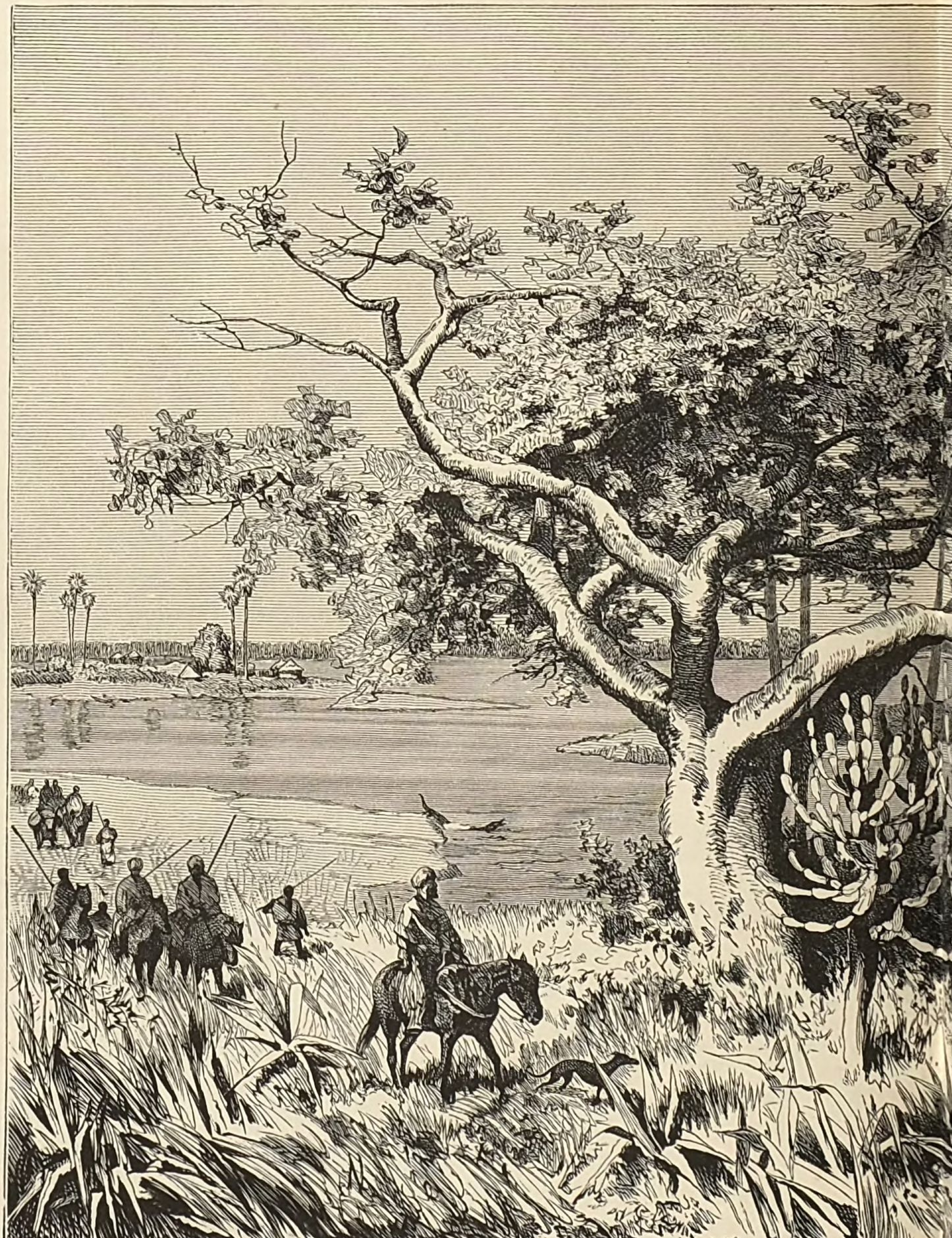
---

[1] So werde, berichtet Dr. Barth, der Name (der Forscher schreibt: Baghírmi) gewöhnlich ausgesprochen, oft aber klinge er wie Bagrimmi, und die Adjektivform sei jedenfalls Bágrimma, was häufig wie Bárma ausgesprochen werde. Die Bornuaner sprechen den Namen Begarmi oder Bekarmi aus.

verteuert zu kaufen, sondern es entbehre auch die Anregung zu gewerblicher Thätigkeit, welche dem lohnenden direkten Handelsverkehr mit Vertretern einer höhern Kulturstufe entspringen würde. Bei einer günstigern, mehr vom Weltgetriebe berührten Lage, fährt der genannte Forscher fort, würde das Land einen kostbaren Schatz in dem seine Süd- und Westgrenze bildenden, in allen Jahreszeiten schiffbaren Schâri besitzen, und wenn die zwischen diesem und dem gleichfalls schiffbaren Fluß von Logon gelegenen Landschaften von Muhammedanern bewohnt wären und wirklich ordnungsmäßig zu Bāgírmi gehörten, so würde dieser kleine Staat in seinem wenigstens teilweise sehr fruchtbaren Boden und in den ausgezeichneten Verkehrsmitteln eine vortreffliche Grundlage zu gedeihlicher Entwicklung besitzen.

Der Ursprung und Oberlauf des Schâri ist uns bis heute unbekannt. Die deutschen Reisenden Dr. Barth und Dr. Nachtigal erfuhren bei ihrer Anwesenheit in Bāgírmi, der Fluß von Logon (ein Zufluß des Schâri) und der Schâri hätten gemeinsamen Ursprung und teilten sich erst einige Kilometer von dem Eintritte des letztern in Bāgírmi. Dr. Nachtigal hält indes dafür, der Logone müsse, wie sein bedeutendes Wasservolumen schließen lasse, eine vollständig selbständige Wasserader sein, die allerdings aus den noch unerforschten Gegenden des Südwestens Zuflüsse erhalten könne. Der Schâri selbst entsteht aus zwei Quellflüssen, ähnlich dem Nil, einem Bahr el-Abiad und einem Bahr el-Azraq, teilt sich bei seinem Eintritte in Bāgírmi bei der Stadt Daï in ein ausgebreitetes Wassernetz (die zwei Hauptarme sind der Ba Batschikam (Osten) und der Ba Laïri (Westen), empfängt am Ostufer mehrere Nebenflüsse, darunter den Aukadebbe aus Dâr Runga, und mündet, nachdem er im Unterlaufe den Bahr Logone von Westen empfangen, in einer verzweigten Deltamündung in den Tsâd. Die außerordentliche Bedeutung erhält dieser afrikanische Strom dadurch, daß sowohl er selbst wie auch seine Nebenflüsse zu jeder Jahreszeit schiffbar sind (Fig. 35). Eine besondere Eigentümlichkeit Nord-Bāgírmis in hydrographischer Beziehung sind die sogenannten Rehub, d. i. kleinere, zeitweise ausgetrocknete Wasseransammlungen in bewaldeter, oft steppenartiger Gegend, welche oft ausgedehnte Sumpfbildungen veranlassen.

Trotz dieses Wasserreichtums ist im Norden Bāgírmis das Land nicht so fruchtbar, als vorauszusetzen wäre, und auch sonst findet sich wenig fetter Boden. Bei dem Marsche in die südlichen Distrikte von Bāgírmi, so beim Übergang von Mofu nach Somraï, beobachtete Dr. Nachtigal einen Wechsel der Vegetationstypen, die namentlich dem Walde einen besondern Charakter verleihen, so daß er sich auch in seiner ganzen Anlage von den nördlicher gelegenen Waldungen unterscheide. Hier sei der Beginn, bemerkt der Forscher, eines weiten Gebietes im tropischen Afrika, in dem die üppige Vegetation (s. Tonbild) sich nicht auf die schmalen Ufer der Flüsse



Vegetation am Us

Zu Seite 184.



..Ufer des Schâri.

und Seen beschränke, sondern in dem Haine und Wälder mit grasigen Lichtungen und Ebenen abwechseln, ein Landschaftscharakter, den man nicht mit Unrecht als natürliche Parkanlage bezeichnet hat. Das Gras bewahre hier während eines großen Teiles des Jahres seine Frische und auch aus dem lichtesten Walde sei der steppenartige Charakter verschwunden. Die einzelnen Bäume seien mächtiger entwickelt und scheinen weniger durch Unterholz in ihrem Wachstume beeinträchtigt zu werden. An Nahrungspflanzen werden Duchn, Durra, Melonen, Kürbisse, Gurken, wilder Reis gebaut. Auch Sesam (Fig. 36), Indigo kommt in reichlicher Menge vor. Die Blätter mancher Waldbäume liefern schmackhafte Zukost. An Mineralien ist das Land arm; es fehlt das Eisen, das vom Süden eingeführt wird, ebenso das Natron und Salz. Letztern unentbehrlichen Artikel liefern Bórnū und Wadâï. Die Fauna und Flora des Landes ist eine reichhaltige. Stellenweise, bemerkt Dr. Nachtigal, scheine das Rhinoceros zu fehlen. Dr. Barth erwähnt, daß er in keinem der bereisten Länder des Sudân zerstörende Würmer und ein solches Vorherrschen von Ameisen und Termiten gefunden, wie in Bāgirmi. Namentlich komme daselbst ein großer schwarzer Wurm vor, so lang, aber viel

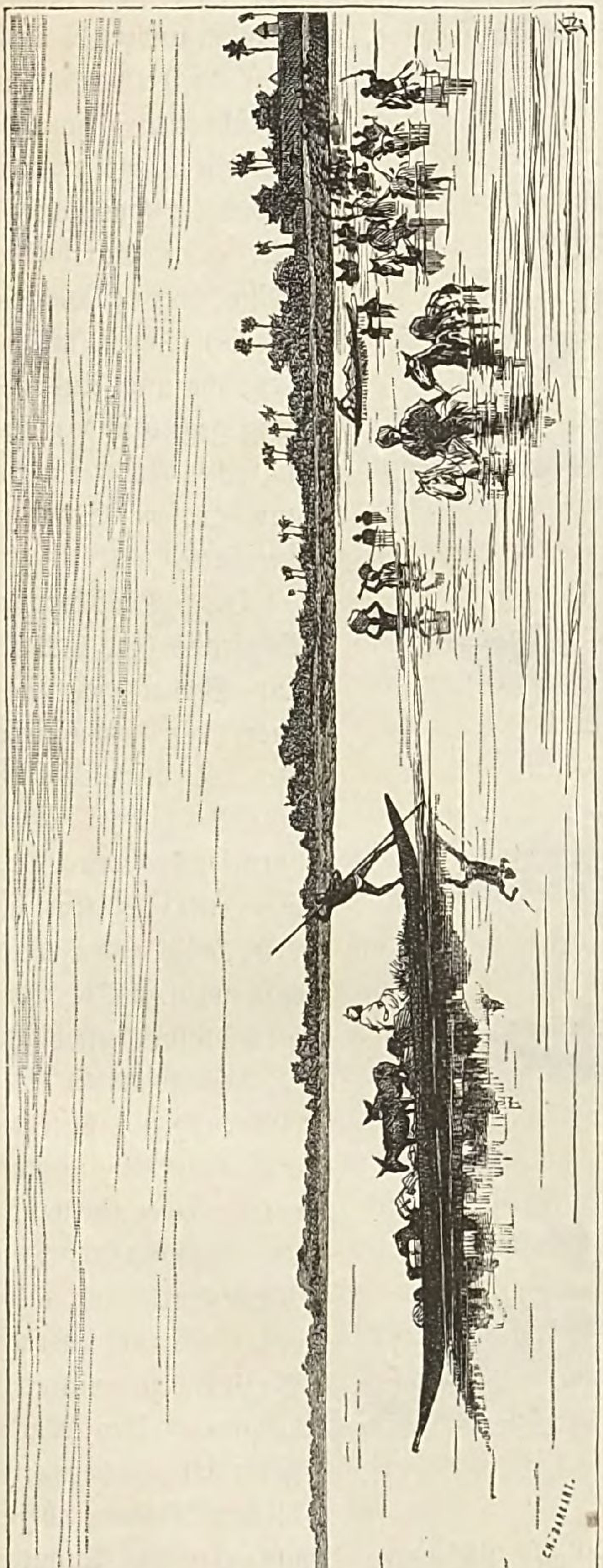


Fig. 35. Übergang über den Schâri.

dicker wie die größte Raupe, und verzehre einen sehr beträchtlichen Teil der Landeserzeugnisse. Allerdings wird für dieses Vergehen an einem andern, ebenso massenhaft vorkommenden Insekte von seiten der Bewohner Rache genommen, indem dasselbe nämlich verspeist wird, wie das in andern Teilen von Afrika mit den Heuschrecken geschieht. Als ein Plagetier von besonderer Hartnäckigkeit lernte Barth die weiße Ameise (Termes fatalis) kennen, welche Teppiche und Ausrüstungsgegenstände mannigfacher Art zernagte und großen Schaden anrichtete.

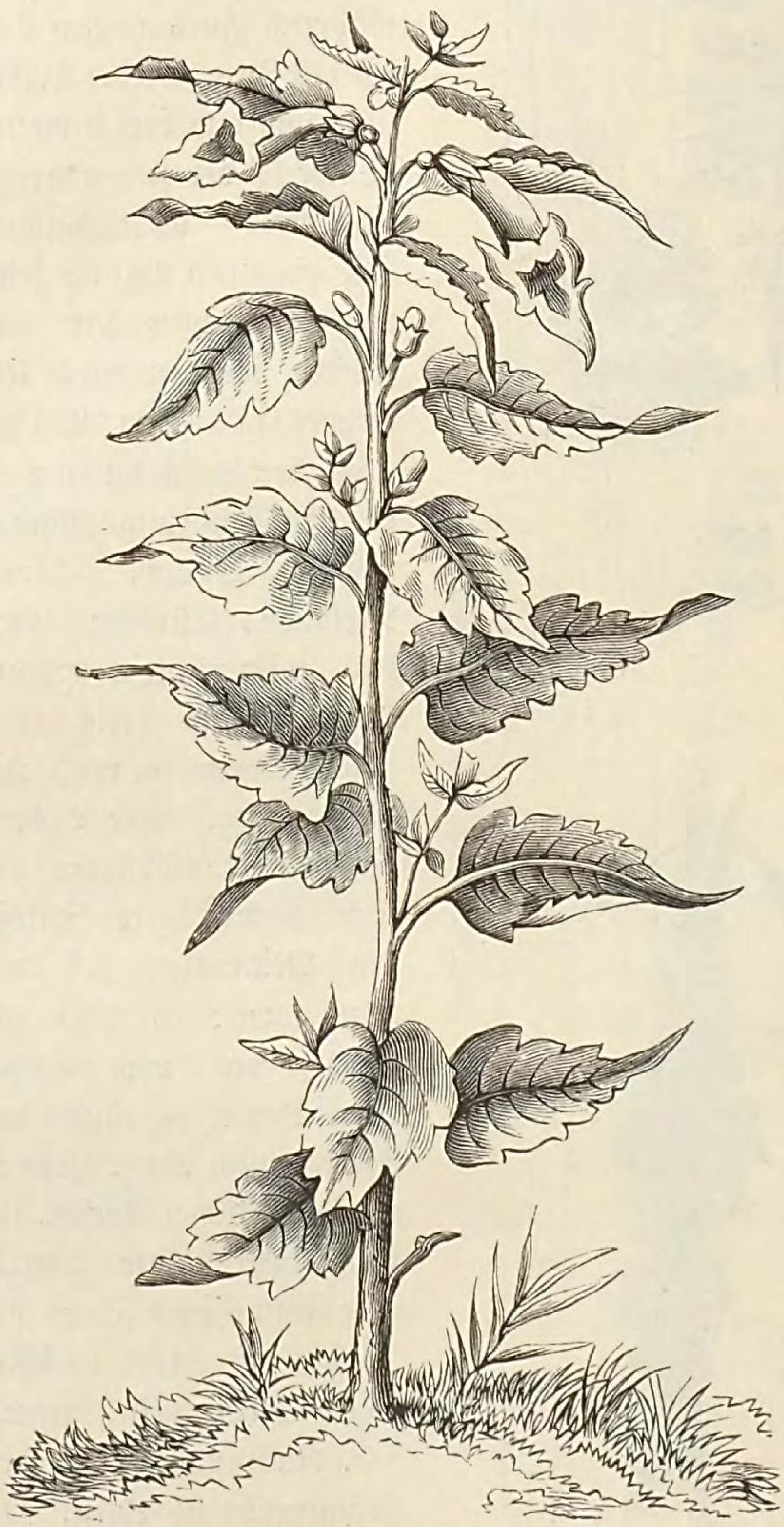


Fig. 36. Sesam (Sesamum orientale).

Die Bevölkerung Bāgírmis (ca. 1 Million Seelen) setzt sich nach dem Zeugnisse Dr. Nachtigals aus den Bāgírmi (Baqarmi), Arabern, Bórnū-Leuten, Kuka, Bullala und Felâta zusammen. Die Bāgírmi bilden ungefähr $^3/_4$ der gesamten Bevölkerung und bestehen aus einer Vereinigung verschiedener verwandter Stämme. Den Namen erhielten diese erst, als der Staat Bāgírmi zu existieren begann. Der Name selbst soll aus dem arabischen Baqar mîje, d. i. 100 Rinder, entstanden sein, weil die ersten Machthaber des Staates den verschiedenen Einwohnergruppen eine regelmäßige Abgabe von 100 Stück Rindern auferlegten, angeblich als Wiegengabe für den ersten in dem neuen Staatswesen geborenen Prinzen. Dr. Nachtigal rühmt die körper-

liche Schönheit und die psychische Veranlagung der Bagirmier. Besonderes Lob spendet er der Schönheit der Frauen. Dr. Barth berichtet, die Bagirmier überträfen die Bornuaner an Größe und Muskelkraft, an Mut und Thatkraft. Ihre Frauen seien schlank und nicht so vierschrötig wie die häßlichen Bornuanerinnen, hätten regelmäßige Züge und einen angenehmen Gesichtsausdruck, einige besäßen große dunkle schöne Augen und seien selbst schön zu nennen. Sie haben, meldet Barth, nichts von den weiten Nasenlöchern ihrer westlichen Nachbarinnen, welche durch die garstige Koralle im linken Nasenflügel noch mehr entstellt würden. Während der Haarputz der Bornuanerinnen hauptsächlich in einer Masse von Fett oder Butter besteht, die sie auflegen, wenden die Bagirmierinnen beträchtliche Sorgfalt auf die Frisur, und die Art, wie sie das Haar ganz in der Form eines Helmbusches tragen, steht ihnen vortrefflich, da sie der hohen wohlgebauten Gestalt ausnehmend gut entspricht. Nicht ohne Grund seien deshalb die Frauen aus Bāgirmi im Sudân weit und breit berühmt. Der Mann hat einen ausgebildeten kriegerischen Sinn und ist, wie Dr. Nachtigal bezeugt, den regelmäßigen Arbeiten des Friedens einigermaßen entfremdet. Die Erfolge der Bagirmier, fährt der genannte Forscher fort, gegen kriegerische, wenn auch schwächere Nachbarstämme machten sie hochmütig, der Wohlstand anspruchsvoll, das Leben in Kriegslagern und die Gewöhnung an blutige Scenen, Überfälle, Verrätereien und Unmenschlichkeiten roh, rücksichtslos, unzuverlässig und grausam, endlich die Wechselfälle des abenteuerlichen Lebens leichtsinnig und sorglos. Von ihrem Sinn für Kunst und von ihrer Geschicklichkeit zeugen die Färbe- und Webekunst, die sie von ihren Nachbarn gelernt, ebenso die Sattlerei und Baukunst. In einigen dieser Gewerbe haben es die Bagirmier zu solcher Fertigkeit gebracht, daß sie als Arbeiter darin bei den Nachbarn, z. B. in Bórnū, geschätzt sind. Von den Bórnū-Leuten sind vorzüglich Mákari am Schâri ansässig. Die Felâta bewohnten die Bezirke um die Hauptstadt des Landes und es wurden die Nomaden unter denselben in die südöstlichen Heidenländer versprengt. Einzelne Gruppen derselben leben unter geistlichen Chefs im Centrum des Landes und betreiben, merkwürdig genug, neben der Viehzucht religiöse Studien. Auch die Araber spielen im Lande eine nicht unwichtige Rolle und zerfallen in viele Stämme, die unter eigenen Scheïchs stehen. Die Kleidung der Männer der echten Bāgirmi ist eine schwarze Sudân-Tobe.

Zu dem eigentlichen Bagirmier stehen im Verhältnisse der Abhängigkeit zahlreiche heidnische Stämme, welche den Süden des Landes bewohnen: so die B u s s o, S a r u a, S o k o r o, B u a, N j i l l e m, S a r a, S o m r a ï, K u a n g, N d a m m, T u m m o k, M u s g o u. a. m., von denen die meisten eine Art einheitlichen Staatswesens besitzen. Die Sokoro zerfallen in eine große Anzahl einzelner Bezirke, welche sich um schwer zugängliche Felsen oder Berge gruppieren. In gebirgigen Distrikten wohnen ebenfalls die Bua

mit ihren zahlreichen Tribus und die Njillem. Den Bagirmiern am nächsten stehen die Sara. In den Landschaften zwischen den Schâri-Armen liegen die Wohnsitze der Somraï, Ndamm und Tummok. Einige von diesen Stämmen, z. B. die Tummok, sind der Herrschaft von Bâgirmi nicht vollständig unterworfen. Ethnographisch sind alle diese Stämme nicht sehr voneinander verschieden. Die Individuen sind schön entwickelt, besonders bei den Bua, tätowieren sich an Schläfen und Wangen und einige suchen in der in Afrika sehr verbreiteten Entfernung einiger Zähne, so der Schneidezähne, einen besondern Schmuck.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem Schurzfell, dessen Ende bestimmt ist, von hinten zwischen die Beine durch nach vorne genommen und dort am Gürtel befestigt zu werden. Doch hängt es gewohnheitsgemäß

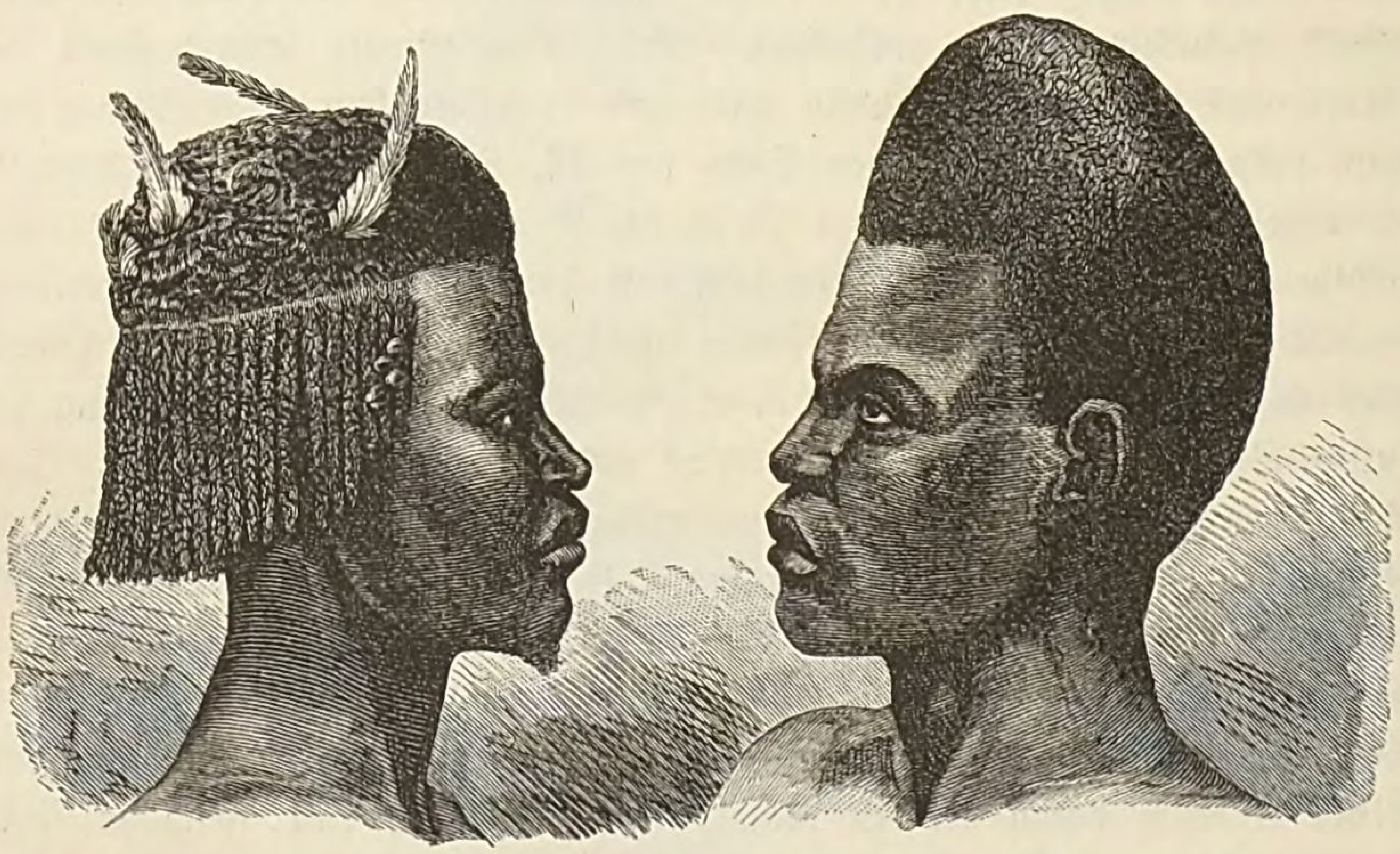


Fig. 37. Haartrachten in Môfu.

nach hinten herunter. Die Frauen entbehren der Kleidung gänzlich, tragen meistens nur eine einfache Schnur um die Weichen und bringen auf derselben hinten und vorne täglich frisches Laub an. In einzelnen Gegenden tragen sie aber auch einen ledergeflochtenen Gürtel, von dem vorne lange Lederfransen herabhängen und der mit Kauri-Schnecken und Perlen verziert ist. Alle Frauen tragen das Haar rasiert oder kurz geschoren; die Männer je nach ihrem Geschmack phantastisch geflochten und geordnet und mit Federn oder Perlen geschmückt (Fig. 37). Beide Geschlechter legen eine Schnur sehr kleiner roter oder blauer Perlen um den Hals, die bis auf die Brust herabhängen. Die Bua haben häufig noch eine Andeutung von Kleidung in der Gestalt einer behaarten Felljacke ohne Ärmel, welche die Haare nach außen kehrt. An Zieraten tragen die vornehmen Männer fast aller Stämme eng anschließende Spangen aus dünn geschlagenem Eisen oberhalb der Fußknöchel,

deren Enden in spornartige Fortsätze ausgearbeitet sind, welche in der That den Zweck haben, die Pferde anzutreiben. Die Frauen durchbohren die Ober- und Unterlippe und tragen in ihnen kleine Glascylinder oder in deren Ermangelung Grasstengel. Bei einigen Stämmen sind die Lippen mit einer Reihe von Löchern versehen, so daß der ganze Mund kranzförmig mit Glascylindern oder Grasstengeln umgeben ist.

Von Waffen ist in Bāgirmi die üblichste der Speer — nyīja —, dann Pfeile, Bogen, Schilde. Dr. Barth sah im ganzen Lande keine einzige Feuerwaffe. Dagegen fand er bei den heidnischen Bewohnern das in Afrika viel verbreitete Handbeil, hier n-djika genannt. Die Bua haben außer dem Schild noch eine andere Schutzwaffe, die zugleich als beliebter vornehmer Zierat dient. Es sind dies Armbänder verschiedener Breite aus Elfenbein, mit denen man geschickt Hiebe des Hand- und Wurfeisens und Dolchstiche parieren kann. Sind dieselben zwei oder drei Finger breit, so trägt das Individuum deren eine ganze Reihe am linken Vorderarm; doch kommen auch aus einem Stück bestehende Elfenbeinschienen vor, mit hoch aufsteigenden Rändern am obern und untern Ende — ein schwerwiegender Schmuck, aber eine solide Schutzwaffe. Auch leichte Rohrgeschosse, die wie eine Schreibfeder scharf zugeschnitten sind und am andern Ende einen spindelförmigen Thonklumpen tragen, um die Flugkraft und Flugrichtung zu sichern, stehen im Gebrauch. Eine besondere Eigentümlichkeit sind die Rasiermesser der Bagirmier, die, einem Schabeisen vergleichbar, die Kopfhaut mehr schinden als die Haare abschneiden.

Was die psychischen Eigenschaften der Völker Bāgirmis betrifft, so schienen Dr. Nachtigal die meisten die Fehler primitiver Nationen, einige wohl auch eine ebenso primitive Herzensgüte zu besitzen; doch zeigten sie sich weniger gutmütig als habgierig und rachsüchtig. Ein besonderer Grad von Tapferkeit kann ihnen nicht abgesprochen werden. Doch fehlt ihnen jede Spur von Zusammengehörigkeitsgefühl. Dr. Barth beobachtete an den Eingeborenen nur ein geringes Maß von intellectualen Kenntnissen. Leute von einiger Gelehrsamkeit gebe es unter ihnen nicht; nur ein sehr kleiner Teil der Einwohnerschaft, der die Wallfahrt gemacht, verstehe Arabisch. Den Glauben an ein höchstes Wesen besitzen nach Dr. Nachtigals Zeugnis die Bagirmier, und als sicherster Beweis seiner Existenz scheint allen seine Stimme, der Donner, zu sein, weshalb sie auch den Sitz Gottes ohne Bedenken in die Wolken verlegen. Diesem Gotte bringen sie die Kriegs- und Jagdbeute als Opfer dar und weihen ihm auch ein besonderes Heiligtum, aus einem Pfahle bestehend, der mit dem Blute des geopferten Tieres oder mit dem als Opfer dargebrachten Getränke (merissa = Bier) bestrichen wird und dem sich nicht jedermann nähern darf. Ein Stab von Priestern und Zauberern vermittelt den Verkehr mit der Gottheit, schafft Rat in Kriegsnot, Krankheit und Regenmangel. Teufel und Zauberei spielen bei den Bagirmiern

natürlich ebenfalls eine große Rolle, und der Glaube an sie hat arge Scenen der Bestialität zur Folge. So stirbt z. B. niemals ein vornehmer Mann oder selbst auch nur ein außergewöhnlich schönes Pferd ohne den zauberischen Einfluß jemandes. In Somraï z. B. entdeckt man den schuldigen Zauberer durch den Toten selbst, der, von zwei Leuten an seinen Extremitäten getragen, auf laute Aufforderung seiner Angehörigen seine beiden Träger scheinbar antreibt, hierhin oder dorthin zu gehen, bis zur Hütte des vermeintlichen Schuldigen, der alsbald vom wütenden Volke erschlagen, dessen Frau und Kinder in die Sklaverei verkauft und dessen Hab und Gut der Sultan oder die Angehörigen des Verstorbenen einziehen.

Der Glaube an ein Leben nach dem Tode scheint dennoch vorhanden zu sein und ist an der großen Sorgfalt kenntlich, mit welcher die Toten bestattet werden. Man macht nämlich eine immense Grube von bedeutender Tiefe, in deren östlicher Wand eine große Nische angebracht wird, geräumig genug, um den Toten mit Zubehör aufzunehmen. Einem Häuptlinge wird ein weiches Lager von Matten und Kleidungsstücken bereitet, der Leichnam, dem man die Hände auf dem Bauch zusammengelegt und dort befestigt hat, daraufgelegt und alles zu einem Knäuel zusammengeballt und dicht mit Baumwollstreifen zusammengebunden. Zwei geschlachtete Ziegen, eine zu Häupten, die andere zu Füßen, werden mit in die Grube gesenkt, ebenso zwei Gefäße mit Honig und Merissa, und auf den Mund stülpt man eine Kürbisschale voll Perlen und Kauri-Muscheln, die gewissermaßen als Zehrpfennig für den Verstorbenen gelten. In Somraï und Killem herrschte auch die Sitte, mit dem Verstorbenen einen lebenden Sklaven und eine Sklavin zu begraben; ob diese Sitte gegenwärtig noch bestehe, kann Dr. Nachtigal nicht verbürgen.

Der Kulturzustand der Völker von Bägírmi ist ein primitiver. Der Ackerbau und die Viehzucht gedeihen. Die menschlichen Behausungen sind bei den einzelnen Bägírmi-Stämmen meist vortrefflich gearbeitete Hütten. Die Häuser der Somraï z. B. fand Dr. Nachtigal mit einem senkrechten, 1—1½ m hohen Unterbau, der aus einer kreisförmig angeordneten Reihe starker Pfähle besteht, die mit einer dicken Lage von Rohr- oder Strohgeflecht umkleidet sind. Auf diesen Pfählen ruht auf einem die Basis bildenden Strohkranze das glockenförmige, mit Strohbündeln wohlgedeckte Dach. Die Arbeit rühmt Nachtigal als eine so sorgfältige, daß selbst bei den stärksten Niederschlägen selten ein Tropfen durchzubringen vermag. Die Wohnräume umgeben fast überall größere oder kleinere Hütten, die als Getreidebehälter und Wirtschaftsgebäude aller Art dienen. Eine solche Wohnungsgruppe umgiebt, für einen Hof Raum lassend, ein Strohzaun, der z. B. bei den heidnischen Broto einen durch die Eingangsöffnung unterbrochenen Kreis bildet und durch eine spiralförmige Anordnung jeden

indiskreten Blick in das Innere des zwei oder drei oder auch mehr Hütten enthaltenden Hofraumes verhindert.

Darf man die Höhe der Kultur eines Volkes nicht so sehr nach der Sorgfalt der Bestellung seiner Äcker, oder der Mannigfaltigkeit des Erwerbes der materiellen Existenz, als vielmehr nach großen Zügen seines nationalen und socialen Lebens schätzen, so muß zugegeben werden, daß eine von der Regierung Bāgírmis gepflegte Sitte, nämlich die des gewaltsamen Sklavenraubes an den eigenen Eingeborenen, einen sehr dunklen Schatten auf die Kulturverhältnisse des Landes wirft, ja geradezu eine grausame, jeglichem Menschengefühl hohnsprechende Gepflogenheit ist. Dr. Nachtigal, welcher gezwungen wurde, an einer dieser Menschenjagden teilzunehmen, entwirft uns schaudererregende Bilder von der Bestialität der Jäger. Der König von Bāgírmi bezieht nämlich einen regelmäßigen Tribut an Sklaven aus den Grenzländern von Bāgírmi, der manche Jahre bis auf 1000 Köpfe steigt. Damit die Menschenware beschafft werde, schreibt Nachtigal, überfalle man eine wehrlose, friedliche Ortschaft. „Durch die häufigen Sklavenjagden der Bāgírmi gewitzigt, haben sich die Eingeborenen abseits von ihren aus guten Strohhütten bestehenden Dörfern Wohnungen auf riesigen Bäumen ihrer Wälder eingerichtet, denen gegenüber ihre feigen, meist schlecht bewaffneten Feinde freilich machtlos sind. Sie bauen auf den Ästen der Bäume förmliche Hütten, worin sie selbst wohnen, ihre Gerätschaften, ihre Vorräte an Getreide und Wasser und sogar ihre Ziegen, Schafe und Hunde unterbringen. Strickleitern dienen als Treppen. Die Verteidigung ihrer luftigen Burg besorgen die Männer von großen, am Stamme befestigten Strohkörben aus mit Wurfgeschossen. Ist ein solcher Posten genommen, klettern die unglücklichen Belagerten immer höher und setzen ihre Verteidigung fort. Mitunter will es den Sklavenjägern nicht gelingen, eine solche Feste zu nehmen. Man schießt dann die Verteidiger einfach wie Vögel von den Bäumen herab oder, wenn sie vom Pfeile nicht erreicht werden können, steckt man ihre Festung in Brand und überliefert sie so dem sichern Tode (Fig. 38). Greuelscenen spielen sich auch auf dem Transporte solcher unglücklicher Gefangenen ab. Wird einer marschunfähig — das kann er sehr bald infolge der überaus schlechten Nahrung werden —, so läßt man ihn nicht etwa auf dem Wege liegen, wie das sonst unbarmherzige Sklavenjäger in Afrika zu thun gewohnt sind, sondern man schlachtet kaltblütig die marschunfähigen Männer, Frauen und Kinder, angeblich zum warnenden Beispiele, ab." Dr. Nachtigal fügt hinzu, er habe, als er diese Thatsache hartherzigen Arabern erzählt, wegen der unmenschlichen Grausamkeit des Falles bei diesen damit keinen Glauben gefunden. Was an Sklaven all dieser schlechten Behandlung zu trotzen vermag, wandert zumeist nach Bórnū und Wadâï.

Die Sprache der Bagirmier ist das Tar Bagrimma, welches im for-

malen Charakter den Sprachen der westlichen Nachbarstaaten nahe steht. Dem Tar Bagrimma verwandt sind eine Anzahl der Sprachen der klei-



Fig. 38. Baumwohnungen in Kimre.

neren Stämme, die wieder zu einander in dem Verhältnisse von Dialekten stehen. Natürlich sind die Bildungen der Sprachen von der Sprache der

Felâta und von dem Maba-Idiom zum Teile beeinflußt. Dr. Nachtigal ist der Ansicht, daß sich, nach unserer gegenwärtigen Kenntnis all dieser Sprachen, ein einheitlicher Sprachenkreis längs des ganzen Schâri vermuten lasse, der vielleicht aus dem Nordosten, aus dem Nilthale, einige Grundpfeiler erhalten haben mag.

Die Regierung des Landes ist die unumschränkte Monarchie, welche weder durch eine aristokratische Institution, wie es in Bórnū die Nokena ist, noch durch einen Ministerrat, wie er in den Haússā-Staaten sich findet, irgendwie gehemmt ist. Es bleibt dem guten Willen des Herrschers, der den Namen „Mbánga" führt, überlassen, wenn er sich des Rates seiner Umgebung bedienen will. Nur die strenge Abgeschlossenheit, zu welcher der Fürst verurteilt ist, und die es nicht erlaubt, daß er sich inmitten seiner Edlen zeige, kann als eine Art der Beschränkung des freien Willens des Monarchen angesehen werden. Die Abgeschlossenheit des Sultans von Bāgírmi von seiner Umgebung ist eine so strenge, daß er nur mittels Dolmetschers mit seiner Umgebung verkehrt, indem seine geheiligte Person entweder ganz und gar hinter Vorhängen oder Thüren verborgen, oder doch derartig mit Kleidungsstücken, Mänteln, Stoffen u. s. f. verhüllt ist, daß man, wie Dr. Nachtigal sich ausdrückt, kaum seine Nasenspitze hervorgucken sieht. Die Dolmetscher ihrerseits sind wohl unterrichtet und gehalten, unliebsame Angelegenheiten, beträfen sie nun Einheimische oder Fremde, der geheimnisvollen Majestät ganz vorzuenthalten oder abzuschwächen.

Zur Audienz, schreibt Dr. Nachtigal in Übereinstimmung mit Dr. Barth, legt der Unterthan am Eingange des Außenhofes seine Sandalen ab, die der Thürhüter in Empfang nimmt. In einem zweiten Hofe werden die Waffen, von denen sich der Bāgírmi ungerne trennt, indem er fast immer das Armbeil behält, abgelegt, und im Empfangshofe selbst wird sogar die Tobe von den Schultern herabgenommen und um die Hüften gegürtet, so daß der Audienzwerber am ganzen Oberkörper nackt ist. Häufig wird bloß die Schulter der Tobe entkleidet und das Gewand erst in Gegenwart des Herrschers ganz herabgenommen. Der Unterthan hockt sich nun auf den Boden nieder, den Oberkörper vornüber halb zur Erde gebeugt und schlägt leise beide flachen Hände wiederholt zusammen, seinem Herrn und König langes Leben wünschend. Von dem Entblößen des Armes sind Fremde und die einheimischen Posaunenbläser, welche von einem Bruder des ersten Bāgírmi-Königs abstammen sollen, befreit. Von sonstigen interessanten und komischen Gebräuchen der Person des Königs erzählt Dr. Nachtigal, daß, wenn der Sultan zu Pferde steige, er derart in Stoffe und in einen Burnus gehüllt und ihm die Kapuze so tief über das Gesicht herabgezogen werde, daß man von seiner geheiligten Person keinen Gesichtszug entdecken könne. Über das Haupt des königlichen Reiters werde jederseits an langem Stiele ein seidener Schirm gehalten, rot von Farbe mit grünseidenem Rand.

„Vor ihm tänzeln taktmäßig zwölf Sklaven mit großen Straußenfedern an langem Stiele, die sie ebenso taktmäßig schwingen und wirbelnd in die Höhe stoßen. In der Begleitung des Königs führt man auch Pauken und Posaunen, welchen rauhe, dröhnende, höchst unmelodische Töne entlockt werden, und zu deren Klange manche Bläser in improvisierter Dichtung den Ruhm des Herrschers singen oder unter scherzhafter Form in freier und oft kühner Sprache ihm Bitten vortragen, ernste Wahrheiten sagen oder selbst Ratschläge erteilen. Der König ist mit allerlei, seine Würde bezeichnenden Insignien versehen. Fragen der Landesverwaltung und der Gerechtigkeitspflege kommen dem Herrscher selten vor; sie fallen in das Ressort geistlicher und weltlicher Beamten."

Das gesamte Land mit allen Städten und Dörfern ist unter die Söhne und Brüder, Frauen und Töchter, Mütter und Schwiegersöhne, Verwandte und Würdenträger des Königs geteilt, die nach Willkür schalten und walten und ihrer Beneficien nur dann entkleidet werden, wenn sie eine schreiende Ungerechtigkeit begangen, zu wenig in die Kasse des Sultans abgeführt oder sonst ein arges Delikt sich haben zu schulden kommen lassen. Ob das Land wohl fahre oder nicht, ist niemandes Sorge. Dem Könige obliegt es ganz besonders, seine Einnahme zu erhöhen, was am besten im Wege des Krieges gegen die Nachbarn oder auf den geschilderten Sklavenrazzias geschehen kann. Eine reguläre Armee giebt es in Bägirmi nicht. Der König sammelt seine Sklaven und versieht sie mit Waffen, und ihn ahmen hierin auch seine Würdenträger nach. Der Impuls zu einer der schrecklichen Sklavenjagden geht vom Könige aus, der auch um die Instandhaltung seines aus 400—800 Frauen bestehenden Harems sehr besorgt ist. Alle Kosten für diesen müssen auf dem Wege des Sklavenhandels eingebracht werden.

Von der Familie des Königs ist die wichtigste und höchststehende Person seine Mutter, welche den Titel „Magira" führt und in der Regel ihren Sohn sehr beeinflußt. Ist sie verstorben, so wird ihre Stelle mit einem Eunuchen besetzt, der allerdings nicht die Macht und das Ansehen einer wahren Mogira hat. Die Söhne des Königs, deren ältester der Thronerbe ist, haben verschiedene Titel, ebenso die Töchter desselben, welche von der ältesten Schwester nach Art einer Vorsteherin gemeistert werden. Die Frauen des Königs führen den Namen „Lele" und werden von einer Garde von Eunuchen bewacht. Stirbt der König, so waren sie früher zur Witwenschaft verurteilt, dürfen aber jetzt freie Männer des Landes wieder heiraten.

Der Würdenträger am Hofe von Bägirmi zählt Nachtigal nicht weniger als 23 auf, deren wichtigster der Fatscha (von paschet, d. h. „sieht durchdringend scharf") ist und das Amt des obersten Kriegsanführers bekleidet. Das wichtigste Amt bleibt natürlich immer jenes der getreulichen Füllung der königlichen Kasse. Die Abgaben bestehen in Tribut an Rindern, Pferden, Honig, Milch, Baumwollenstreifen, Elfenbein, Sklaven u. s. w.

Die Streitmacht Bâgirmis hatte Dr. Nachtigal kennen zu lernen volle Gelegenheit. Ganz besonders war es die Reiterei, welche der Forscher im Kriegslager des Sultans Abû Sekkîn zu sehen bekam. „Die Reiter," schreibt er, „glänzen in ihrem Kriegsschmucke mehr durch die barocke Mannigfaltigkeit ihrer Kostüme, als durch die Vollständigkeit und Solidität derselben. Einige wenige waren im vollständigen Besitze von Waffenpanzern für Pferd und Reiter, einschließlich der dick wattierten Mützen. Viele gab es, die in vollster Nacktheit auf der Decke ihres Reitpferdes paradierten, wieder andere hüllten die schwarzen Glieder in Bestandteile eines Panzers, ohne sonst mit irgend einer Art von Kleidungsstücken angethan zu sein. Die Pferde der Reiter sind von kleiner Statur, buntscheckig und sehr beweglich. Von einer geordneten, operationsfähigen Heeresmacht kann natürlich auch in Bâgirmi keine Rede sein, weil die Bewaffnung der Leute eine überaus mangelhafte ist. Nichtsdestoweniger lassen es die schwarzen Marssöhne sich nicht entgehen, in Waffen- und Kriegsspielen verschiedener Art ihrer kriegerischen Begeisterung Ausdruck zu geben." Dr. Nachtigal beschreibt uns ein Kriegsspiel in Bâgirmi, dem er selbst beigewohnt. Leute in den wunderlichsten Kostümen, mit sorgsam unter den Achseln zu unförmlichen Wulsten zusammengerollten Toben, alten Mützen, mangelhaften Panzerhemden, mit roten, blauen oder gelben, um Haupt und Leib gewundenen Tüchern, Hyänen-, Ziegen-, Gazellen-, Wildkatzen- und Hundefellen als Kopfputz, Reiter mit auf den nackten Füßen als Sporen angeschnallten Eisenstacheln, mittelalterlichen Radsporen u. s. w. manövrieren und führen unter dem Klange und dem Getöse von Hörnern und Trommeln Scheinkämpfe, die an origineller Wildheit nichts zu wünschen übrig lassen sollen. Bald schlugen sie, beschreibt Dr. Nachtigal eines dieser Spiele, mit ihren Waffen und Schilden aneinander, bald zogen sie sich in unentwirrbarem Gewimmel wieder zusammen, bald forderten sie unter Kriegsgeheul und phantastischem Schwingen der Waffen hüpfend und tanzend den scheinbaren Feind heraus, bald stürzten sie sich springend und laufend auf denselben, und es kam zum wilden Handgemenge, bald wieder wendete sich eine Partie in rasendem Laufe zur Flucht, bei der mancher zu Falle kam, am Boden hinrollte und unter die Füße der Seinigen und der Verfolger kam.

Was die Geschichte des Landes Bâgirmi betrifft, so wiesen Barth und Nachtigal übereinstimmend auf das vollständige Fehlen von solchen Dokumenten hin, welche für die Geschichte des Landes von Wichtigkeit wären. Während nun Dr. Barth als das älteste und einzige Dokument die Geschichte des Leo Africanus anzusehen geneigt war, spricht Dr. Nachtigal von einer Regentenliste, welche am Hofe von Bâgirmi geführt, jedoch bei einer Inkursion der Wadaier mit nach Wadâï genommen worden sei, ferner von einer andern vergilbten Liste, die ihm in die Hände gekommen ist, die jedoch wegen des mangelhaften Arabisch, in welchem ihr Inhalt abgefaßt

war, von dem Forscher nicht entziffert werden konnte. Ein Hilfsmittel gebe es, meint Nachtigal, in dieser Verlegenheit, und das seien die Leute edlen Ursprungs in Bāgírmi, welche, sämtlich durch Blutsverwandtschaft miteinander verknüpft, die wichtigsten Daten der Geschichte des Staates in ihrem Gedächtnisse bewahren und traditionsmäßig fortpflanzen, da sie sich bei den bemerkenswerteren Ereignissen ihrer Geschichte gewissermaßen persönlich beteiligt fühlen. So diente Dr. Nachtigal ein Mann Namens Alifa als Geschichtsquelle.

Der Staat Bāgírmi erhob sich als solcher, schreibt Barth, aus der Finsternis des Heidentums, welche die östlichen Teile des Sudân bedeckte, erst eine geraume Zeit, nachdem in West-Sudân mächtige Königreiche gegründet worden waren. Die Sudanesen führen ihre Staatengründungen auf Einwanderer aus dem Osten zurück, namentlich auf Araber aus den Städten Medîna und Dschidda. Die Bagirmier speciell leiten den Stammbaum der Gründer des Reiches aus Sennaar her. Dr. Nachtigal ist jedoch der Ansicht, daß die Gründung des Reiches Bāgírmi nur aus der unmittelbaren Nähe des Landes geschehen konnte. Die ersten Rudimente staatlicher Ordnung zeigen sich am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts. Zwölf Brüder sollen die Gründung des Staates bewirkt haben. Als Führer derselben gilt Dokko mit dem Beinamen Kênga, welcher, bevor noch Bāgírmi erreicht wurde, im Sokoro-Distrikt zu Kênga eine Herrschaft gegründet und ein Siegessymbol gestiftet haben soll, das später nach Mâssenja übertragen wurde, nämlich die sogenannte „Königs- oder heilige Lanze“. Die Stämme der Umgebung von Kênga zollten dieser Kapitale ihren Tribut, während die nördlicher gelegenen Teile von rinderzüchtenden Felâta bewohnt waren. Bei dem weitern Vordringen nach dem Norden wurde ein durch einen hohen Tamarindenbaum ausgezeichneter Platz zu einer Niederlassung ausersehen, welche den Namen Mâssenja erhielt. Dieses soll unter der Herrschaft des Häuptlings Birni Bessê (1522—1536) geschehen sein, der also der erste König von Bāgírmi wurde. Von Birni Bessê bis auf Muhammedu, der den Namen Abû Sekkîn, d. i. „Vater des Messers“, wegen seiner Härte erhielt, im Jahre 1858 den Thron bestieg und die Herrschaft während der Anwesenheit Dr. Nachtigals im Lande führte, haben 19 Herrscher die Geschicke von Bāgírmi gelenkt und waren nach und nach von den Felâta zum Islâm bekehrt worden. Sultan Abdallâ (1568—1608) verbreitete die Lehre des Propheten mit tapferer Hand, denn er hatte den Plan der Gründung eines großen muhammedanischen Reiches gefaßt. Er eroberte das Land an der Schâri-Linie, gründete eine Reihe von Hofwürden, vergrößerte die Königswohnung, ließ sich die Rechtspflege angelegen sein und organisierte durch Errichtung von Betplätzen und Installierung von Geistlichen das Religionswesen. Nach 40jähriger Herrschaft hinterließ Abdallâ das Reich in blühendem

Zustande. Der kriegerische Burkomanda (1635—1665) erweiterte die Grenzen Bâgirmis gegen Süden. Einige Sultane zeichneten sich durch hohe Frömmigkeit aus, so daß sie den Beinamen „Walî", d. i. der Fromme, erhielten; andere, wie Burkomanda, Tab' Lôle, Loël, besaßen alle Tugenden tüchtiger Regenten. Das Land hatte indessen nur in kleinen Pausen sich des Friedens zu erfreuen. Ein Teil seiner Geschichte ist von beständigen und hartnäckigen Kämpfen mit den benachbarten Wadâï ausgefüllt. Die Regierung Sultan Hâdschs (1751—1785) ist durch eine Eunuchenwirtschaft und die Einführung der grausamen Sitte, ehrgeizige Prinzen durch Blendung mittels siedender Butter von der Herrschaft fernzuhalten, zu welcher nur ein körperlich Intakter berufen werden kann, berüchtigt. Unter der Regierung des lasterhaften und gottlosen Abd er-Rahmân Gauranga (1785—1806) drangen die Wadaier in das Land unter König Sabûn, und unter Burkomanda (1807—1846) nahmen die Kriegswirren solchen Umfang an, daß nunmehr auch gegen Westen Raubzüge unternommen und das Land in die denkbar traurigste Lage versetzt wurde. Unter Abd el-Qâdirs (1846—1858) Regierung, die gleichfalls durch Kämpfe aller Art ausgezeichnet ist, fällt Dr. Barths Besuch von Bâgirmi. Unter dem Sohne Qâdirs, Muhammedu, mit dem Beinamen Abû Sekkîn, bereiste Dr. Nachtigal das Land. Bâgirmi, schon früher Wadâï tributpflichtig, erfreute sich auch damals keiner Ruhe, wiewohl Abû Sekkîn in seinen kriegerischen Unternehmungen anfangs ziemlich glücklich war. Sultan Ălī von Wadâï eroberte aber 1870 Mâssenja, die Hauptstadt Bâgirmis, und vertrieb Abû Sekkîn, der zur Zeit von Dr. Nachtigals Anwesenheit unstät im Lande umherirrte, da von König Ălī ein Verwandter der herrschenden Familie auf den Thron gesetzt worden war.

Die Beschreibung der Hauptstadt Bâgirmis, Mâssenja (Mâseña) verdanken wir dem vortrefflichen Dr. Barth, der uns auch einen Plan dieser sudanesischen Kapitale entworfen hat. Dr. Barth schreibt Mâssenja einen Umfang von sieben Meilen zu, bemerkt jedoch, daß die Fläche der Stadt nur zur Hälfte bewohnt sei. Wie in anderen Städten des Sudân, so konzentriert sich auch hier der Hauptverkehr um den Palast des Sultans. In der Mitte der Stadt befindet sich eine muldenartige Einsenkung von bedeutender Länge und durchschneidet, wie die Stadt Kano, Mâssenja von Westen nach Osten. Die Araber nennen diese Einsenkung el-Bahr, weil sie sich während der Regenzeit mit Wasser füllt. Solche Vertiefungen, jedoch kleinern Umfangs, finden sich mehrere im Weichbilde der Stadt, und es ist begreiflich, daß das in denselben während der Regenzeit angesammelte und unter der Gluthitze der Sonnenstrahlen verdunstende Wasser das Klima stark beeinträchtigt. An der Südseite der Einsenkung befindet sich das belebteste Viertel mit dem Sultanspalast. Es besteht aus unregelmäßigen Thongebäuden und Hütten, während die Residenz, wie Dr. Barth hervor-

hebt, aus gebrannten Backsteinen erbaut ist, was als eine Seltenheit bezeichnet werden muß, weil die meisten Gebäude der sudanesischen Städte bloß aus Lehmpatzen, die an der Sonne getrocknet werden, errichtet werden. Das Alter des Palastes schätzt der genannte Forscher auf 100 Jahre. Er bildet ein Viereck von länglicher Gestalt und hat etwa 2300—2400 Schritte Umfang. Über das Innere äußert sich Dr. Barth folgendermaßen: „Bei unserm Eintritt gelangten wir zuerst auf einen offenen Hofraum, in dessen östlichem Teile sich ein großes, oblonges Gebäude oder eine Halle erhob, die von Lehm erbaut war. Es war die gewöhnliche Stätte öffentlicher Audienz. Neben dieser Hütte befinden sich Zimmer von Hofbeamten und eine Halle als Eingang zu den Privatgemächern des Sultans. Der südöstliche Teil des Palastes ist mit einer besondern Mauer umgeben und birgt den eine große Anzahl Frauen zählenden Harem des Sultans."

Dr. Nachtigal, der mit schwerer Mühe am Hofe von Mâssenja eine Audienz (s. Fig. 39) erlangt hatte, beschreibt den Platz, wo er empfangen wurde, recht anschaulich. „Innerhalb einer Stoffeinfriedigung befand sich ein kleiner, mit reinlichem Sande belegter unbedachter Raum, dessen eine Seite von einem Schattendach eingenommen war, das wieder durch Vorhänge abgeschlossen werden konnte. Diese letzteren waren augenblicklich zurückgeschlagen und ließen die Gestalt des Königs auf einer mit bunten Stoffen belegten Bank sehen, ohne daß mir jedoch Burnus und Litâm desselben erlaubt hätten, mehr von seinem Antlitz zu sehen, als einen kleinen Teil schwarzer Nase. Die königliche Würde legt in Bagírmi ihrem Träger große Unannehmlichkeiten auf. Unter den schweren Wollstoffen, die kaum den allernötigsten Luftzutritt gestatteten, mußte es bei der herrschenden Sommertemperatur zum Ersticken sein, und einige Sklaven, welche mittelst roh gearbeiteter Straußenfeder-Fächer und einfacher Giraffenschwänze die Luft zu erneuern bestrebt waren, konnten kaum eine wesentliche Erleichterung bringen."

Als Dr. Barth Mâssenja besuchte, bot die Stadt einen traurigen Anblick dar. In der ganzen Stadt sah man keine Spur von Industrie, und der ganze Hüttenkomplex hatte bloß den Charakter einer künstlichen Wohnstätte der unmittelbar mit dem Hofe in Verbindung stehenden Personen. Der Marktplatz, in dessen Mitte eine Tamarinde paradierte, war tot. Die Bauart der Hütten ist eine solide, namentlich sind dieselben gut bedacht und mit Nettigkeit ausgeführt. Die Stadtmauern sind im Verfalle und weisen neun Thore auf. Über den Marktverkehr äußert sich Dr. Barth dahin, daß in Mâssenja alle Tage ein Markt abgehalten werde, auf welchem allerdings nur Lebensbedürfnisse verkauft werden. Die gangbare Münze ist ein Baumwollenstreifen — fárda — von unregelmäßiger Länge, Handbreite und verschiedener Güte. Größere Gegenstände werden in Hemden

gekauft und hintangegeben, welche chalág obol heißen und deren Wert zwischen 70 und 150 Fárda wechselt. Neben Zwiebeln fand Dr. Barth



Fig. 39. Audienz in Mâssenja.

auf dem Markte von Mâssenja Negerkorn, Bohnen, Erdmandeln, Salz, Milch, Butter, Baumwolle, roten Pfeffer, von europäischen Erzeugnissen

bloß Glasperlen, von Kano-Waren Toben, dann Pferde. Elfenbein wird nicht auf den Markt gebracht, dagegen viele Sklaven. Mâssenja lag zur Zeit, als Dr. Nachtigal Bāgírmi bereiste, halb in Trümmern, der Sultan Ālī von Wadâï hatte die Stadt kurz zuvor eingenommen und zum Teile zerstört.

Bāgírmis östliches Nachbarland ist das merkwürdige Reich Wadâï[1]. Die Kenntnis dieses Landes verdanken wir den autoptischen Daten des Scheïch Muhammed ibn Ômar el-Tunsî, den Erkundigungen Heinrich Barths, Gustav Nachtigals Angaben und den wenigen Äußerungen, welche ein Nachfolger Nachtigals, Lieutenant Massari, der mit dem unglücklichen Dr. Matteucci gereist war, bisher hat in die Öffentlichkeit gelangen lassen. Ein Märtyrer der Wissenschaft hat hier sein Leben lassen müssen, der kühne Dr. Eduard Vogel, und wahrscheinlich auch ein Landsmann desselben, Moritz von Beurmann. Die Physiognomie des Landes ist von der Bāgírmis nicht viel verschieden. Das Terrain dacht sich von Osten gegen Westen ab und zeigt nur an der Ostseite bedeutendere Erhebungen, so im Dâr Tâma und Dâr Sulla. Die Gewässer Wadâïs sammeln sich in zwei Wasserbecken: in dem Fitri-See, in welchen der Batha mündet, und in dem Iro-See, in welchen der Bahr es-Salâmât, mit den zahlreichen ihm aus dem gebirgigen Kerne des benachbarten Dâr Fûr zuströmenden kleineren Torrenten, einmündet. Die Gewässer im südlichen Teile des Landes sammelt der Aukadebbe, der zum Systeme des Schâri gehört. Das Land ist reich an Waldungen und fruchtbar. Dr. Barth berichtet, man habe, was die Population von Wadâï betrifft, zuerst zwei große Gruppen voneinander zu unterscheiden: die einheimischen oder die eingewanderten Negerstämme auf der einen und die arabischen Stämme auf der andern Seite. Zu den ersteren rechnet Barth diejenigen Stämme, welche das eigentliche Wadâï oder Mâba bewohnen und das Bôra Mâbang reden. Sie bestehen aus einer Menge von kleinen Stämmen, so den Kélingen, Molánga, Madaba im Nordosten, den Koboî, d. i. Bergbewohnern (von kodók der Berg), welche durch besondere Körperkraft und Unabhängigkeitssinn ausgezeichnet sind, den Kunō, Kauak, Girri, Amirga, Târa u. s. w., welche ihre Wohnsitze alle in der Nähe von Wâra haben. Alle diese Mâba-Völker sollen voneinander gänzlich verschieden sein. Am zahlreichsten sind die Kélingen, Kadschánga, Malánga und Koboî. Die Gemir, die Barth an zweiter Stelle setzt, danken einen gewissen Vorrang dem Umstande, daß zu Barths Zeiten die Königin-Mutter von Wadâï, die im Lande

[1] Den Namen soll das Land von einem Fürsten Wōba, dem Großvater des Begründers des Reiches, Abd el-Kerîm, erhalten haben. Die Furâner sollen Wadâï Borgo, die Völker von Wadâï auch Saley nennen. Auch der Name Seleh oder Mobba wird als der des Landes Wadâï überliefert.

einen Einfluß hat, von ihnen abstammte. Im übrigen sei ihre Macht sehr geschwächt. An dritter Stelle führt Barth die Abû Schârib oder Abiî an, die noch zahlreicher sein sollen, als die Mâba, dann die Tâma, ein tapferes Bergvolk, das seine Unabhängigkeit bewahrt zu haben scheint, nachdem es dieselbe durch zwei Jahrhunderte mit Erfolg verteidigt; ferner die Má-ssalit, Mímī, Kómlongo, Kūka u. a. m. Dr. Barth hat auch einige Vokabularien bei den Repräsentanten der vielen Stämme Wadâïs gesammelt. Was die arabische Bevölkerung des Landes betrifft, die Arámka Dâr Mábana, gewöhnlich Schûa oder Schîwa genannt, so umfaßt sie ebenfalls eine große Anzahl von Stämmen, die seit 500 Jahren in Wadâï ansässig sind; es sind dies die Máhamīd, reich an Kamelen und Kleinvieh, welche von dem unglücklichen Dr. Vogel erforscht worden sind, die Benî Hélba, die Schigegât, Sébbedi im Norden, die Missiríe, welche in zwei Gruppen, die schwarzen und die roten, zerfallen, die Chosām, die Sajûd, Djaátena, Ssábbade und Abidíe, welche einen Teil des Jahres im Thale des Batha zubringen; ferner die Kolómat und Terdschem, die Aulâd Râschid, Salâmât u. a. m. Alle Stämme zusammen können nach der Hautfarbe in rote und schwarze (homr und sorûk) eingeteilt werden.

Über die Geschichte des Reiches von Wadâï haben uns der ausgezeichnete Heinrich Barth und Dr. Nachtigal reichhaltige Daten geliefert. Der erstere sammelte sein Material in Bāgírmi, Nachtigal im Lande selbst. Als Gründer des Reiches wird Abd el-Kerîm genannt, der auf einem Teile der Trümmer des Tündschur-Reiches das neue Staatswesen begründete (ca. 1020 d. Hedschra). Seinen Ursprung führte das Königsgeschlecht auf die Abbassiden zurück und führt den Namen dieses glänzenden orientalischen Herrschergeschlechtes auch im Siegel. Heinrich Barth hat zwar die Herleitung des Ursprungs der Königsfamilie von den Abbassiden für ein Hirngespinst erklärt; allein Nachtigal berichtet, daß die Herrscher auch den Titel „Scherîf“ usurpieren wollen, was aber, wie er hinzufügt, nichts Ungewöhnliches sei, da der Name Scherîf in Wadâï sehr häufig vorkomme. Mit dem Titel der Abbassiden habe es aber seine volle Richtigkeit. Als der letzte der Abbassiden zu Bagdâd, führt Dr. Nachtigal begründend an, Muhammed el-Mustasimân ibn el-Mustansiru, nach 17jähriger Regierung im Jahre 656 d. H. getötet worden sei, sei einer seiner Söhne, Namens Abdallâ el-Mustainu billahi ibn el-Mustasimâni, nach Afrika entflohen, habe sich zu Alexandria und Kairo aufgehalten und sei in letzterer Stadt im Jahre 679 d. H. gestorben. Die Nachkommen desselben nahmen ihren Sitz zu Siut, Dongola, Berber und Schendi bis zum Jahre 982 d. H., in welchem Ȧlī Salah ed-Dîns Sohn, Harûn ar-Raschîd abû el-Djameï, Schendi verließ und sich gegen Westen wandte. Er verblieb zunächst eine Zeitlang auf dem Dschebel Oda in Fûr und seine Nachkommen setzten die Wanderschaft nach dem Westen des Sudân fort. Abd el-Kerîm nahm

seinen Wohnsitz in den Bergen der Aulâd Dzama und trat mit den Häuptern der das Territorium des heutigen Wadâï bewohnenden Stämme in freundschaftliche Verbindung. Alle diese Sprossen der Abbassiden hatten den Chalifentitel geführt. Im Jahre 1032 d. H. wurde Abd el-Kerîms gleichnamiger Sohn, der eigentliche Begründer des Wadâï-Reiches, bei den Mababa, bei welchen sein Vater Aufenthalt genommen, geboren. Er bildete sich durch einen zu Studienzwecken genommenen Aufenthalt zu Bórnū und Bāgírmi aus, stürzte den Sohn des stolzen Beherrschers des Dâr Mâba und begründete das Reich Wadâï um das Jahr 1062 d. H. Aus dieser Deduktion Nachtigals wird klar, daß die Könige von Wadâï nicht mit Unrecht sich rühmen, dem Geschlechte der Abbassiden entsprossen zu sein.

Von der Geschichte Wadâïs hat uns Dr. Barth einen überaus wertvollen Abriß geliefert. Er erzählt, der oben genannte Abd el-Kerîm, der Begründer des Reiches von Wadâï, sei Statthalter des Tündschur-Herrschers Daûd gewesen und soll sich gegen diesen aufgelehnt haben. Er sei siegreich geblieben und habe seinen Sohn Charût zum Nachfolger bestimmt. Dieser erbaute die Kapitale Wâra (s. Fig. 40) und nahm hier seinen Sitz. Ihm folgte sein Sohn Charîf, der von dem kriegerischen Stamme der Tâma erschlagen wurde, und diesem wiederum folgte Jakûb Arûß, ein kriegerischer Mann, der, von Eroberungsgelüsten erfaßt, nach Dâr Für zog, um es dem Hause Solimâns zu entreißen, aber schmählich vertrieben wurde. Arûß' Sohn, Charût II., regierte 40 Jahre und genoß voll und ganz die Segnungen des Friedens. Charûts II. Sohn, Dschôba oder Dschaube, der den Ehrentitel Sulâi oder Sulê, d. i. „der Befreier", führt, wies einen feindlichen Angriff der Furaner siegreich zurück und gab dem Reiche den Namen Dâr Sulâi. Ihm wird auch die Eroberung von Kânem, das unter der Botmäßigkeit von Bórnū stand, zugeschrieben. Auch dieser Fürst soll 40 Jahre regiert haben. Säleh, Dschôbas Sohn, der nun gefolgt ist, wird als ein schlechter Fürst geschildert, der durch Hinrichtung der Ulamas sich ein schlechtes Renommee geschaffen. Gegen den grausamen Vater erhob sich der älteste Sohn Sälehs, Abd el-Kerîm, und besiegte und tötete den Vater in einer Schlacht im Jahre 1805. Dr. Barth ist der Ansicht, daß bis zu diesem Ereignis der von ihm angegebene Faden der Geschichte vollkommen richtig sei, wiewohl er von anderen Darstellungen abweiche.

Abd el-Kerîms, des Vatermörders, Regierung soll eine überaus glückliche gewesen sein und ihm den Namen des Weisen (Sabûn) eingetragen haben. Er eroberte zunächst Bāgírmi, dessen Bewohnerschaft durch Ausbeutung des Karawanenhandels auf der großen Bórnū-Straße reich geworden war. Bāgírmi wurde eine tributäre Provinz Wadâïs. Nachdem Abd el-Kerîm die Verhältnisse nach außen geordnet, wandte er alle Sorgfalt der Anknüpfung kommerzieller Beziehungen Wadâïs mit den Häfen der Mittelmeerküste zu. Er starb 1815 in dem Orte Dschune bei Wâra plötz-

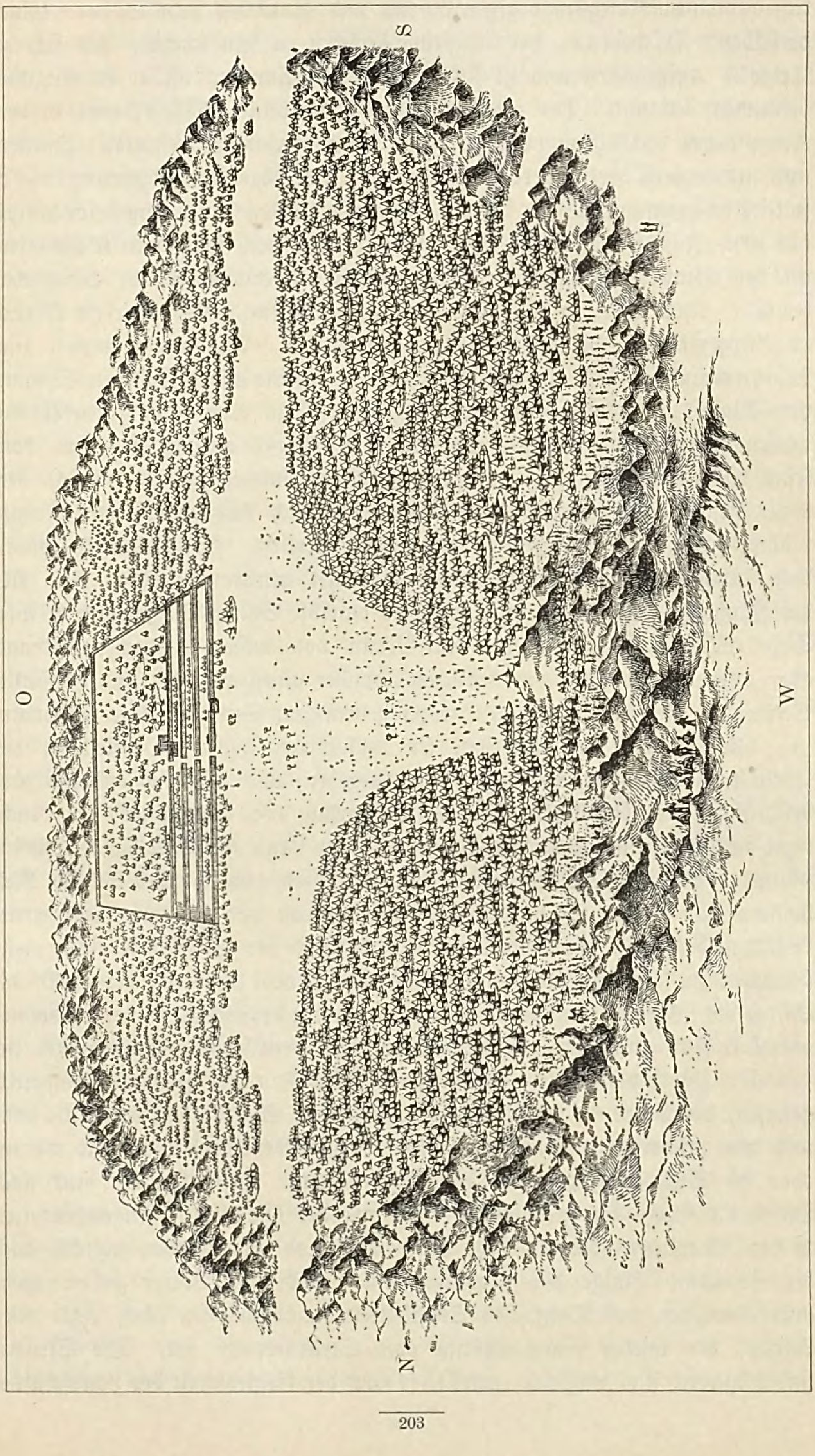


Fig. 40. Wāra, die alte Hauptstadt von Wadāï. (Nach Scheich Muhammed el-Tunsi.)

lich auf einem Kriegszuge gegen Bórnū und hinterließ sechs Söhne. Einer derselben, Dschâfar, der illegitim gewesen zu sein scheint, hat sich zu Tripolis aufgehalten und ist infolge seiner Abenteuer, die er in England bestanden, bekannt. Der älteste der Söhne Sabûns, Asséd, war in dem Kampfe um den Thron (Sabûn hatte keinen Nachfolger bestimmt) gefallen, und nun ergriff der jüngere Sohn Jussûf die Zügel der Regierung, die er freilich in grausamer Weise führte, wodurch er seinen Untergang beschleunigte (1830). Jussûf folgte sein Sohn Râkeb, der noch im zarten Kindesalter an den Blattern verstarb, worauf ein Seitenverwandter der königlichen Familie, Namens Abd el-Azîs, den Thron bestieg. Dies war ein Signal zu Bürgerkriegen, die bis 1834 gewährt haben. Aus den Kämpfen ging Muhammed Sāleh als Thronerbe hervor, der die widerspenstigen Stämme von Wadâï mit Glück bekämpfte, im Jahre 1846 einen Zug gegen Bórnu unternahm und die Triben am Bahr el-Ghazâl unterwarf. Der Rest seiner Regierungszeit war mit Bürgerkriegen wieder erfüllt. 1850 verlegte dieser Fürst seine Residenz von Wâra nach Abeschr. Dieser Kampf währte noch, als Dr. Barth den Sudân verließ. Es verlautete später, daß Muhammed Sāleh von seinen Brüdern entthront worden sei. Als die Nachtigal Wadâï durchzog, regierte daselbst Sultan Muhammed Alī, Sohn Muhammed Scherugs, ein Mann von außerordentlicher Strenge, aber offenem Kopf, der den deutschen Forscher gütig aufnahm und beschützte. Seither ist die Nachricht nach Europa gedrungen, Sultan Alī sei gestorben.

Bislang hat Dr. Nachtigal eine zusammenhängende Darstellung der Verhältnisse in Wadâï noch nicht herausgegeben, und wir sind daher darauf beschränkt, was Dr. Barth über die Regierung von Wadâï und Dr. Nachtigal in gelegentlich gehaltenen Vorträgen über Land und Volk dieses Sudânstaates haben in die Öffentlichkeit gelangen lassen, endlich was Scheïch Muhammed ibn Ómar el-Tunsî in dem von Perron und Jomard publizierten Werke niedergelegt. Ich bin geneigt, den Angaben der deutschen Forscher mehr Glauben zu schenken, als den kopiösen Daten des Arabers, der z. B. die Sitten der Wadaier immer nur in Parallelen mit der Gesittung der Bewohner von Dâr Fûr geschildert hat und daher nicht überall vollkommen präzis ist.

Dr. Barth berichtet, zu seiner Zeit sei Wadâï in vier Provinzen eingeteilt gewesen, deren jede ein Kamkolâk (pl. Kemâkel, Statthalter) verwaltet habe und dem wiederum vier untergeordnete Kamkolâk-endikrêk unterstellt waren, oder die Stellvertretung derselben inne hatten. Diese Kemâkel sind nach Barth die Chefs der gesamten Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten in den Provinzen, Herren über Leben und Tod und erheben zugleich auch die Steuern. Einige der schwarzen und arabischen Völker haben wohl auch einen von den königlichen Statthaltern unabhängigen Chef, Agîd oder Agade, der wieder seinen Chálifa oder Stellvertreter hat. Die Steuern und Abgaben sind ungleich verteilt, je nach der Ergiebigkeit der Landschaften

oder dem Reichtum der Stämme. Man liefert Körnerfrüchte ab, aber auch Vieh, namentlich Kamele. Die Negerbevölkerung ist von der Abgabe an Vieh befreit. Die Araber haben außer den allgemeinen Abgaben, zu denen jedermann verpflichtet ist — káffala genannt —, dem König die sogenannte nōba zu geben, bestehend in der alle vier Jahre zu leistenden Abgabe einer Kuh von jedem vierten Mann. Ferner, berichtet Barth, habe jedes Lager an jedem Feiertage eine junge Kuh zu liefern; auch haben die Araber bei dem Inspektionsbesuch eines Agîd noch eine Abgabe (diāfa) zu leisten, von deren Ertrage die Hälfte der Sultan erhält. Die Beiträge der tributären Völker sind verschiedenartig.

Der König hat eine beratende Körperschaft zur Seite, den sogenannten Fâscher, der seine Sitzungen auf einem offenen Platze abhält und dessen Präsident, der sogenannte Sing-Melék oder Thormeister, in dem Range eines Veziers steht. Die übrigen Mitglieder des Rates sind der Kamkolâk Râkeb, der Privatschatzmeister des Sultans, die verschiedenen Kamkolâks und Agîds, Hofhaushalts-Beamte und Leibgarde-Offiziere. Die Königin-Mutter — mōmo — wird manchmal um ihr Votum befragt, erscheint aber nie im Rate. Den Vorrang im Haushalte des Königs haben nach Barth die Söhne des Monarchen — kolôu — und die Töchter desselben — mēram —, dann folgen die Frauen des Sultans. Der Hofstaat wird aus einer großen Anzahl von Hofbeamten zusammengesetzt.

Die Hauptstärke des Heeres Wadâïs veranschlagte Barth auf 7000 Mann Reiter, von denen 1000 noch Panzerhemden tragen (Fig. 41). Ihr Pferdematerial wurde dem Reisenden als ein ausgezeichnetes geschildert. Jedes Pferd des Königs führt den Titel rauâil und hat außerdem einen besondern Namen. Die Waffe der Krieger ist der Speer; nur ein sehr kleiner Teil des Militärs besitzt Flinten. Den Rang der Befehlshaber bestimmt die Anzahl der von ihm ins Feld gestellten Truppen.

Die Ortschaften in Wadâï nennt Dr. Barth im allgemeinen klein und es ist dem Forscher von Eingeborenen versichert worden, daß es keine Stadt gebe, die über 1000 einzelne Wohnungen hätte. Der größte Ort des ganzen Landes soll Kóbogus sein. Die Wohnungen bestehen wie in allen Teilen des Sudân aus Gruppen von runden, glockenförmigen Hütten aus Rohrgeflecht, māhareb oder samâwi genannt und mit einer Mauer oder einem Zaune umfriedet, in den seltensten Fällen aus Lehm erbaut. Die Araber wohnen in tragbaren Hütten, die aus Matten von Deleb-Palmblättern zusammengesetzt sind.

Das Palais des Sultans zu Wâra beschrieb Scheïch Ómar el-Tunsî als eine weithin ausgedehnte Ubikation mit mehreren Eingängen, welche von Wachen besetzt gehalten werden. Alle Abende bezieht eine Leibwache, ozbân, von 1000 Mann die Wache bei Hofe, und außerdem wird die äußere Mauer des Palastes von zahlreichem Kriegsvolke umlagert. Der König schlichtet Rechtsstreitigkeiten von einer an die Palastmauer angebauten Erhöhung herab.

Der Großhandel Wadâïs, schreibt Barth, befinde sich ganz in den Händen der Dschelloba, Kaufleuten von Geburt, welche vor 130 Jahren aus dem Nilthal in das Land eingewandert sind und in Gesellschaften, deren jede eine Linie bereist, Handel treiben, und zwar unter der Ägide des Sultans, welcher jeder der Kompanieen auf die Dauer der Reise einen Vorstand — agîd — beigiebt, damit er den Gewinn genau überwache. Die Artikel, mit welchen Handel getrieben wird, sind: Salz, Kupfer, europäische Waren, so Tuche, Burnusse, Panzer, Glasperlen, Kaliko, Pa-

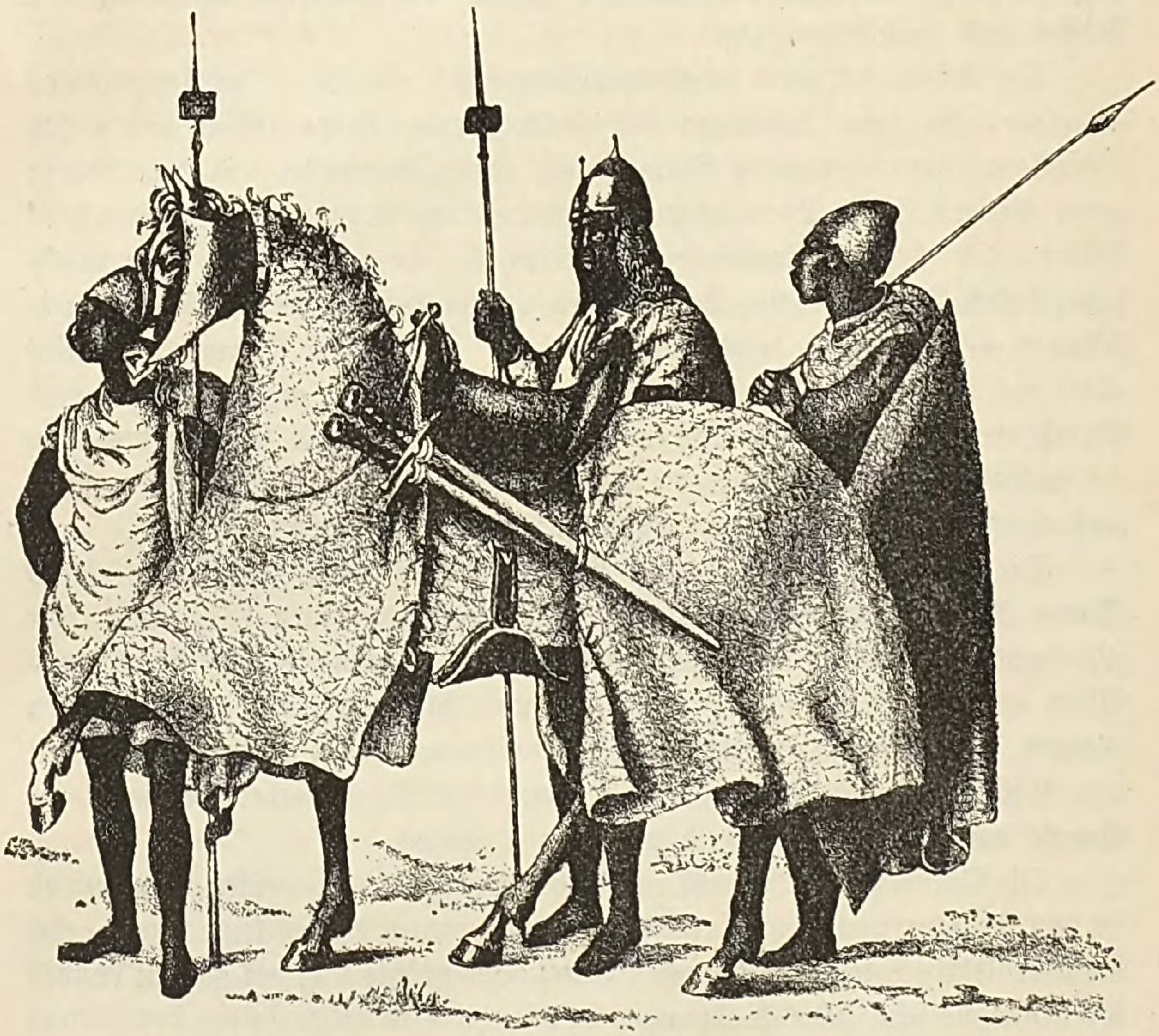


Fig. 41. Krieger aus Wadâï.

pier, Nähnadeln, Zieraten aller Art ꝛc. Von einheimischen Waren wird in Elfenbein, Vieh, Tabak und Sklaven gehandelt. Feste Marktplätze giebt es im Lande nicht, und die nötigsten Lebensbedürfnisse, wie z. B. Duchn, müssen oft aus weiter Ferne selbst der Hauptstadt zugeführt werden. Als festes Wertmaß gilt nach Barth die tokìa (pl. tokâki), bestehend aus zwei Kattunstreifen, 18 Drâ (Ellen) lang und 3 breit, aus kleineren Streifen zusammengesetzt. Größere Umsätze werden in Vieh und Sklaven gemacht. Silbermünzen (Thaler) sind erst spät von Benghasi eingeführt

worden. Für ein Tokîa kauft man 3—4 Schafe, 30 Schafe erhält man für eine Kuh, für 12—15 Kühe ein gutes Pferd.

Der Kunstfleiß kann natürlich nur die rohesten Erzeugnisse liefern, wie Waffen, Ackergeräte, welche aus einheimischem Eisen verfertigt werden. Den Indigo, der in guter Qualität im Lande wächst, wissen die Eingeborenen nicht zu verwenden. Dies hängt wohl mit dem schwachen Bedürfnisse eines Kleides bei der Bevölkerung zusammen. Denn Barth berichtet, daß die Wadaier vor der Inkursion Sabûns nach Bāgírmi bloß den kurzen Lederschurz getragen hätten. Die Färberei liegt in den Händen der im Lande angesiedelten Bagirmier und Bornuaner. Barth berichtet, ein schwarzes oder blaues Hemd sei noch immer ein großer Luxusartikel in Wadâï und gelte als Auszeichnung für Standespersonen. Die Wadaier hätten — eine höchst interessante Thatsache — bei ihrem Zuge gegen Bórnū dadurch ihren Zorn abgekühlt, daß sie allen Bagirmiern und Bornuanern, die sie ergriffen, die schwarzen Hemden abnahmen, anstatt die Leute selbst in die Sklaverei zu führen. Den Kanon aller Gelehrsamkeit bildet in Wadâï der Korân, welchen die Fakîh und Ulama erklären.

Von den Landschaften im Süden hat uns Dr. Nachtigal mannigfaches überliefert. Einem seiner Diener war es ja geglückt, tief in das unbekannte Gebiet einzudringen und überhaupt den südlichsten Punkt an dieser Grenzmarke des Sudân zu erreichen. Dr. Nachtigal berichtet, die eigentliche Landesgrenze Wadâïs beginne $18^1/_2{}^0$ östl. Länge von Greenwich und erstrecke sich nach Süden nicht über den Fluß Salâmât hinaus; doch das Fitri-Land und Rúnga mit Kúti gehorchten dem Herrscher von Wadâï ebenso wie andere Provinzen des Landes. Viel mag natürlich von der Energie der Sultane abhängen und deren kräftiger Regierung.

Im Süden des Bahr es-Salâmât, der Grenze des eigentlichen Dâr Wadâï, schreibt der genannte ausgezeichnete Forscher, liege Dâr Rúnga, dessen König Wadâï unterthan sei. Die muhammedanischen Bewohner des Landes seien große starke Leute von sehr dunkler Hautfarbe, kriegerischen Sinnes, rüstige Elefanten- und Rhinocerosjäger, welche ihre Beute zu Pferde mit Lanzen erlegen. Vom Salâmât-Fluß sei das Land durch eine große morastige Wildnis getrennt und zur Regenzeit fast unpassierbar. Zu Rúnga zähle man auch Dâr Kúti, das 14 Dörfer zählt. Der bedeutendste Strom daselbst sei der Aukadebbe, welchen Nachtigals Diener auf einer Sklavenjagd überschritt und von welchem südwärts er an einen Bahr el-Azraq und an den Zusammenfluß des Bahr el-Ardhe und Bahr Kúti gelangte. Rúnga bezeichnet Dr. Nachtigal als ein wegen seiner Mücken und bösen Fliegen gefürchtetes Land, das auch deswegen arm an Rindvieh, Pferden und Eseln sei. Die Pferde würden in den Häusern verpflegt und soviel wie möglich durch aus Stroh geflochtene Überzüge geschützt. Kamele und anderes Zugvieh ist zum dauernden Aufenthalte nicht

geeignet. Kúti sei hingegen ein ergiebiges Land, wo man den Centner Elfenbein für höchstens 10 Thaler kaufen könne. Es ist natürlich, daß sich daselbst Kaufleute aus den Nachbarländern angesiedelt.

Der südlichste Strom, von dessen Existenz Dr. Nachtigal bei seinem Aufenthalte in Wadâï vernommen, war der Bahr Kuta, viel größer als der Schâri, reich an Krokodilen und Flußpferden und voll von bewohnten Inseln. Nachtigal war nicht abgeneigt, ihn für den Benuë zu halten; doch kann er leicht der Kubanda Barths, Stanleys Congo sein. Westlich von Rúnga wurde das Land als wasserreich geschildert, im Osten und Süden steige es an, werde gebirgig. Südlich von diesen Landschaften existieren als Haustiere nur Hühner, Ziegen und Hunde; Pferde, Rinder und Esel fehlen. Von wilden Tieren erscheinen der Löwe, Leopard, Hyänen, Wildschwein, Elefant, Rhinoceros, Büffel, Antilopenarten, Ameisenbär, Stachelschwein. Auch die Giraffe soll vorkommen. Von Kúti ab nach Süden fänden sich der Seide- und Baumwollbaum, der Butterbaum, die Ölpalme, die Delebpalme, zahlreiche feigenartige Bäume, die Parkia biglobosa, die Banane, der Kumba-Pfeffer, verschiedene eßbare Wurzelknollen und Tabak. Die Stämme südlich von Kúti wurden von Nachtigal unter dem Namen Bandâ zusammengefaßt und sollen sich selbst Niam-Nian (pl. von Niam-niam) nennen und alle eine gemeinsame Sprache sprechen. Der landschaftliche Charakter ist ein mannigfaltiger. Die Bandâ, erzählt Nachtigal, kleiden sich mit dem Baste der Dschimmeze und die Frauen mit Habila-Laub. Ihre Haare seien lang und würden selten geschnitten. Männer und Frauen feilen die Zähne spitz, durchbohren die Ohrläppchen, die Nasenflügel und die Lippen und fügen kurze Zier-Cylinder ein. Sie berauschen sich mit Durra-Bier (Merissa) und Dumma, einem gegorenen Getränk aus Mais und Honig, und rauchen Tabak aus schwarzen Thonköpfen, die sie aus dem Material der Termitenbauten verfertigen. Polygamie existiere und die Anzahl der Frauen sei nur durch die Vermögensverhältnisse des Mannes beschränkt. Die Frau sei Gut und werde gekauft für Perlen, Hundezähne, Eisen, Kupfer, Zinn. Der Kannibalismus sei allgemein. Die Männer sind mit Bogen, Pfeilen, Lanzen und kurzen Wurfeisen bewaffnet. Die Hauptgottheiten der Bandâ sind Botokollo und Wámmba (Frau), denen in den Hütten besondere Heiligtümer errichtet werden, die man um Regen und Erfolg im Krieg anfleht, bei denen man Eidschwüre leistet, neugeborene Kinder und frisch angekommene Sklaven einsegnet u. s. w. Dr. Nachtigal behauptet, daß etwaige Reisen südlich von Wadâï mit vollständiger Sicherheit bis zum Bahr el-Ardhe und mit Geduld und einem geringern Grade von Sicherheit wohl auch bis zum Bahr Kuta ausgeführt werden können.

V.

Die Nillandschaften.

Dâr Für, Kordofân, Sennaar, Bahr el-Ghazâl, die ägyptische Äquatorial-Provinz, die Niam-Niam- und Mangbattu-Länder.

Der östliche Teil des Sudân ist das Land des Nils par excellence. Der gewaltige Strom zieht die Gewässer Dâr Fûrs an sich; ferner die zahllosen großen und kleinen Wasseradern, welche aus den Landschaften zwischen dem 5. und 10.° nördl. Breite dem Bahr el-Arab zueilen. An dem rechten Ufer des Bahr el-Dschebel (diesen Namen führt der Nil nach seinem Austritte aus dem Mwutan bis zur Einmündung des Bahr el-Arab) sind Forschungsreisende leider nur wenige Meilen gegen Osten in das unbekannte Territorium eingedrungen, und hier ist es, wo unsere Karten wirklich noch weiße Flecke zeigen. Allerdings weist ein bedeutender Strom den Weg in das unbekannte Innere, der Sobat, allein er ist nur an seinem Unterlaufe erforscht; sein Ober- und Mittellauf und die Landschaften an demselben sind für uns noch terra incognita. Der Hauptstrom Sennaars ist der aus dem herrlichen abessinischen Alpensee Tana entspringende Bahr el-Asraq, der an dem rechten Ufer zwei bedeutende Flüsse, den Rehat und Dinder, aufnimmt. Der vorwiegende Charakter der Landschaft ist der der Ebene. Der Kern von Dâr Fûr ist gebirgig, Kordofân eine Grassavanne mit vereinzelten Bergkuppen im Süden und Westen, Sennaar ist gleichfalls eben und nur im unmittelbaren Anschluß an das abessinische Alpenland im Osten und Südosten von Bergen umrahmt. Das Bahr-el-Ghazâl-Gebiet und die ägyptische Äquatorial-Provinz weisen im Südwesten größere Gebirgsketten auf, welche die Wasserscheide zwischen dem Nil und Congo oder dem Nil und Schâri bilden. An der Westseite des Mwutan steigen die Gebirge in den Blauen Bergen zu ansehnlicher Höhe hinan. Am rechten Ufer des Nil erwies sich die zur ägyptischen Äquatorial-Provinz geschlagene Landschaft ebenfalls gebirgig; sie steigt in den Madi-Bergen bis über 2400 m hinan. Den Stock der Bewohnerschaft bilden Repräsentanten der afrikanischen Negerrasse; übrigens füllen namentlich den ägyptischen Sudân Vertreter zahlreicher anderer afrikanischer Völker.

In staatlicher Beziehung untersteht der größte Teil dieser Landschaften dem Chedive von Ägypten. Mißbräuche aller Art, die sich bei der Verwaltung eingeschlichen, haben in neuester Zeit einen Aufstand der Sudanesen heraufbeschworen, den ein Ma'hdijj [1], Muhammed Achmed, dazu benutzte, seine Landsleute an seine göttliche Sendung glauben zu machen; es gelang ihm, die ägyptischen Machthaber und deren Verbündete, die Engländer, wiederholt zu schlagen, und er geht allen Ernstes daran, einen von Ägypten unabhängigen Staat auf dem Territorium von Kordofân, Sennaar und Dâr Fûr zu gründen.

Dâr Fûr (Fôr), die westlichste der unter Ägyptens Scepter stehenden Landschaften, ist uns von mehreren Reisenden beschrieben worden. Die Daten, die geliefert worden waren, wurden aber erst vervollständigt und geläutert durch die Forschungen der ägyptischen Offiziere nach Eroberung des Landes durch den Chedive Ismâil Pascha. Eben als die ägyptischen Heere 1874 gegen das morsche Reich sich in Bewegung setzten, hatte der ausgezeichnete deutsche Forscher Dr. Nachtigal Dâr Fûr verlassen, nachdem er die Verhältnisse des Landes gründlich erforscht, soweit dies nämlich auf einer Durchreise ungefähr längs des elften Parallelkreises von Westen nach Osten möglich gewesen, denn er konnte unter den damals obwaltenden politischen Verhältnissen das Land nach allen Richtungen nicht bereisen. Browne, Sultan Teïma und Dr. Cuny, welche vor Dr. Nachtigal Dâr Fûr betreten, hatten mit wissenschaftlichem Auge wenig gesehen.

Den Kern von Dâr Fûr bildet das Marra-Gebirge, von welchem gegen Osten hin sich das gesamte Land des Sudân bis zum Tsâd allmählich hinabsenkt. Das Charakteristische des ganzen Landes, schreibt Dr. Nachtigal, seien die zahlreichen Flußbetten, welche den Westen, Südwesten und Süden des Landes durchziehen. Diese seien zwar auch nur Regenwasserbetten, d. h. führen nur während der Regenzeit Wasser, seien aber sehr mächtig und die eigentlichen Verteiler des Wassers, weil sie alle in ihrem sandigen Kiesbette wenige Centimeter unter der Oberfläche Wasser führen. Das Marra-Gebirge mißt nach Nachtigal von Norden nach Süden vier Tagemärsche und von Osten nach Westen durchschnittlich zweieinhalb Tagemärsche. „Es sendet," schreibt der vorgenannte ausgezeichnete Forscher, „seine Regenabgüsse hauptsächlich nach Südwesten, so das Wâdi Sonut, Wâdi Bargu, Bare, Dschelbama und vor allem das Wâdi Azûm mit seinen zahlreichen Nebenflüssen. Die größeren und selbst oft die unbedeutenderen derselben haben ein Bett von 200—300 Schritt Breite. Am Südende des Marra entspringen die beiden Haupt-Wâdis Gendi und Bulbul mit ihren zahl-

[1] Der Name Ma'hdijj kommt vom arabischen hádaja = führen, und bedeutet „der auf den rechten Weg Geführte, der Paraklet". Die muhammedanische Tradition stellt einen solchen Paraklet in Aussicht.

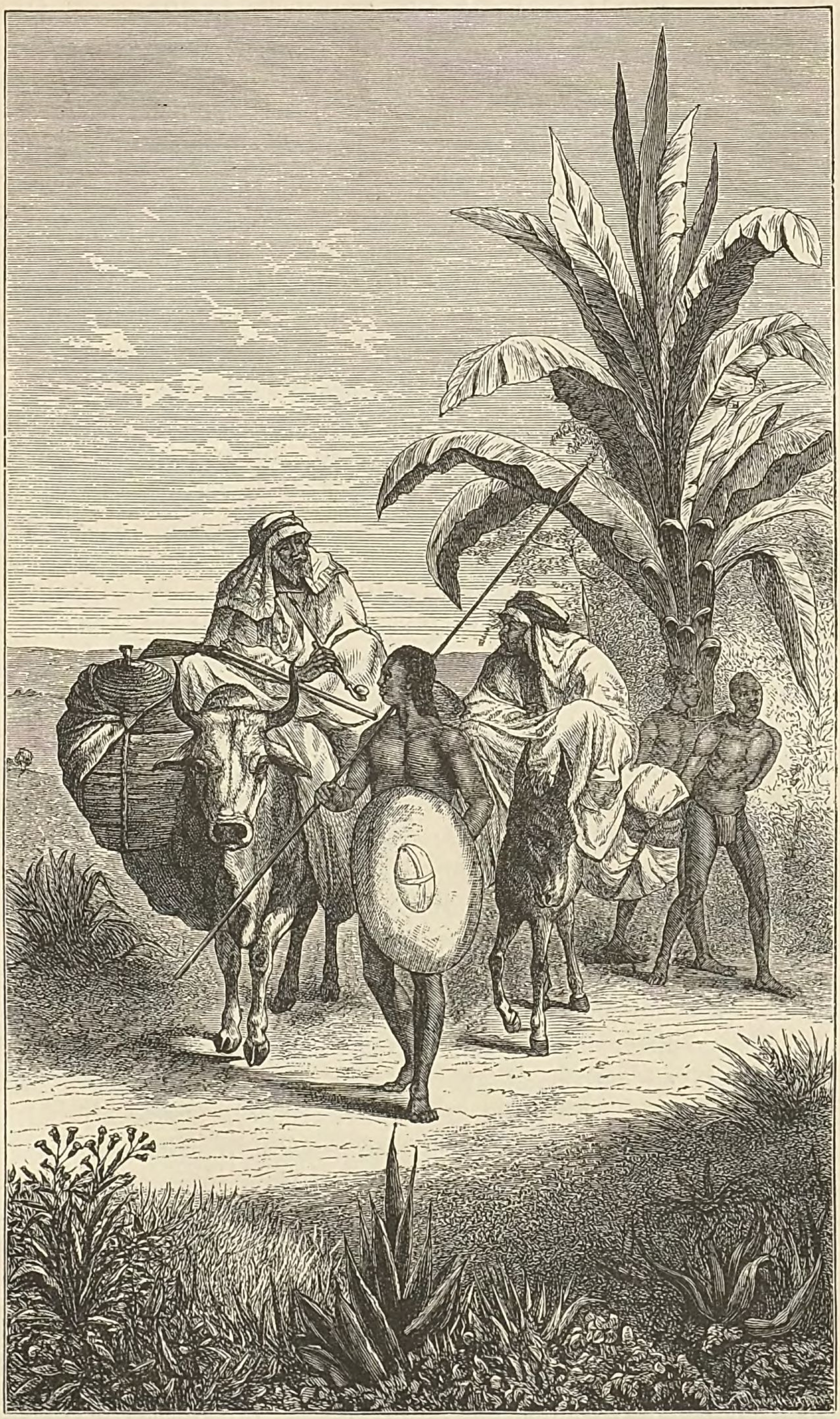
reichen Nebenflüssen, welche sich bei Roro vereinigen und den Wadi el-Arab (den Fluß der Rizegât) zu erreichen scheinen. Von der Ostseite des Gebirges entspringen in seinem nördlichen Teile das Wâdi el-Kho mit seinen Nebenflüssen Tere und Tungula und seinem südlichen Wâdi Amur, welche beide wegen der geringen Terrainsenkung nicht gut nach Osten zum Nile abfließen können, sondern sich nach Südosten senken und den Bahr el-Arab nicht zu erreichen scheinen. Vom Südende des Gebirges setzen sich die Erhebungen noch fort nach Westsüdwesten und schwellen noch einmal an in dem Gebirge von Zurlaï. Vom Nordabhange dieser Berge fließen die Wasser nach Norden ab zum Wâdi Azûm, nach Südosten als Nebenflüsse des Wâdi Gendi, vor allem das Wâdi Hera, nach Süden als selbständiges Wâdi Kabasa, das vielleicht später das Bahar Aukadebbe des Dâr Rúnga bildet, und nach Westen als Wâdi Salah und andere unbedeutendere Flüßchen, die zum Systeme des spätern Bahar es-Salâmât gehören.“ Von diesen zahlreichen Gewässern, fährt Nachtigal fort, seien der Norden und Osten ausgeschlossen. Der Norden und Osten ist daher weniger fruchtbar als der Süden und Westen. Der Norden ist felsig und sandig, der Westen und Süden sind wohlbewässert und haben Humusboden.

Naturgemäß zeigt sich in den fruchtbaren Strecken des Landes eine dichtere Bevölkerung, welche in den Bergdistrikten Weizen und Duchn kultiviert, während im Norden und Osten nur Duchn gebaut werden kann. Auch Zwiebelpflanzen und Wald finden sich in den fruchtbaren Teilen, während die unbewässerten sich desselben nicht erfreuen. Auch Tabak wird gebaut, ferner gedeihen Stachel- und Seifenbäume, im Süden viele Deleb-Palmen, an der Ostgrenze des Landes Affenbrotbäume. Im Westen und Südwesten blüht die Viehzucht (Rind, Ziege, Schaf), im Norden und Osten das Kamel.

Die Einwohner sind Centralafrikaner und Araber, etwa an fünf Millionen Seelen. Die Hauptmasse derselben bilden die Neger, die am dichtesten im Centrum des Landes, im Marra-Gebirge wohnen. Die Hauptsprache des Landes ist das Kondschara, ein mit arabischen Worten stark vermischtes Idiom. In den Städten herrscht das Arabische vor. Unter den Bewohnern sind die eigentlichen Fôri oder Kondscharen (Ganjars) die merkwürdigsten. Diese gingen aus einer vor circa 400 Jahren zu stande gekommenen Verbindung der Dadscho, Tündschur und Zoghāwa hervor. Die Dadscho herrschten im Marra, neben ihnen die Fôr auch im Gebirge und auf seinen Abhängen, im Norden die Zaghāwa und verschiedene Araberstämme (Máhamīd, Nowaibe), im Westen die Massalat, dann die Araberstämme der Taischa und Habbanié, im Südosten die Bego und Birgid, im Nordosten die Berti und im Centrum gleichfalls die Tündschur. Die Fôri sind nach dem Urteile Robert Hartmanns Neger mit langem, straffem Haar, ziemlich erhabener Nase, dünnen Lippen, ovalem Gesicht

und von intelligentem Ausdruck. Entschieden sollen sie feinere und edlere Züge als die anderen Bewohner Dâr Fûrs haben. Ihre Färbung variiert, ist indessen häufiger lichter, mehr bräunlich als schwarz. Die Bewohner der Gebirgslandschaften werden alle als roh, dem Trunke ergeben und nicht gastfreundlich geschildert, die Bewohner der Ebene sind träge, schmutzig und servil. Die Bergbewohner sind wohlhabend; ihr Hauptbesitz besteht in Rinderherden. Im Nordwesten des Landes haben sich zahlreiche Felâta angesiedelt, welche in Dâr Fûr ihre östlichsten Wohnsitze haben. Die Hütten der Furaner sind runde Zelte, gewöhnlich aus Hirsehalmen erbaut und mit einem Dornenzaun umgeben. Die reichen Fôri tragen Kleider von Musselin oder englischem Kaliko, einen Mantel und den Tarbusch (rote, türkische Kappe), die ärmeren haben nur ein einziges Kleid um den Oberleib. Die Weiber führen einen Nasenring und tragen große silberne Ohrgehänge, dann Arm- und Beinbänder. Bei Heiraten hat der Mann den Eltern der Braut einen Preis zu zahlen, der nicht unbeträchtlich ist und in Vieh und Sklaven besteht. Die Industrie des Landes ist nicht unbedeutend. Außer Acker- und Gartenbau wird Spinnerei, Weberei, Färberei, Gerberei und das Schmiedehandwerk betrieben; man fertigt Lanzenspitzen, Pfeile, Bogen, grobe landwirtschaftliche Geräte, gutes Leder u. m. a. an. Der Handel ist sehr bedeutend. Der wichtigste Handelsartikel sind neben Gummi, Elfenbein, Tamarinde, Ochsenhäuten und Baumwollenzeug die Sklaven. Der Handel mit denselben war namentlich zur Zeit der Selbständigkeit Dâr Fûrs ein sehr blühender und wurde von den heuchlerischen Dschelabûn betrieben. Ein Sklave hatte den Wert von circa 50 Mark. In früheren Zeiten wurden jährlich 60—70 großartige Sklavenjagden (Razzias) in die südlichen Grenzländer Dâr Fûrs (s. Tonbild) unternommen, und an diesen konnte jedermann teilnehmen, der sich zu dem Zwecke einen Freibrief vom Sultan verschafft hatte. Es wurde dem Unternehmer die Route vorgeschrieben und er konnte, ohne im mindesten durch Zwischenfälle behelligt zu sein, seinem grausamen Handwerke nachgehen. Die herrschende Religion des Landes ist der Islâm.

Der Begründer des Reiches war König Delil (Dali), der im 15. Jahrhundert, nachdem sich die Völker Dâr Fûrs koaliert hatten, die Grundzüge einer geordneten Regierung auf dem Territorium des Marra-Gebirges ins Leben rief. Ein Gesetzbuch, der Kitâb Dâli, der, was seinen Inhalt betrifft, in sehr vielen Punkten vom Korân abweicht, so daß Nachtigal annimmt, der Islâm sei in Dâr Fûr um diese Zeit völlig in Vergessenheit geraten, sollte den socialen und politischen Kanon der neuen staatlichen Schöpfung repräsentieren. Auf die Regierung Dalis folgte eine Epoche innerer Wirren, welche mit der Vertreibung eines Teiles der Bevölkerung aus dem Marra-Gebirge endeten. Zwei Enkel Delils, Túnsam und Kúru, hatten miteinander um den Thron des Großvaters gestritten.



Sklavenhändler aus Dâr Fûr. (Nach Schweinfurth.)

Túnsam blieb Sieger, wurde jedoch später von dem Sohne seines Bruders, Sóllon („dem rothäutigen", „Araber"), vertrieben und zur Auswanderung genötigt.

Suleimân Sóllon regierte von 1596—1637 mit kräftiger Hand, restituierte das infolge der Bürgerkriege arg geschädigte Reich, führte den Islâm ein und übergab die Regierung seinem Sohne Meisa (1637—1682), welcher nicht mit besonderen Herrschertugenden begabt war. Doch Meisas Sohn, Ahmed Bekr (1682—1722), der die Lehre des Propheten zur alleinigen Religion machte, hat wiederum den Ruhm eines kräftigen Regenten und Organisators. Er dehnte die Grenzen Dâr Fûrs bis zum Nil und Atbara aus und stand in regem Verkehre mit den Nachbarreichen des Westens. Sein Sohn Muhammed Daura oder Harût (1722—1732) war ein blutdürstiger Tyrann, der durch zahlreiche Morde in seiner Familie sein Andenken befleckt hat. Nunmehr folgte für Dâr Fûr eine Zeit schwerer Kämpfe, denn die Wadaier brachen in das Land ein und verwüsteten es. Harûts Nachfolger Ómar Lēle, Abul Ghassam und Muhammed Tirab (1752—1785) konnten den äußern Feind nicht erfolgreich genug abwehren; der Letztgenannte hatte mit der Unterwerfung unbotmäßiger Stämme im Mutterlande vollauf zu thun und führte auch Krieg gegen Kordofân, in welchem er fiel. Tirab war ein Fürst von ritterlichen Eigenschaften, war gelehrt und schriftgewandt. Seinen Sohn Ishaga hatte er zu Beginn des Krieges mit Kordofân zu Hause gelassen, und hier wurde derselbe zum Herrscher ausgerufen, als der Vater gefallen war, bald darauf aber von einem Oheim Abd er-Rahmân (1785—1799), einem einfachen, aber gerechten Manne, gestürzt. Dieser schlug seine Residenz zu Fascher am Teiche Tendelti auf, und der Engländer Browne hat ihn hier besucht. Abd er-Rahmâns Sohn stand bei Beginn seiner Regierung unter der Vormundschaft eines ehrgeizigen Eunuchen, Abû Scheïch Kúrra, doch Abd el-Fadhl gelang es, denselben, als sein Streben nach dem Throne offenkundig wurde, aus dem Wege zu räumen und bis 1839 zu regieren. Dieser soll ein hochmütiger, leichtsinniger, gewaltthätiger, im spätern Alter tyrannischer Mensch gewesen sein, der den Verlust Kordofâns herbeigeführt hat. Auch in die Wirren Wadâïs mischte sich Muhammed el-Fadhl, indem er dort den Muhammed Scherîf einsetzen half. Von Fadhls Söhnen folgte dem Vater der drittgeborene, Muhammed Hassin, der 1874 erblindet starb, eben zur Zeit, als Dr. Nachtigal in Wadâï ankam. Der Forscher rühmt ihm Verständnis, Wohlwollen und Friedfertigkeit nach, nennt ihn aber auch habsüchtig und egoistisch. Er bekämpfte in 14 Expeditionen den Araberstamm der Rizegāt und brachte denselben zum Schlusse zu einem geringen Grade von Gehorsam. Hassin folgte der letzte Sultan des Landes, Brahîm, ein wohlwollender Fürst, dem Nachtigal ein treues Andenken bewahrt. Dieser zog in dem Kampfe gegen den Chedive Ismâil Pascha

den Kürzern, den er durch einen voreiligen Angriff zum Einbruch in sein Gebiet veranlaßte. Zibêr Pascha, der große Sklavenhändler, führte die ägyptischen Bataillone gegen das morsche Dâr Fûr; Brahîm stellte sich diesem in der Schlacht bei Menowátschi entgegen und fiel im Kampfe. Dâr Fûr wurde eine Provinz Ägyptens, starke Garnisonen wurden in das Land gelegt, und der letzte erbberechtigte Sprosse der alten Sultan-Familie mit seinen Frauen und Kindern nach Kairo überzusiedeln genötigt, wo er ein Palais bewohnt und einen Ruhegehalt bezieht.

Das ehemalige Reich Dâr Fûr war in Provinzen und Regierungsbezirke geteilt, welche von Schertâias, Dimiliks und anderen Würdenträgern regiert wurden. Neben diesen gab es noch verschiedene Salâtin (Singular: Sultân), die den Schertâias unterstanden. In die Provinzen wurden öfters auf mehrere Jahre königliche Kommissäre geschickt, die dann alle Macht in ihren Händen vereinigten. Im Centrum des Marra herrschte persönlich der Sultan, welcher die Nutznießung der fruchtbarsten Teile des Landes für sich in Anspruch nahm. Die Ägypter gaben dem Lande die Organisation, wie sie auf ägyptischem Territorium eingeführt ist. Nach der Hauptstadt Fascher und nach anderen Städten, wie z. B. Dara u. s. w., wurden Garnisonen verlegt, das Land mit dem übrigen Ägypten durch eine Telegraphenlinie verbunden. Der Besitzergreifung durch die Truppenmacht ging eine Erforschung des Landes mit Rücksicht auf den Bodenertrag und Metallreichtum auf dem Fuße nach. In neuester Zeit schickte der Ma'hdijj Muhammed Achmed seine Emissäre nach Dâr Fûr, denen namentlich der Österreicher Slatin (Gouverneur von Dara) erfolgreichen Widerstand geleistet hat, bis er von der Übermacht zur Kapitulation genötigt wurde.

Von Dâr Fûr führen zwischen dem 13. und 14.° nördl. Breite drei Wege nach dem östlich von diesem Lande gelegenen K o r d o f â n (K o r d u f â n)[1]. Der nördliche führt von Karnak Fras in Dâr Fûr an dem Brunnen el-Bakaladsch vorüber nach El-Soberi und durch Nord-Kordofân nach Dongola, der mittlere verbindet Waheilat mit Schelota, und der südliche zweigt von einem Dorfe der Hamôr el-Tirân ab und führt über Scheïch el-Dûd nach Kubbi und, wie der mittlere, direkt nach El-Obeïd, der Hauptstadt des Landes. Eine vierte Karawanenstraße führt direkt vom Bahr el-Arab in fast nördlicher Richtung nach El-Obeïd.

Kordofan ist uns durch zahlreiche Beschreibungen von Forschungsreisenden sehr genau bekannt geworden, unter diesen ragen namentlich Rüppell, Munzinger, Rußegger, Pallme, Marno und Prout hervor. Der

[1] Kordu bedeutet nach Rüppell in der in Kordofân gebräuchlichen Kolagi-Sprache „Mann". Die Bedeutung von „fan" war dem Gelehrten unbekannt geblieben. Auf alten Karten findet sich auch für Kordofân der Name „Kordifal".

letztere hat geradezu ein Kompendium der Geographie des Landes geliefert, das durch große Reichhaltigkeit der Daten sich auszeichnet. Das Gebiet der Provinz liegt ungefähr zwischen dem 12. und 16.° nördl. Breite und dem 29.° 30′ und 32.° 30′ östl. Länge von Greenwich. In diese mathematische Umgrenzung läßt sich freilich keineswegs das Gesamtterritorium des Landes bannen, denn auch über diese Grenzlinie hinaus gehören noch Landstriche zur Botmäßigkeit des Mudîrs (Gouverneurs) des Landes. Die nördlichen und westlichen Grenzgebiete des Landes sind unbewohnte, wasserarme Steppen, im Süden dehnen sich Wälder aus, welche von den Fertit- und Schilluk-Negern bewohnt werden.

Die physische Beschaffenheit des Landes ist eine sehr einförmige. Kordofân ist im großen und ganzen eine gewellte Steppe, nur hie und da unterbrochen von Hügelreihen. Im Westen ragen einzelne Gipfel von 50—200 m Höhe empor, so der Dschebel Abû Senûn, der Dschebel Kordofân und andere isolierte Berge. Im Nordwesten sind die Gruppen von Kagga und Katoul, im Süden vom See Rahad die Gruppe von Daïer, im Südosten der Dschebel Tagalla und das Dâr Nûba. Die Ebenen von Kordofân liegen insgesamt zwischen 410 und 520 m über dem Meeresspiegel. Die größte Erhebung hat das Land um El-Obeïd und im Norden und Süden. Die Scenerie des Landes weist keine reizenden Züge auf. Ungeheure Savannen, Duchn-Felder, bloß hie und da von einer Adansonie beschattet, breiten sich über das Land. Nur in den Dörfern findet man die Balamitis Aegyptiaca. In und nach der Regenzeit, welche Mitte Juni beginnt und bis September dauert, bedeckt sich das Land mit anmutigem Grün und bietet einen erfreulichen Anblick. Das Klima des Landes kann im allgemeinen als ein angenehmes und gesundes betrachtet werden. Das Jahr wird in drei typische Jahreszeiten eingeteilt, in den Charîf (Khérif) oder die Regenzeit, in die Schitta oder den Winter und in den Seff oder den Sommer. Der Charîf hat wiederholt schon bis Mitte Oktober gedauert. Den Regen bringen Süd- und Südwestwinde. Das Thermometer weist von 23 und 24 bis 33° C. Während dieser Zeit erweist sich der Gesundheitszustand für Eingeborene und Weiße als ungünstig. Im September erhält der Wind eine andere Richtung, er kommt von Norden. Die Temperatur zeigt im November von 16 bis 32° C., und diese Erscheinung bleibt konstant bis Februar. Die Nordwinde bringen eine Abkühlung und die Befreiung von dem Fieber des Charîf. Im März beginnt der Sommer; im Mai steigt die Temperatur bis 41° C.

Rüppell hat während seines Aufenthaltes in Kordofân auch den durch das Klima hervorgerufenen Krankheiten ein Augenmerk geschenkt. Er berichtet, daß im Juli, also um die Mitte der Regenzeit, die furchtbaren bösartigen Fieber durch die dem Trinkwasser beigemischten Infusorien erzeugt werden. Bei sehr regnerischem Sommer aber entwickle sich bei den

Fremden in Kordofân eine ganz eigentümliche Lungenentzündung, welche z. B. einen großen Teil des türkischen Armeecorps im Jahre 1822 vernichtete. Die Blattern grassieren während der Regenzeit und sind noch gefährlicher als die Fieber. Ebenso sind die Bewohner von heftiger Dysenterie während der Regenzeit geplagt. Gliederkrätze, der Wadenwurm und andere Plagen gefährden den Gesundheitszustand der Eingeborenen.

Was die Bevölkerung Kordofâns anbelangt, so berichtet Prout, daß die Gegend um El-Obeïd am dichtesten bevölkert sei, während gegen Norden und Osten zu an der Peripherie die Population besonders schwach werde. Die Dörfer bestehen aus den sudanesischen Tokúls und Rakubas. Die ersteren sind konischer Form, während die letzteren einfache Parallelogramme repräsentieren und mit Duchn-Stroh gedeckt sind. Die Gesamtzahl der in Dörfern wohnhaften Eingeborenen wird auf 164 740 Seelen angegeben, wovon auf die Hauptstadt El-Obeïd allein circa 30 000 entfallen sollen. Die Bestimmung der Anzahl der Nomaden unterliegt vielen Schwierigkeiten. Prout hat circa 114 000 Nomaden angeführt und schätzt somit die Gesamtpopulation auf etwa 278 740 Seelen.

Den Rassentypen nach, konstatiert Prout, biete sich in der Bevölkerung von Kordofân eine wahre Musterkarte dar. Schon vor der Eroberung des Landes durch die Ägypter war die Population sehr gemischt und seither hätten die Felâta sowohl, wie auch ganz besonders die Baschibozuks, die Stützen des türkischen Militär-Regimes, das Blut aller Rassen Kleinasiens unter das Volk gebracht. Griechen und Levantiner einerseits und allerlei Negerstämme des Südens anderseits sind hier unter der Bevölkerung in buntem Gemisch untereinander zu finden. Munzinger, der der Bevölkerung von Kordofân ein specielles Augenmerk zugewendet und seine Beobachtungen in einem prächtigen ethnographischen Exkurse niedergelegt hat, ist der Ansicht, daß die eigentlichen Araber des Landes zusammen mit den arabisierten Stämmen von den Nicht-Arabern streng zu scheiden seien. Rüppell hat uns zahlreiche arabische Stämme genannt, die aus dem Hidschâs nach Kordofân eingewandert sind, und der berühmte Sprachforscher Friedrich Müller in Wien ist der Ansicht, daß Kordofân stets ein Durchzugsland vieler wandernder Stämme gewesen ist. Es ist auch kaum wahrscheinlich, daß das Land früher jemals von einem einzigen Stamm bewohnt gewesen sei. Müller ist der Ansicht, daß die drei Nûba-Stämme, welche in Kordofân über die übrige Bevölkerungsschichte überwiegen, den Übergang von der Negerrasse zu den Mittelländern bilden, dem Neger aber sowohl in physischer als auch in psychischer Beziehung näher stehen, als dem Europäer. Die Sprache ist, wie in Dâr Fûr, neben dem Arabischen das Kondschára.

Die drei Stämme, welche durch die Anzahl ihrer Angehörigen im Lande in den Vordergrund treten, sind die Q a b e j a t, die M u s s a b a t oder Muserbat

und die Kondschára. Die ersteren werden von einem Scheïch regiert, der, wie Munzinger berichtet, wenn das Volk mit ihm unzufrieden ist, gewechselt werden kann. Ihr Wohnsitz ist südlich und östlich von dem Berge Kordofân. Sie besitzen neben einer Kolonie in der Hauptstadt 30 Dörfer. Der Scheïch erhält von den Stammesgenossen eine Sustentation und wird auch von der Regierung anerkannt. Die Qadejat sollen mit den Fundsch stammverwandt sein. Die Mussabat wohnen in El-Obeïd, nennen ihr Oberhaupt Sultan und halten sich für Abkömmlinge von Dâr Fûr, wo sie noch heute einen Teil der Bevölkerung bilden. Die Kondschára waren bis zur Ankunft der Türken der herrschende Stamm im Lande, und ihr Oberhaupt führt auch den Titel Sultan und residiert in El-Obeïd. Die Mussabat sprechen arabisch, die Kondschára dagegen die Fûr-Sprache. Von dem übrigen Völkergemisch sind in Kordofân besonders die Dschalin und die Danagele bemerkenswert, die letzteren als Steuereintreiber und Träger der Regierungsgewalt und Halter ausgedehnter Sklavenmassen.

Die den Kern von Kordofân umschließenden Nomaden nennen sich nach Munzinger insgesamt Araber. Die Flächen nördlich bis zum Nil von Dongola haben die Kababisch inne, deren Namen soviel wie Ziegenhirten bedeutet, den Süden des Landes die Baqqâra, deren Name auf die Beschäftigung mit der Rinderzucht deutet. Die letzteren besitzen keine Kamele. Die Kuhhirten hielten sich, meint Munzinger, da Kamel und Ziege ein gleiches Futter voraussetzen, an den grasreichen Süden, die Kababisch an den trockenen, aber von Mimosen stark bewaldeten Norden, der allein dem Kamel und der Ziege konveniert. Die Hirten treiben übrigens auch Ackerbau, bauen Hütten, handeln mit Vieh. Die Kababisch und Baqqâra sprechen ein vollkommen reines Arabisch. Die Dschalin rühmen sich arabischer Abstammung und im 12. oder 13. Jahrhundert beim Verfall der Chalifenmacht über Ägypten nach Kordofân eingewandert zu sein, und zerfallen in eine Reihe kleinerer Stämme, die bis hinauf nach Schendi und Berber ausgedehnt sind. Sie repräsentieren den Kaufmannsstand und man findet sie im ganzen Ost-Sudân und in ganz Abessinien; ja größere Kaufleute dieses Stammes treiben sogar bis Kairo Handel.

Die Einwohner des Dâr Nûba stehen in gewissem Gegensatz zu den beschriebenen Repräsentanten der Völkertypen Kordofâns. Sie sind in den Berg und Wald gedrängt und zur Verwilderung genötigt, wie sich Munzinger ausdrückt. Sie bewohnen die schwer zugänglichen Berge und bebauen die Ebene.

Die Bewohner des ganzen Landes sind von intensiv schwarzer Hautfarbe, mittlerer Körpergröße und im Durchschnitt schön gebaut. Rüppell berichtet, eine sonderbare Gewohnheit entstelle frühzeitig den schlanken Wuchs der meisten Mädchen; sie pflegen nämlich in ihrer Jugend die kleinen Kinder den ganzen Tag auf ihren Hüften gehockt herumzutragen. Diese

Gewohnheit verursache, daß nach und nach die Wirbelsäule einen weniger stumpfen Winkel mit dem Becken macht, so daß die hinteren Teile mehr als natürlich herauszustehen kommen. Die Kinder haben nach dem genannten Gewährsmann bei der Geburt eine hellgraue Farbe. In den ersten Tagen pflege man sie mit einem Pflanzenabguß zu waschen, der das Schwarzwerden der Haut befördere, wahrscheinlich aber dazu dienen wird, die zarte Haut gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen.

Die Wohnungen der Bewohner des Dâr Nûba sind auf unzugänglichen Spitzen der Felshügel in Dörfern gebaut und dazu noch durch dornige Einzäunungen verteidigt. Als Waffen dienen dünne Lanzen mit vergifteter Spitze, die mit großer Geschicklichkeit geworfen werden und durch die Maschen des Panzers der feindlichen Reiter eindringen können. Bogen und Pfeile scheinen ganz unbekannt zu sein. In Kriegszeiten finden sich beim Angriff auch die Weiber ein, um die Männer zur Tapferkeit anzufeuern. Polygamie ist üblich, aber nicht sehr verbreitet. Der Islâm ist das Religionsbekenntnis der Nûba. Jeder Stamm hat einen Oberpriester, dessen Würde in der Familie erblich ist. Gewisse Fasttage, namentlich am Ende der Mondmonate, werden beobachtet. Der Glaube an ein zweites Leben im Hause Gottes ist verbreitet, wo den Verstorbenen Belohnung erwartet. Die Nûbas fand Rüppell eben nicht träge; doch scheuen sie anhaltende Arbeit. Ihrem Charakter nach sind sie jähzornig, halsstarrig, untereinander aber dienstfertig.

Ganz verschieden von den Nûba sind die Tegelé (Takale), deren Stamm durch den jahrelangen Kampf gegen die Ägypter berühmt geworden ist. Ihre nominelle Unterwerfung war natürlich dennoch unausbleiblich. Mek (aus dem arabischen mélek „der König") Nassr, der zäheste Kämpfer für die Unabhängigkeit seines Landes, hielt die Ordnung unter seinen Stammangehörigen nur mit Aufwand äußerster Strenge aufrecht. Das Land Tegelé ist wegen seiner Fruchtbarkeit und der Gastlichkeit der Einwohner berühmt. Auch Kupferminen sollen sich vorfinden. Leider huldigen die Tegelé, wiewohl Moslimîn, der Sitte, ihre Kinder zu verkaufen. Übrigens hat der Mek auch das Recht, ihm mißliebige Unterthanen zu verkaufen. Im Bürgerkriege, berichtet Munzinger, würden gewöhnlich die freien Gefangenen niedergemetzelt, die Sklaven verkauft. Doch behalte häufig die Habsucht den Sieg, so daß auch Freigeborene verkauft würden, und da sie von ihrer Obrigkeit geknechtet worden sind, können sie das Recht der angeborenen Freiheit, das jeder Muslim hat, nicht für sich in Anspruch nehmen. Die Tegelé betrachten sich als Brüder der Fundsch von Sennaar.

Die Hauptbeschäftigung der seßhaften Bevölkerung Kordofâns ist der Handel. Da der Neger nicht einmal zu Hause den Handel zu vermitteln vermag, so ist es klar, daß nur der muhammedanische Araber, dem schon

seine Religion Schutz gewährt, sich mit Erfolg mit demselben zu befassen vermag. In Kordofân sind es, wie schon erwähnt, vornehmlich die Dschalin, dann aber auch die Danagele, welche den Handel betreiben. Leute von Sauâkin oder Massaua kommen selten in Handelsangelegenheiten nach Kordofân, dagegen nicht selten syrische Christen als Verkäufer von Spirituosen. Der Handel von Obeïd wendet sich direkt über Dongola und nicht über Chartúm nach Kairo, also auf dem Wege, welcher schon bestand, als Chartúm noch nicht erbaut war. Auch der Export von Dâr Fûr geht diese Straße. Die Waren brauchen von Kordofân bis Kairo und retour den Zeitraum von sechs Monaten. Gegenstände des Handels sind, außer Luxusbedürfnissen des Landes, namentlich Artikel aus Dâr Fûr, welches überhaupt im kommerziellen Sinne das ergiebige Hinterland Kordofâns zu sein scheint. Der Deutsche Pallme hat den Kordofaner Export ausführlich beleuchtet. Seine Schilderungen bedürfen allerdings der Modifikation, weil durch die ägyptischen Eroberungen am Bahr el-Abiad und durch das Vordringen der Reisenden nach dem Südwesten, ferner durch die infolge der Regierungsmaßnahmen erfolgten Krisen die Verhältnisse zum Teile sich geändert haben. Namentlich sind die Preise um ca. 50 % gestiegen, wie Munzinger versichert. Straußenfedern, Elfenbein, Tamarinde, Ochsenhäute, Gummi, Gold u. s. w. sind die Haupthandelsartikel.

Das Land ist reich an Hornvieh. Vom Ackerbau betreibt man meist die Kultur der Duchn, die auf dem leichten, sandigen Boden gedeiht. Durra wird selten, Weizen nie gebaut. Auch Gartenbau und Baumwollenpflanzung ist nicht allgemein wegen des Tiefliegens des Wassers, welches die Irrigation erschwert. Importiert wird Weizen, Zucker von Indien, Seife aus Syrien (das gemeine Volk wäscht seine Kleider mit Urin und Kamelmist), Arak aus Syrien, Tabak aus Kairo, Salz von Chartúm, dann Palmenmatten, Stricke 2c. Baumwolle wird wenig gepflanzt. Kaliko kommt aus Kairo, desgleichen Feuerwaffen. Auch Kamele werden eingeführt. Die Pferdezucht ist nicht sehr ausgebildet, wiewohl einzelne vorzügliche Pferderassen im Lande gezüchtet werden. Eine besonders schöne Rasse, Garbani, kommt aus Westafrika über die Tsâd-See-Länder. Auch der Handel mit Sklaven ist ein nicht unbedeutender. Die Sklaven kommen meistens aus Dâr Fertît, doch werden sie wohlwollend behandelt. Verheiratete oder beim Herrn geborene Sklaven zu verkaufen, bringe nach Munzingers Versicherung große Schande. Die Intelligenteren bleiben als Diener im Hause und der Herr ermuntert sie zur Heirat untereinander. Das numerische Verhältnis der Unfreien zu den Freien ist ein erschrecklich ungünstiges, indem $^3/_4$ Sklaven $^1/_4$ Herren gegenüberstehen. Mit dem Verbote des Sklavenhandels wird es nicht strenge genommen. Munzinger und dessen Genossen an der deutschen Nil-Expedition begegneten auf dem Wege von Chartúm nach El-Obeïd täglich Sklavenkarawanen, und der

Forscher versichert, in Obeïd könnte man in einem Tage hundert Sklaven ankaufen.

In der Hauptstadt Kordofâns wirken auch seit den fünfziger Jahren dieses Säculums Missionäre für die Verbreitung der christkatholischen Lehre. Ihre Mühe findet erst einigermaßen Lohn, seit die Mission am obern Nil aufgehoben ist und in Obeïd ein geräumiges Gotteshaus etabliert ward. Leider gefährdet der Aufstand im Sudân jedes Civilisationswerk auf das äußerste, und die Siege des falschen Propheten haben diesem sogar schon den Erfolg eingetragen, von britischer Seite offiziell als „Emîr von Kordofân" anerkannt zu werden.

In politischer Beziehung hat Kordofân keine hervorragende Rolle gespielt. Abwechselnd war es bald den Machthabern am Nil und Atbara, bald jenen in Dâr Fûr unterthan, bis im Jahre 1822 Muhammed Ali, der kräftige Herrscher Ägyptens, die untereinander rivalisierenden Häupter der einzelnen Stämme seiner Herrschaft unterwarf. Ganz besonders war es der Schwiegersohn Muhammed Alis, Muhammed Bei Defterdâr, der Gemahl von Muhammed Alis Lieblingstochter Nazli, welcher den Statthalter des Sultans von Dâr Fûr, Makdum el-Mussâlem, in der Schlacht bei Bara besiegte und tötete. So wurden die Ägypter Herren des Landes, errichteten an Stelle des zerstörten alten El-Obeïd ein befestigtes Lager und vereinigten die die Ruinen umgebenden Flecken Wâdi Naghell, El-Orta und Wâdi Safíe zu einem Gemeinwesen, das den Namen der alten Kapitale erhielt.

Das Gebiet zwischen dem Nil und Kordofân (Scherq el-Agaba, Ostende der Steppe) bis Kaka wird von den Herden der Baqqara beweidet, doch fehlen alle festen Ansiedlungen. In der Regenzeit ziehen sich die Nomaden gegen Kordofân hin, so daß die ganze lange Strecke vollständig öde bleibt. Auf dem östlichen Nil-Ufer weiden Araber, die sich in der Regenzeit nach Sennaar zurückziehen.

An beiden Ufern des Bahr el-Asraq von der Grenze von Abessinien bis zur Vereinigung des Stromes mit dem Bahr el-Abiad, dehnt sich die Provinz Sennaar aus. Ernst Marno schreibt, am äußersten Nordpunkte bei der Vereinigung der beiden Ströme den dürftigen Charakter der Wüstensteppe zeigend, nehme dieselbe schnell den Charakter der Steppe mit fruchtbarem Boden an, während an den Flußufern des Bahr el-Asraq dichter Wald aufzutreten beginne. Das Terrain werde gegen Südosten, d. h. gegen die abessinische Grenze hin, allmählich unebener und man finde ungefähr in der Mitte der Dschezíré (d. i. der Insel, weil der größte Teil der Provinz, als von drei Seiten von Strömen begrenzt, einer Insel gleicht) die ersten bedeutenden Erhebungen, welche, dort noch gänzlich isoliert, gleichsam die letzten Vorposten der sich im südlichen Teile zu Berggruppen und Bergzügen gestaltenden Gebirge sind, die wieder als die letzten Aus-

läufer des großen nordostafrikanischen Gebirgsknotens der abessinischen Alpen angesehen werden können (Fig. 42). Im Südwesten verflacht sich das

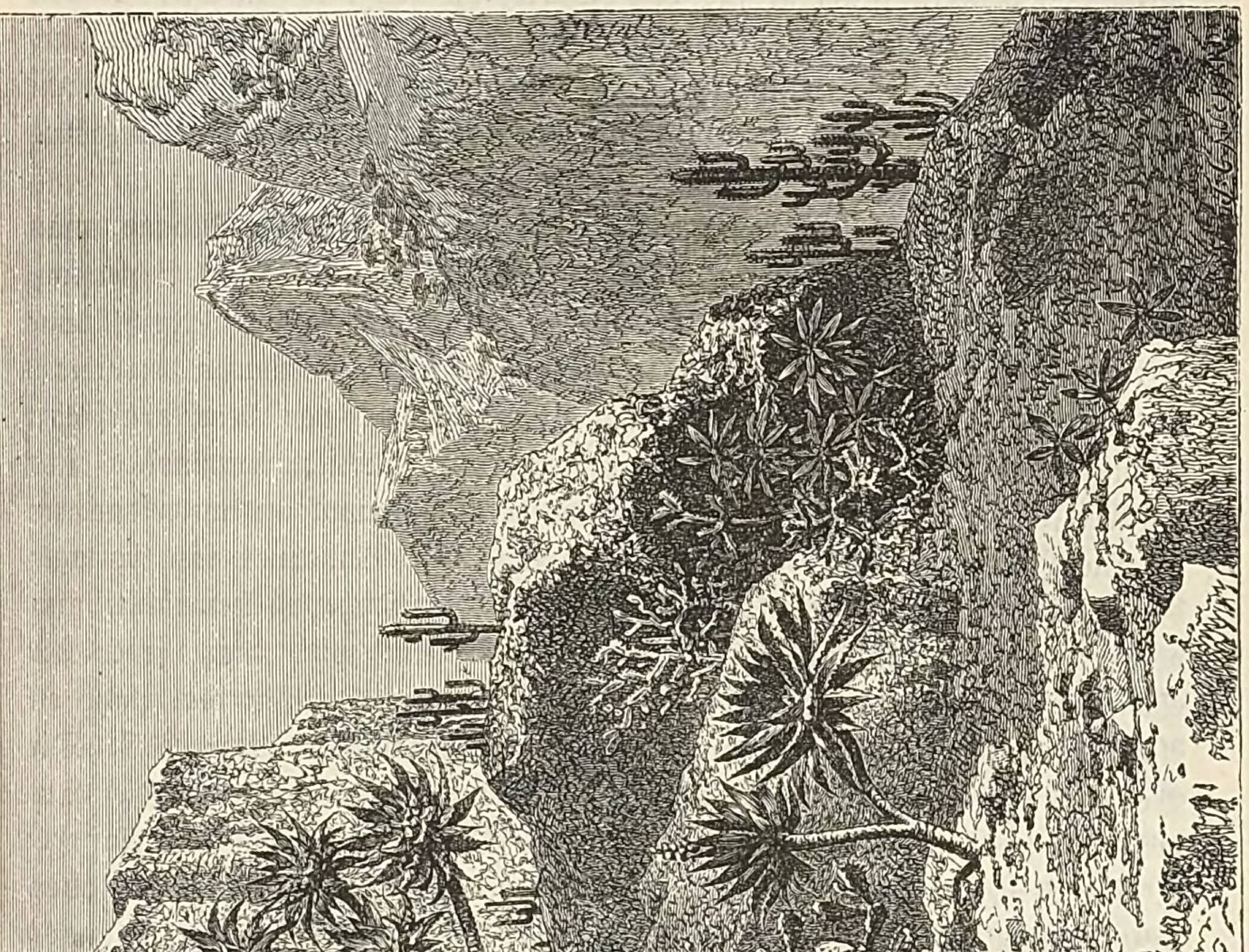


Fig. 42. Landschaft aus den östlichen Grenzländern des Sudân.

Land vollständig und geht z. B. an der Mündung des Sobat in den Weißen Nil in eine Sumpfregion über. Der nördliche Teil und die Flußufer des

Bahr el-Asraq weisen durch feste Ansiedlungen, Städte, eine höhere Kultur des Landes auf, das von einem, wie Marno hervorhebt, unnennbaren Gemisch von Völkern bewohnt ist; das Innere, die ausgedehnten Steppen und Steppenwälder, werde von nomadisierenden Araberstämmen durchzogen, und nur im südlichen und südlichsten Teile finde man eine Anzahl von Negerstämmen, welche durch ihre Stellung den Übergang zu jenen Westafrikas vermitteln.

Was nun die Bevölkerung des Landes betrifft, so meint Marno, man könne sowohl in geographischer, linguistischer und anatomischer Beziehung, als auch durch das eigene Geständnis der Eingeborenen die Negerstämme des Centrums von Sennaar als ein zusammengehöriges Ganze betrachten, welches in seinen einzelnen Gliedern die Übergänge von dem arabischen Typus zu dem der innerafrikanischen Negerrasse gleichsam vermittle. Der wackere Forscher hat folgende fünf Gruppen der Negerstämme unterschieden: 1. Die Hammedsch oder Hammeg Kamatîr, die Bewohner von Fassogl; die Fundsch, welche die gebirgigen Inseln der Dschezîré bewohnen und deren Name wahrscheinlich ein Kollektiv-Name sein wird, wie jener der Schangalla u. a. m.; und die Tabi am westlichen Ufer des Bahr el-Asraq, als die letzten zur Hammedsch-Gruppe gehörenden Neger. 2. Die Berta in den Gebirgen südlich und westlich von Fassogl. 3. Die Gumus an beiden Ufern des Bahr el-Asraq südlich und östlich von Fassogl. 4. Die Burum in den südlichen Gebirgen gegen den Sobat und Jabus zu. Endlich 5. die später zu beschreibenden Dinka (Denka oder Diangé) an den Ufern des Bahr el-Abiad, Jabus und Sobat.

Die Hammedsch selbst sind nach Marnos Berichten mit den übrigen schwarzen Stämmen der umliegenden Gebiete, wie den Schilluk, Dinka, Burum, Gumus und Berta, in engster Verwandtschaft, indem sie sich von jeher selbst als Brüder oder Verwandte bezeichnen. Sie sind alle Muhammedaner, obgleich sie es mit den Satzungen des Korân nicht sehr ernst nehmen. Die Burum sind Heiden. Höchst merkwürdig ist der Umstand, daß sich die Hammedsch, Fundsch und Burum mit den Dinka nach Marnos Versicherung verständigen, ohne daß eine Partei die Sprache der andern spricht, so daß bloß die Ähnlichkeit beider das Verständnis ermöglicht. Die Fundsch erscheinen schon auf den altägyptischen Denkmälern dargestellt und spielten bereits im 16. Jahrhundert eine geschichtliche Rolle, als sie aus ihren damaligen Wohnsitzen in Süd-Sennaar hervorbrachen und alles Land zwischen West-Abessinien und Dâr Fûr unterjochten. Im Vereine mit den Schilluk-Negern unternahmen sie vielfache Züge und setzten sich auch außerhalb des Landes, namentlich im Norden, fest. Ihr Reich erhob sich auf den Trümmern von Meroë und unterlag nach 300jähriger Dauer erst im Juni 1820 bei Abû Schoka, wo Ismâil Pascha mit den Panzerreitern und Lanzenmännern zusammentraf und durch die Gewalt der Feuer-

waffen den Fundsch eine furchtbare Niederlage beibrachte. Während ihrer Selbständigkeit vermischten sich die Fundsch vielfach mit den unterworfenen Nûba-Stämmen, traten zum Islâm über und nahmen die arabische Sprache an.

Als reine Repräsentanten des Fundsch-Volkes sollen noch die Berûn und die Hammedsch angesehen werden. Ihre Farbe ist am häufigsten schwärzlich-braun oder gelbbraun. Das Haar ist starr, gekräuselt, nicht wellig, der Bart schwach, die Lippen stark, nicht wulstig, der Schädel prognat und mesocephal. Das Stammesmerkmal des Volkes sind drei schräge Schnitte auf Schläfen und Wangen. Die Krieger tragen Stahlhelme und Brustpanzer, ein sonderbares Unterscheidungszeichen von ihren nicht minder kriegerischen, aber völlig nackten, südlichen Nachbarn. Man schildert die Fundsch als offen, intelligent und gutmütig. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht. Die ägyptische Regierung beließ ihnen lange ihre alten Einrichtungen unter einem König, Mek geheißen. Höchst originell ist der Geisterglaube, welchem die Fundsch huldigen. Marno erzählt, daß man unter ihnen die zahlreichsten Zauberer (Sahahir) treffe, und zwar sowohl gute als auch schlechte. Sie können sich nach dem Glauben des Volkes z. B. in Hyänen mit Hilfe des Teufels verwandeln, streifen dann als solche des Nachts unter ungeheurem Geheul herum und halten ihre scheußlichen Mahlzeiten und Belustigungen ab. Am Tage sind sie wieder Menschen, aber auch dann müsse man sich vor ihnen in acht nehmen, indem sie durch den bloßen Blick die Eingeweide, das Herz, Hand oder Fuß verhexen können, so daß diese verdorren und die davon Betroffenen unter großen Qualen zu Grunde gehen. Auch Speisen können sie verhexen, so daß der davon Genießende unfehlbar des Todes ist. Um die Wirkungen der Thätigkeit der bösen Geister zu paralysieren, existieren im Glauben des Volkes auch gute Fuqâra, welche Amulette verkaufen, die die Wirkung des bösen Blickes der Sahahir entkräften. Glaubt jemand, berichtet Marno, von einem Zauberer krank gemacht worden zu sein, so geht er zu einem Faqîr; dieser schreibt Korân-Sprüche auf Papier und verbrennt dieselben, so daß der Kranke den Rauch davon einatmet und dann natürlich gesunden muß. Er verfällt nun in Zuckungen und Krämpfe und nennt den Namen dessen, der ihn verzaubert hat, und was er ihm angethan. Dadurch wird der Zauber gebrochen und der Kranke wird gesund. Die Fuqâra sind natürlich selbst Sahahir. Amulette, die gegen Verwundung schützen, das Gold in der Erde schauen lassen, irdisches Glück bringen 2c. sind allgemein gebräuchlich. Die Sahahir rühmen sich auch, giftige Stürme erzeugen zu können, welche der Atem des von Allah verfluchten Verwandten und größten Feindes Muhammeds sind, der als durstiger Hund mit weit heraushängender Zunge in den wüsten Gegenden nach Wasser spähend herumläuft, aber keines findet.

Die Bewohner von Sennaar werden im allgemeinen als sehr träge geschildert. Die Landwirtschaft liegt ganz danieder. Hat sich einer oder

der andere ein paar Maria-Theresia-Thaler erworben, so wird er Krämer und zieht im Lande umher, Heu, Holz, Datteln, Tabak verkaufend. Der Gewinn, schreibt Marno, trägt kaum das Allernotwendigste zum Lebensunterhalt. Der Händler aber ist sein eigener Herr, kann bei seiner Ware den ganzen Tag ruhen, kauern oder liegen, und sich mit seinen Gefährten unterhalten, was sein ganzes irdisches Glück ausmacht — denn Arbeit ist ja Schande, diese braucht nur der Sklave zu verrichten. Der Feldbau besteht im Anbau von Durra, Gurken, Wassermelonen, Tabak, Mais, Baumwolle u. s. w. Die Nahrung des Volkes ist auch eine sehr kärgliche. Fleisch wird selten genossen; man speist aus Durra-Mehl gebackene Fladen, die Kisrah, Durra-Mehlbrei und trinkt Merissa-Bier dazu.

Die Bevölkerung ist in Sennaar heute sehr spärlich. Marno erzählt, ehemals sei dies anders gewesen. Von Sennaar bis Hedebat sollen früher zahllose Dörfer an den Ufern des Nil bestanden haben, so daß, wie die Sage geht, man nie in Verlegenheit für das Feuer seiner Pfeife kam und den Durst nach Merissa bis zum nächsten Dorfe aushalten konnte. Indessen haben die Kriegsnot seit der Invasion der Türken und der mangelnde Verkehr den Wohlstand untergraben.

Zwei wichtige Städte sind in diesem östlichen Teile des Sudân bemerkenswert: Chartúm und Sennaar, die erstere eine rasch aufstrebende Kapitale, die letztere eine gefallene Größe.

Im Jahre 1823 wurde Chartúm (richtiger Râs el-Chartúm, „Kap des Elefantenrüssels") an der Stelle einer ganz kleinen Niederlassung gegründet. Schon bei Plinius wird ein Punkt der nächsten Umgebung der Stadt, das heutige Tuti, erwähnt. Die nächste und, wie Marno schreibt, ziemlich uninteressante Umgebung der Stadt breitet sich in einem Umkreise von 1—1½ Stunden aus. Chartúm selbst ist eigentlich am linken Ufer des Bahr el-Asraq erbaut und an jener Stelle, wo der blaue Fluß unmittelbar nordwestlich von dem Weichbilde der Stadt mit dem Bahr el-Abiad sich vereinigt. Marno beschreibt die Lage folgendermaßen: Im nördlichen innern Teile der Stadt steht die Dschâma (Moschee) mit dem nicht besonders hohen Minaret; in der Nähe liegt der gedeckte Bazar, der alltägliche Sûq (Markt), in den nächsten Straßen sind Schankstuben, Kaffeehäuser u. s. w., welche einen großen freien Platz (Fig. 43), den Sûq el-Kebîr, bilden, wo alle Tage großer Markt abgehalten wird. Von hier gelangt man an den Friedhöfen vorüber in die Steppe. Im Süden von diesen Straßen ist das ärmliche, größtenteils von Barâbra bewohnte Viertel, während nach Nordost gegen den blauen Fluß zu die Vornehmen sich ansiedeln. Hier liegen am Flusse selbst die Gebäude und Gärten der katholischen Mission, mehrere ebenerdige und einstöckige Gebäude, darunter das österreichische Konsulatsgebäude und daneben der Gouvernementspalast, das Spital u. s. w. Dann wieder Gärten und Felder bis zu dem

Dorfe Burri. Einige Gassen der Stadt sind in den letzten Jahren erweitert und verbessert, die Ziegelgruben auf den freien Plätzen vermindert

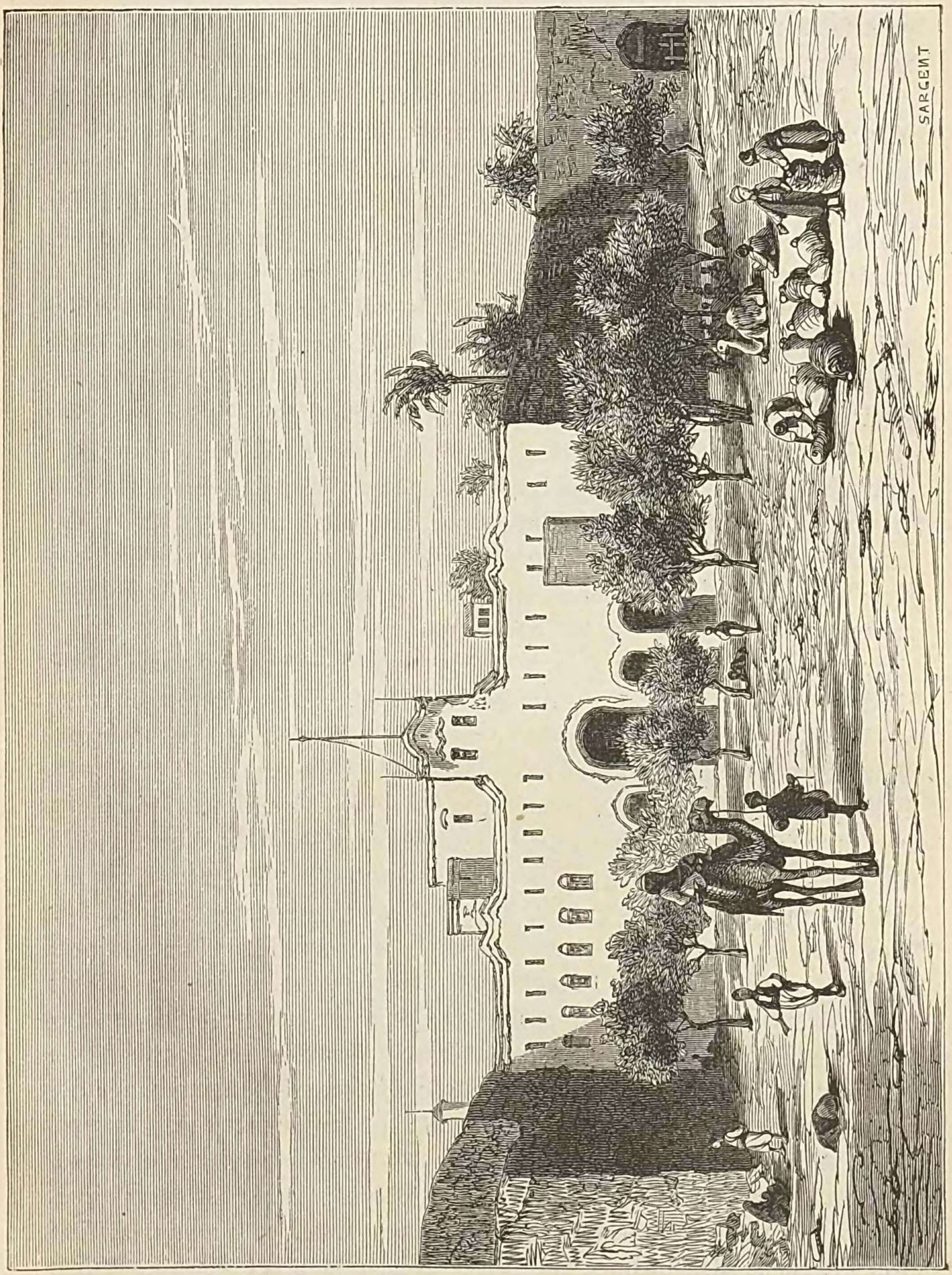


Fig. 43. Der Hauptplatz in Chartûm.

worden, wodurch die Salubrität wesentlich gefördert wurde. Während der im Mai und Juni beginnenden Regenzeit (Charîf) stehen dennoch manche

Gassen und Plätze wochenlang unter Wasser, welches nicht abgeleitet werden kann, da der Wasserspiegel des Bahr el-Asraq meist gleich hoch oder auch höher als die überschwemmten Stadtteile steht. Die Überschwemmung verursacht meist der Bahr el-Abiad, der im Charîf seine Ufer übersteigt und die ganze Umgebung von Chartúm in einen See verwandelt.

Das Klima der Stadt ist ein tropisches. Im August und Juli herrschen die großen Gewitter. Im September fällt der Asraq, und bis um die Mitte des Oktober, wo die Nordwinde eintreten, ist die Temperatur eine sehr hohe. In dieser Zeit treten die meisten Krankheiten auf. Die Nordwinde bringen eine große Luftabkühlung (im Januar 8,7—10° C. morgens), es kommt der Winter (Schittah). Die hierauf folgende heiße Zeit heißt Sêf. Die Einwohnerzahl der Stadt hat Robert Hartmann 1860 auf 40000 Seelen geschätzt und seither soll sie abgenommen haben. Eine Garnison in der Stärke von 2000—3000 Mann ist in Chartúm stabil. Chartúm ist die Hauptstadt des sogenannten ägyptischen Sudân und ohne Zweifel auch der erste kommerzielle Punkt am obern Nil. Hier laufen alle Karawanenstraßen aus Kordofân, der Äquatorial-Provinz Sennaar, kurz des ganzen östlichen Innerafrika zusammen, und von hier nimmt der Handel seine Wege einerseits den Nil abwärts nach Kairo, andererseits an das Rote Meer. Hier strömen alle Waren, die im östlichen Innerafrika abgesetzt werden, zusammen und werden durch arabische Händler im östlichen Sudân verfrachtet. Von Kairo aus kann die Stadt in 2—2½ Monaten (Kairo-Korosko 30—40 Tage, Korosko-Berber 15—20 Tage, Berber-Chartúm 5—10 Tage) erreicht werden; doch hängt das rasche Bewältigen des ungeheuren Marsches davon ab, ob man in Korosko sogleich Kamele erhält (Fig. 44). Wählt man den Weg den Nil entlang von Korosko über Dongola, so braucht man mindestens drei Monate. Der gewöhnliche Weg, der von Personen nach Chartúm betreten wird, führt über das Rote Meer von Suez bis Sauâkin und von da bis Berber. Er ist etwas kürzer als der erstere. Für Waren ist er wegen der hohen Tarifsätze der ägyptischen Dampfergesellschaften ungeeignet. Der Handel südlich von Chartúm geht den Bahr el-Abiad abwärts; den Bahr el-Asraq entlang ist er von geringerer Bedeutung. Durch den Bau der projektierten Eisenbahn von Sauâkin bis Berber und Chartúm wird die Stadt natürlich ungemein gewinnen und sich zu einem afrikanischen Emporium ersten Ranges aufzuschwingen vermögen.

Die Stadt Sennaar war zur Zeit der Fundsch-Herrschaft groß und volkreich. „Der Diwân des Mudîr," schreibt Marno, „neben der großartigen, jetzt größtenteils leer stehenden, halbverfallenen Kaserne, die unansehnliche Moschee, einige Privathäuser des Mudîr Sangak und der übrigen höheren Offiziere und Beamten, das übrige meist unansehnliche Lehmbaracken, untermischt mit Tokuls (Negerhütten), viele Unrathaufen und tiefe Gruben, zur trockenen Zeit sehr staubig, zur Regenzeit ein Kotmeer, giebt das wenig anziehende

Bild der Stadt. Einige starke, aus gebrannten Lehmziegeln errichtete Säulen, über welche man teilweise ein Dach erbaute und welches Gebäude nun als Kaffeehaus dient, scheinen die Reste des Palastes der Fundsch-Könige zu sein. Der Bazar ist ziemlich klein; einige Griechen und Armenier haben

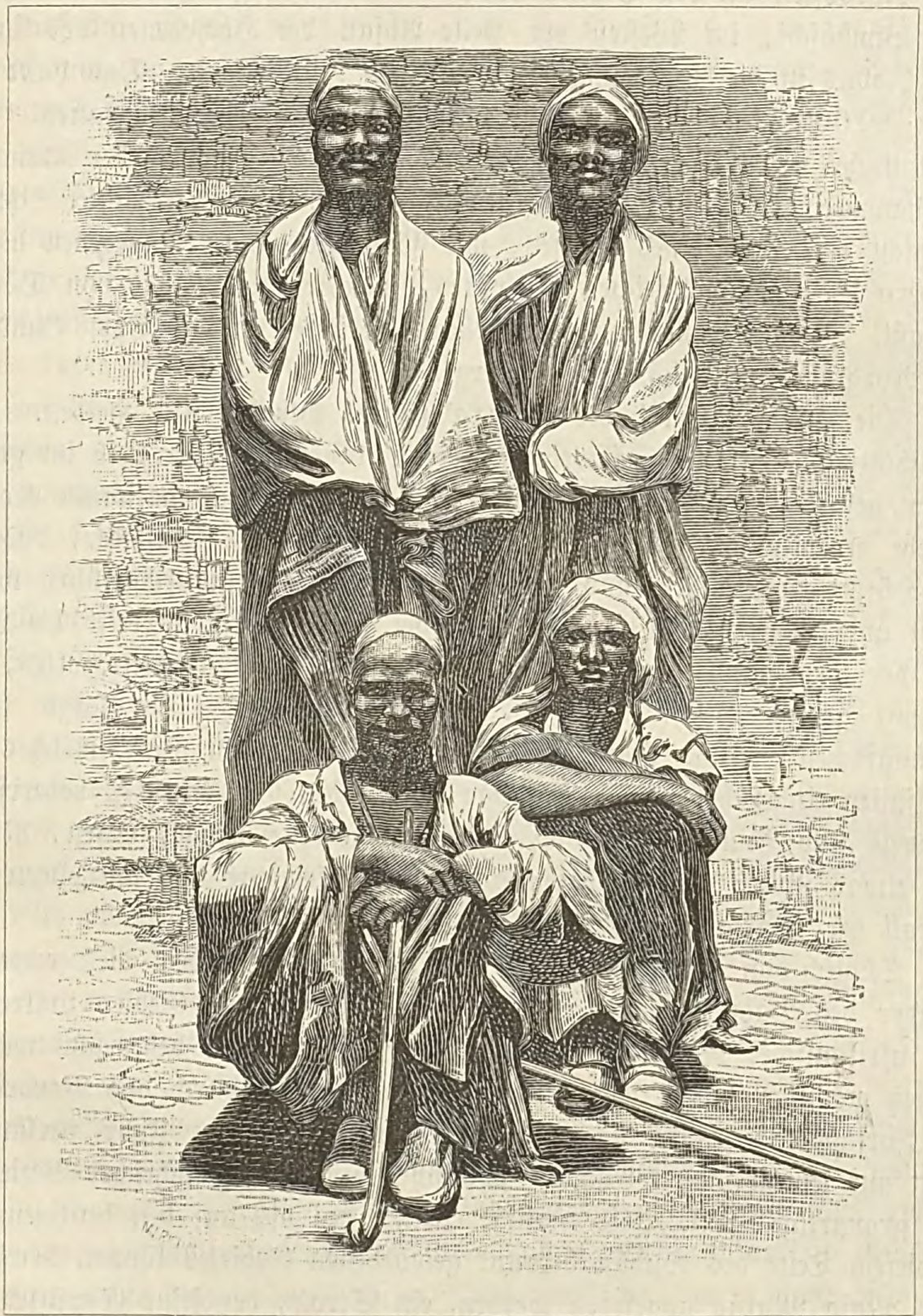


Fig. 14. Kameltreiber von Chartúm.

Butiken mit Araki (Schnaps) und den nötigen Eßwaren, meist Gesellschafter von Chartumer Häusern."

Südlich von der Dschezíré Sennaar, bei Fámáká beginnend, dehnt sich das Land der Berta-Neger aus. Dasselbe wurde von Ernst Marno,

P. Matteucci, in neuester Zeit aber von dem holländischen Reisenden Juan Maria Schuver bereist. Der letztere hat uns eine allgemeine Beschreibung dieses Landes und seiner Bewohner hinterlassen, die vieles Interessante enthält. Im Osten grenze das Land an den Jabus, im Norden und Nordosten an den Blauen Nil; im Süden begrenzten es die Berge von Bimbäschi, im Westen der steile Abfall der Hochebenen des Tumat und Jabus in die Niederungen des Weißen Nil-Beckens. Das Land hat etwa 80000 Bewohner und wird von Ägypten besetzt gehalten. Die Hauptstadt ist Beni-Schongul, wo dem Vordringen der Arnauten Muhammed Alīs seiner Zeit Halt geboten wurde. Fadasi, berichtet Schuver, sei nicht der Name eines Dorfes, wie seine Vorgänger angegeben hätten, sondern der eines volkreichen Distriktes, welcher eine Menge von Dörfern umfaßt. Nach Marnos und Matteuccis Berichten ist das Dorf Bimbäschi am Nordfuße der gleichnamigen Berge.

Die größte Anzahl der Berta (sing. Bertát) sind Heiden. Ihre Gesichtszüge, berichtet Schuver, seien fast kaukasisch, der Leib im ganzen besser geformt als der der Schilluk und Dinka. Das nationale Kostüm bestehe in einem gut gegerbten weichen Ziegen- oder Schafleder, das um die Hüften geschlungen und zwischen den Beinen hindurchgeführt werde. Pfeil und Bogen als Waffen fehlen; die Stelle dieser vertritt die Lanze und der Trombasch, ein im Winkel gebogenes Stück harten Holzes, das sie mit großer Geschicklichkeit zu werfen verstehen. Die Jagd liefert mannigfachen Ertrag. Das Land der Berta ist arm an Salz, welches aus Abessinien eingeführt wird. Sonstige Artikel des von Arabern beherrschten Handels sind Baumwollenstoffe, Sklaven, goldene Ringe, Eisen, Rinder und etwas Zibet; die Verkehrsmünze, wie in Sennaar und am obern Nil, überall der Maria-Theresien-Thaler.

Südlich von Dâr Fûr und Kordofân breitet sich in dem vielverzweigten Geäder des Bahr el-Arab und Bahr el-Dschebel das Gebiet zahlreicher, echt afrikanischer Negerstämme aus, die von Ägypten beherrscht werden. Dieses mächtige Landdreieck, dessen Hypothenuse sich durch das Vordringen der Forschungsreisenden nach Südwesten von Jahr zu Jahr verlängert, birgt auf seinem Territorium in physischer und ethnographischer Beziehung eine großartige Welt. Als südliche Grenze des bis auf den heutigen Tag in diesem Teile des Sudân bekannt gewordenen Gebietes können der Uëlle oder Majo Makúa angesehen werden, ein Strom, der seine Gewässer dem Schâri zutragen soll. Er entspringt an dem südwestlichen Abhange der Blauen Berge, welche den nordwestlichen Rand des Mwutan umsäumen und sich in nordwestlicher Richtung zu einem Wasserscheidegebirge zwischen dem Nil, Schâri und Congo verzweigen. Der Uëlle entsteht aus den beiden Quellflüssen, dem Kibeli und Dongu. Sein größter Zufluß am linken Ufer scheint der von Dr. Junker entdeckte Majo Bomokandi zu sein mit

seinem Tributären, dem Pókko (links), dessen Mündung man allerdings noch nicht entdeckt hat. Ein zweiter, erst in jüngster Zeit entdeckter Strom, der gegen Südwest seinen Lauf richtet, ist der Nepoko, den Dr. Junker für den Aruwimi Stanleys, also einen Zufluß des Congo hält; er versichert, es scheine ihm über alle Zweifel erhaben, daß seine Ansicht die richtige sei.

Es ist klar, daß die zwischen dem Bahr el-Arab, Bahr el-Dschebel, Uëlle und Nepoko gelegenen Landstriche, da sie von den Reisenden bisher nur höchst unvollkommen erforscht worden, eigentlich bloß ein oder das andere Mal durchzogen worden sind, uns in ihrer Physiognomie des Bodens nur äußerst mangelhaft bekannt sind. Die Forscher können nur über das an ihrer Route eben gelegene Land eine sichere Übersicht erlangen, von einer zusammenfassenden Totalvorstellung der Konfiguration dieser großen Territorien kann noch nicht die Rede sein. Dagegen fesselt die Aufmerksamkeit des Forschers allüberall das menschliche Leben, und da sich die Bedingungen desselben nicht gar so rasch ändern können, so ist es natürlich, daß wir in ethnographischer Beziehung viel reichhaltigere und richtigere Daten besitzen. Dem scharfen Auge des geistreichen Forschers Dr. Georg Schweinfurth ist indessen bei dem Überblicke der Existenzbedingungen der Völker am obern Nil nicht entgangen, daß zwischen den Bewohnern der Ebene am Bahr el-Abiad und denen der gebirgigen Teile an dem Flußgeäder des Bahr el-Arab in somatischer und intellektueller Beziehung ein großer Unterschied besteht, daß hier z. B. einer hoch gewachsenen dunkelschwarzen Rasse eine mittlere rotbraune gegenüber steht.

Wir wollen denn auch in dem Folgenden eine Schilderung der geographischen Verhältnisse in diesem Teile des Sudân nicht unternehmen, das Bild müßte sehr mangelhaft ausfallen; sondern den ganzen gewaltigen Komplex der das Gebiet bewohnenden Völkerschaften einzeln nach den ihn bildenden Gruppen durchgehen und bei Beschreibung der ihn bewohnenden Stämme das Wissenswürdigste über das von einem oder dem andern Stamm occupierte Territorium einschalten.

Der Nilstrom bewegt sich, nachdem er bei Ladó 465 m über dem Meere das gebirgige Terrain verlassen, mit Langsamkeit bis zum See Nô, nachdem er zuvor nördlich von der Niederlassung Schambil einen Arm, den Bahr es-Serâf (Giraffenfluß), gegen Nordosten entsendet. Am See Nô erhält der Strom den Namen des Bahr el-Abiad, und nachdem er kurz zuvor den von Osten kommenden, bislang nur an seinem Unterlaufe erforschten Sobat aufgenommen, trägt er seine Fluten inmitten einer von reicher Vegetation bedeckten Sumpflandschaft mit sehr geringem Gefälle gegen Norden. Die Feuchtigkeit und Wärme zugleich erzeugt ein Überwuchern der die Ufer bedeckenden Schilfpflanzen. Diese vermengen sich mit dem von dem Strome mitgeführten Schlamme derart zu großen, den Lauf des Wassers, besonders

aber die Schiffahrt hemmenden Pflanzenbarren, daß die Kommunikation sehr häufig unterbrochen werden muß und es wiederholt der äußersten Anstrengung bedurft hat, dieselben zu durchbrechen, um den Schiffverkehr auf dem Strome aufrecht zu erhalten.

Der große Zufluß des Nil, der die Wasser Dâr Fûrs sammelt und in dem Keilak auch die Wasser des südlichen Kordofân dem Nil zuführt, empfängt auf dem rechten Ufer eine Reihe von Flüssen mit ziemlich entwickeltem Laufe, so den Safila, Boru, Biri, Dschi, den aus den Quellflüssen Here und Gebbi entstehenden Dschur, der wiederum den Oberlauf des Bahr el-Ghazâl bildet; den Tondsch u. a. m. Zum Nil eilt unter andern der Rohl und Robi hinab.

Die Landschaften am rechten Ufer des Nil auf der ganzen Erstreckung des Stromes durch das Flachland sind uns nur auf einige Kilometer, man kann sagen nur so weit, als der Blick der Nilschiffer reicht, bekannt; dagegen südlich und östlich von Ladó zwischen dem Nil und dem Madi-Gebirge durch die Bemühungen S. Bakers und Dr. Schnitzlers weiter binnenwärts bekannt geworden.

Reise man, schreibt A. Kaufmann, der drei volle Jahre als Missionär am Weißen Flusse sich aufgehalten hat und glücklich in die Heimat zurückgekommen ist, den Nil etwa 90 Wegstunden hinauf, so gelange man gleichsam zu den Marksteinen des Negerlandes, dem Dschebel Niemati und dem Dschebel Dinka. Das Land ist bis südlich von Ladó eine ungeheure Ebene, in der bloß ein paar Kegelberge von unbedeutender Höhe sich erheben, durch welche der Nil mit seinem weißlich-trüblichen Wasser sich hindurchdrängt. Seine Ufer sind von den Dinka-Bergen an bis zum Sobat bald rechts, bald links mit anmutigen Wäldern besetzt, worin sich reichliches Wild birgt. Vom Sobat an bis gegen Ladó sind die Ufer des Flusses niedrig, nur an wenigen Stellen mit Mimosenwald bedeckt und ausgedehnte Grassteppen ermüden das Auge des Reisenden. Schwillt der Strom in der Regenzeit an, so entstehen Seen und meilenlange Sümpfe, teils mit hohem Schilfgrase (aruor bei den Dinkas genannt) oder Ambac-Wäldern bedeckt, deren Holz leichter als Kork ist. Auf dieser Strecke ist eine Niederlassung am Flußufer nicht möglich, doch südlich von Ladó erfreuen das Auge des Reisenden herrliche Landschaften.

Auf der weiten Strecke hängt alles Wachstum vom Regen ab. Die Regenzeit dauert von März bis November. Die Aussaat geschieht daher im April und Mai. Die größten Regenmassen fallen im April und Mai oder im August und September. Nach dem Eintritte der Regen richtet sich auch der Wasserstand des Nil. Die Bewohner teilen entsprechend dieser Verteilung des Niederschlags das Jahr ein in zwei Jahreszeiten: die trockene (meling, pai-mai) und in die nasse (pei-ruel oder kidjer). Die Windrichtung ist eine ziemlich gleichförmige jedes Jahr.

Während der trockenen Zeit wehen Nordwinde, im Übergangsmonat vor und nach der Regenzeit herrscht Ostwind. Von April bis September wehen Süd-, im September und Oktober Westwinde. Mit diesem Zuge der Luftströmung kommen auch die Regen und zwar zuerst mit Ost, dann lange mit Süd, und enden mit Stürmen aus Westen. Bei Ladó sind häufig Erdbeben beobachtet worden, vorzüglich zu Beginn der Regen, und die Erdstöße kommen meist aus Südosten. Die größte Wärme maß Kaufmann in dem ehemals bestandenen Gondokoro im März mit 38° C., die niedrigste im Juli mit 30° C. Vor Sonnenaufgang zeigt das Thermometer im Februar und November 25° C., im August und September 20° C.

In dem gut bewässerten Lande gedeiht das Wachstum außerordentlich. Die Wälder bestehen aus Akazien und Mimosen mit zahlreichen Schlinggewächsen. Riesige Euphorbien, Dum-Palmen, Deleb-Palmen ragen zum Himmel empor; auch der kolossale Baobab ist zu sehen. Außer den Wäldern ist alles mit Gras von riesigem Wuchse bedeckt, so daß selbst Büffel sich darin verbergen können. Schilfrohr erhält die Höhe von 10—15 m und liefert Material zum Baue der Hütten. Papyrus-Stauden sind zahlreich. Weiter binnenwärts vom Ufer des Stromes treten Laubhölzer in Massen auf. Die Bäume sind auch hier mit Schlinggewächsen umrankt und sind wirklich undurchdringlich. Ab und zu findet sich die Rebe an die Bäume angerankt und trägt süße Früchte und zwar ohne alles Zuthun von seiten der Einwohner. Missionär Mosgan gab sich die Mühe, die Trauben zu keltern, und erzielte einen Wein von ganz schwarzer Farbe, der so schmeckte wie ein italienischer Wein aus tiefgelegenen Gründen. Die Waldungen (Fig. 45) nennt Kaufmann so schön, daß sie den vielgepriesenen Urwäldern Amerikas wohl nicht nachstehen werden. Butterbäume, Tamarinden, Kautschukbäume sind in Hülle und Fülle vorhanden. Aus dem Reiche der Blumen hat man das Prävalieren der Zwiebelgewächse bemerkt. Liliaceen, Orchideen, zwergartige Oleander schmücken die Wiesenflur.

In dieser prächtigen tropischen Vegetation wimmelt es von Tieren am Lande und im Wasser. Der Fluß und seine Tributären sind reich an Fischen, so daß ganze Dörfer vom Fischfange leben. Das Flußpferd, Krokodil, Schlangen sind vorhanden, und von den afrikanischen Raubtieren fehlt diesen Ländern keines von der wilden Katze bis zum König der Tiere; nur Wölfe sollen nicht vorhanden sein. Büffel- und Antilopenherden sind allüberall anzutreffen, dann der Strauß und Elefant, Fischadler, Reiher, Kraniche und andere Vögel in mannigfaltigen Arten beleben die Ufer des Bahr el-Abiad. Termiten und Mosquitos bilden auch hier wie anderwärts in Afrika eine ständige Landplage. Von Metallen findet sich nur Eisen und sehr wenig Kupfer.

Die Bevölkerung dieser Länder ist nicht so dicht, als man nach dem Vorhandensein der materiellen Existenzbedingungen schließen könnte. Alle

Stämme sind mehr oder weniger nomadische Viehzüchter, welche, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben, eben den Aufenthaltsort häufig wechseln müssen. Beginnt die Regenzeit, schreibt Kaufmann, so bewegt sich alles zu den festen



Fig. 45. Urwald am obern Nil.

Wohnungen im Innern des Landes; dort finden die Neger die besten Plätze zum Anbau der Durra, wo die kleinen Zugvögel nicht so hausen wie in den wasserreichen Flußgegenden; im Innern bietet ihnen die Natur selbst

die vielfältigsten Waldfrüchte und sie finden Gras im Überfluß für ihre Herden, und so wird die Zeit, wo die Neger in die Wälder hinein ziehen, eine Freudenzeit für sie, es ist die Alpenzeit. Sind aber die Regen vorbei, so müssen wieder alle wegen Wassermangel zum Flusse ziehen, wo sie bloß in provisorischen Hütten, aus Schilfrohr mit Kuhmist überstrichen, sich niederlassen, während ihre Herden im wässerigen Grase den Hunger stillen. Wie man daher in der Regenzeit in der Nähe des Flusses lange Strecken hin nichts findet, als nur bisweilen die armseligen Hütten einiger armer Fischer, so sind in der trockenen Jahreszeit im Innern bloß einzelne Schmiede und Viehdiebe anzutreffen. Alles, sowohl Menschen als Vieh, lebt dann in der Nähe des Flusses oder eines Kanales in langen Gehöften.

Von den Anwohnern des Nil-Oberlaufes sind vorzüglich die Stämme der Schilluk, zu welchen auch die Dschur und Luoh am Bahr Dschur gehören, bemerkenswert. Ihr Gebiet erstreckt sich am linken Ufer des Bahr el-Abiad vom Flusse Keilak und dem Tekem-Gebirge bis hinab gegen Mokat el-Kelb. Ein zweiter Stamm sind die Nuër, südlich von den Schilluk, am rechten Ufer des Bahr el-Abiad; ein dritter die Dinka oder Djangé, am östlichen Ufer des Weißen Nil, von den Dinka-Bergen (12.⁰ nördl. Breite) bis 6.⁰ nördl. Breite und am westlichen Ufer des Nil bis herab zum 10.⁰ nördl. Breite. Sie zerfallen in mehrere Stämme, unter denen die Tuitsch, Bar, Eliab und Kiëtsch die wichtigsten sind. Südlich und nördlich von Ladó beginnt das Gebiet der Bari, deren nördlichster Stamm Tschiér genannt wird. Östlich von den Bari wohnen die Beri, welche eine dem Schilluk und Dinka verwandte Sprache sprechen, westlich die Njang-bara. Im Südwesten der Dinka, am westlichen Rande der Tieflandschaft des Bahr el-Ghazâl, am Mittellaufe des Bahr Dschur und seiner Nebenflüsse wohnt das Volk der Bongo oder Dor; im Südosten, an die Bongo angrenzend, im Gebiete des Gazellenflusses, zwischen dem 5. und 6.⁰ nördl. Breite und dem 29. und 30.⁰ östl. Länge von Greenwich, das Volk der Mittu, zu welchem auch die kleinen Stämme der Madi, Abaka und Luba gerechnet werden. Die Bongo und Mittu zählen nach dem Gesagten nicht mehr zu den Anwohnern des Bahr el-Abiad, sondern sind deren westliche Grenznachbarn.

Wenden wir uns der ethnographischen Betrachtung der unmittelbaren Anwohner des Nilstromes zu, zunächst der Schilluk. Wir folgen den Schilderungen des Missionärs Kaufmann, als eines Mannes, der infolge seines Aufenthaltes unter dem Volke selbst das Zuverlässigste über dasselbe berichten konnte.

Die Schilluk sind Mesocephalen, dunkelschwarz, schlank, gebrungenen Wuchses, ohne wulstige Lippen, haben krauses, nicht wolliges Haar, einen wilden Blick und bilden ein zahlreiches, meist seßhaftes Volk, das in aus

Strohhüten (Tokûls) bestehenden Dörfern wohnt. Die Wohnungen dieses Stammes, schreibt Kaufmann, begleiten ununterbrochen den ganzen Lauf des linken Flußufers, so daß sie ein einziges Riesendorf zu sein scheinen, obgleich die einzelnen Häusergruppen besondere Namen haben. Sie müssen, versichert der wackere Missionär, so wohnen, teils um dem Wasser nahe zu sein, das im Innern häufig mangelt, und wohl auch aus Vorsicht vor den räuberischen Arabern aus dem nahen Korbofân. Sie sollen der einzige Volksstamm des weißen Flusses sein, der ein allgemeines Oberhaupt (mak, d. i. König) hat. Die Nachfolge ist erblich in der Familie, doch folge dem Vater nicht der Sohn, sondern ein naher Verwandter, dessen erstes Geschäft es ist, seinen Vorgänger zu begraben. Der Leichnam des verstorbenen Königs bleibt nämlich in dessen Tokûl so lange verschlossen, bis der neue König ernannt ist. Heiraten die Töchter eines Königs, so erhalten sie ein Dorf, resp. dessen Abgaben, als Mitgift. Der König herrscht vollkommen despotisch, sein Wille ist Gesetz. Begeht ein Neger ein Kapitalverbrechen, so wird er erschlagen und in den Fluß geworfen; allein seine ganze Habe samt Kindern und Frauen fällt dem König zu. Außer dieser freilich schwankenden Einnahme besitzt der König das Monopol vom Elfenbein und der Giraffen-Jagd. Die Schilluk benehmen sich dieser schwarzen Majestät gegenüber sehr unterwürfig. Ihre Zahl mag, wie Kaufmann versichert, ½ Million wohl übersteigen. Sie gehen nackt, doch bekleiden sich ihre Frauen und Mädchen, indem sie eine Schamschürze (Rachot) tragen. Auch die Männer werfen häufig ein Fell um Schultern und Lenden: nicht so sehr, um sich zu kleiden, als vielmehr, um als vornehm angesehen zu werden. Sonderbar ist der Kopfputz der jungen Männer. Sie lassen nämlich die Haare lang wachsen, flechten sie dann so geschickt ineinander und zwar rund um den Kopf, daß dieses Geflecht wie der Rand eines Hutes aussieht, so daß dann Hut und Kopf eins ist. Andere flechten das Haar vom Genick aufwärts bis vorn an die Stirne zu einem vorstehenden Kamm, gleich dem Aufsatz bei einem Dragonerhelm. Andere wieder machen sich aus weißen Federn, auch kleinen Straußenfedern, rings um den Kopf eine Zierde wie einen Heiligenschein. Für den Nachtschlaf vergraben sie ihre nackten Gestalten, nachdem sie ihren Körper zuvor zum Schutze gegen Insekten mit Asche aus Kuhdünger oder mit Ölen und Fett gut eingerieben, in Aschenhügel, welche den Tag über von der Sonne gut durchwärmt worden sind und sie nachts vor empfindlicher Kälte schützen.

Die Wohnungen der Schilluk sind nett gebaut und durch große Reinlichkeit ausgezeichnet. Da liegt, wie uns Reisende berichten, kein Stäubchen, kein Span oder Strohhalm innerhalb des Hausfriedens, welcher mit prächtigem Rohrgeflecht umzäunt ist. Die Wohnstuben, welche niedrige ovale Öffnungen zu Thüren haben, sind samt Hofraum wie die Tennen der europäischen Scheunen gefegt und planiert. Der Fußboden in den Tokuls

selbst, deren runde Mauern die Schilluk von außen recht zierlich schwarz und blau zu bemalen wissen, ist obendrein mit Tierfellen bedeckt, welche als Schlafstellen dienen. Eine Leidenschaft dieser Neger bildet, und zwar bei beiden Geschlechtern, das Tabakrauchen. Man raucht aus Riesenpfeifen und zieht den Tabaksqualm durch eine Lage von wohlriechenden getrockneten Blumenblättern, wodurch er einen feinen aromatischen Geruch erhält. Die Tabakblätter werden getrocknet, zerrieben, in einen Teig umgewandelt und in Brotform aufbewahrt.

Ihrem Bekenntnis nach sind die Schilluk zum großen Teile noch Heiden. Der Islâm wie der christliche Glaube haben nur geringe Fortschritte gemacht. Kaufmann behauptet, noch nie habe ein Schilluk sein Knie zum Gebete gebeugt. Neben dem Ackerbau huldigen diese Neger auch der Zucht des Buckelrindes (Fig. 46), der Schafe und Hühner. Da sie kühne Jäger sind, ziehen sie auch schöne Jagdhunde auf, die besonders für die Gazellenjagd abgerichtet werden. Sie besitzen nur wenige Feuerwaffen und führen meist Lanzen und Keulen. Bogen und Pfeile sind ihnen unbekannt. In einem Punkte sympathisieren sie mit ihren Nachbarn aus Kordofân, in dem Punkte des Raubes und Diebstahls. Die Beutezüge geschehen meist auf das Gebiet der benachbarten Dinka, mit denen sie denn auch in tödlicher Feindschaft leben. Unter ihnen herrscht die Polygamie. Die Schilluk sind gegenwärtig dem ägyptischen Staate unterthan, bildeten aber bis 1861 eine Art selbständigen Staates. Der König (Bondu) residierte zu Derab. Seither haben sie sich der neuen Ordnung ziemlich anbequemt, und die Ägypter haben in ihrem Lande eine Reihe von Forts errichtet, von welchen Faschoda, das einen eigenen Regierungsbezirk bildet, das bedeutendste ist.

Die Nuër, der zweite Hauptstamm am obern Nil, vertrieben zu Anfang dieses Jahrhunderts die Dinka vom Sobat und ließen sich am Unterlaufe des genannten Flusses nieder. Kaufmann nennt sie einen kräftigen, kriegerischen Stamm, der von den Nachbarn gefürchtet sei, sich aber vor keinem derselben fürchte. An Zahl sollen sie den Schilluk nicht nachstehen, wenigstens lasse sich dies aus dem Umfange ihres Gebietes schließen. Sie wohnen mehr im Innern, da vorzüglich bei ihnen die Ufergegend sehr tief und der Überschwemmung ausgesetzt sei; doch sehe man auch am linken Nilufer stundenlang ihre Dörfer sich hinziehen. Sie gelten als die eifrigsten und reichsten Durra-Bauern, in deren Gebiete weder die Araber noch die Türken es jemals gewagt, auf Sklavenraub auszuziehen. Sie haben kein allgemeines Oberhaupt, sondern leben in patriarchalischer Verfassung, d. h. eine große Familie in allen Graden der Verwandtschaft zieht alle Glieder und alle Habe zusammen und bildet so ein Dorf, wo der Angesehenste und Reichste als Oberhaupt betrachtet wird und sich beng-did („großer Herr") titulieren läßt. Was außer dem Dorfe geschieht, meint Kaufmann, kümmere ihn nichts mehr.

Im Vergleich mit den Schilluk haben die Nuër ein viel freundlicheres Aussehen, und bei manchem sind dem Missionär die ganz europäischen Gesichtszüge aufgefallen. Das Volk präsentiert sich als ein starker Menschen-



Fig. 46. Ein Murach der Schilluk.

schlag, schon prächtig auch in der äußern Erscheinung. Die Kopfbedeckung des Häuptlings z. B. ist ein 16 cm langer, spitziger Kegel, über und über mit Kauri-Muscheln bedeckt, an dessen Spitze Schnüre von bunten Glas-

perlen hängen. Vom Halse, der mit Perlen geziert ist, hängt, schreibt Kaufmann, häufig ein fein gegerbtes Kitzfell oder das eines Panthers. Um die Lenden tragen die Nuër breite Bänder von Glasperlen, während ihren Arm ein Ring von Elfenbein ziert. Die Frauen beschweren ihre Ohren von unten bis oben dergestalt mit kupfernen Ohrringen, daß selbe ganz vorstehen und herabhängen. Junge Weiber durchbohren die Oberlippe und stecken in dieselbe einen Stift, der gerade hervorsteht und ganz mit blauen Perlen überzogen ist. Das Ende desselben bildet eine aufgesetzte weiße Perle. Auch die Stirne tätowieren die Nuër durch kleine horizontale Reihen von Einschnitten, von der einen Schläfe bis zur andern reichend. Das Land dieses Negerstammes ist von den Mosquitos ungeheuer geplagt.

Die ausgebreitetste Nation am Bahr el-Abiad mit einer eigentümlichen Sprache sind die Dinka oder Djangeh. Zu diesen gehören die Abgalang, die Agér, Abugo und Dongiol, Stämme, die an sich klein sind und nur im Innern des Landes mit den südlichen Dinka-Stämmen zusammenhängen. Das Gebiet, das die Dinka bewohnen, ist vollkommen eben und nur vom Berge Tetefan überragt, von dem sich ein niederer Rücken ostwärts zieht. Die aufgezählten Stämme werden durch Raubzüge von Arabern beständig heimgesucht, weshalb sie immer in einer Art Kriegszustand verharren. Die Tuitsch wohnen zwischen dem 8. bis 7.° nördl. Breite, deren Nachbarn am rechten Nilufer, die Bor, in circa 40 Dörfern vom 6. bis 7.° nördl. Breite hingelagert sind. Die letzteren, reich an Herden, sollen 10000 Köpfe zählen. Südlich vom 6. Breitegrad wohnen die etwa 8000 Seelen zählenden Eliab, welche gegen Süden die Grenze der Dinka-Sprache bilden. Die Kiétsch (Fig. 47), zwischen dem 6. bis 8.° nördl. Breite in vielen Dörfern wohnend, liegen mit den Tuitsch wegen Ausnutzung der Weideplätze in beständigem Hader. Westlich von den Kiétsch wohnen noch die Dinka-Stämme der Atuot, Lau und Arol, dann als Grenzstamm gegen Westen die Ghok.

Kaufmann nennt die Dinka-Stämme den schönsten Menschenschlag am weißen Flusse. Sie sind, schreibt er, schön gebaut, schlank und von sehr hoher Statur, so daß 1,9 m Maß wohl als allgemein angenommen werden kann (Fig. 48). Auch ihr Gesichtsausdruck, so negerartig er ist, hat etwas Mildes an sich im Vergleich mit den anderen Stämmen. Man kennt sie gleich an der Stirne, welche sie eigentümlich tätowieren, und zwar Männer und Weiber gleich, indem sie sich zwischen den Augenbrauen einen vertikalen tiefen Einschnitt machen, von dem, als Centralpunkte, kreisförmige Linien in Punkten zu beiden Seiten und gegen den Scheitel sich hinziehen. Alle diese Stämme tragen das Haar glatt geschoren bis auf einen runden, kurzen Büschel am Scheitel, den sie oft mit Glasperlen einfassen. Sie gehen unbekleidet, doch tragen die Reicheren von ihrem Zierate, die meisten wenigstens, einen Ring aus Eisen oder Kupfer. Kleidung betrachten die

Männer als weibisch, ihrem Geschlechte zuwider. Erhalten sie Kleider, wie sie ihnen z. B. die Missionäre häufig geboten haben, so legen sie die-

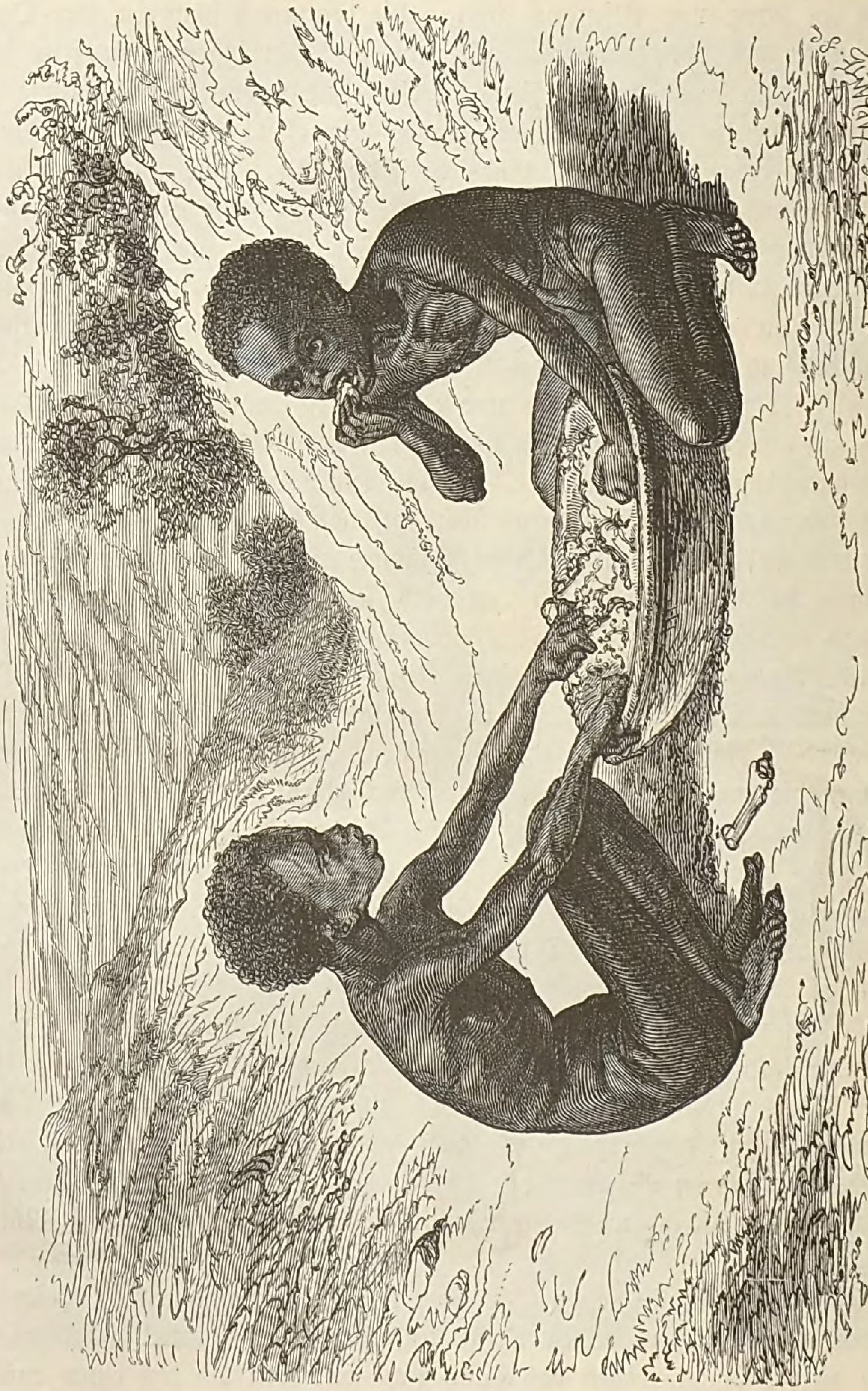


Fig. 47. Kitsch-Neger.

selben nicht an, sondern tragen sie im Bündel bei sich oder verfertigen sich daraus eine Art Schweif, den sie dann rückwärts herabhängen lassen. Die

größte Freude haben sie, wie Kaufmann berichtet, an schönen Waffen, an Lanze, Pfeil, Bogen und Streitkolben aus Ebenholz. Die jungen Krieger,

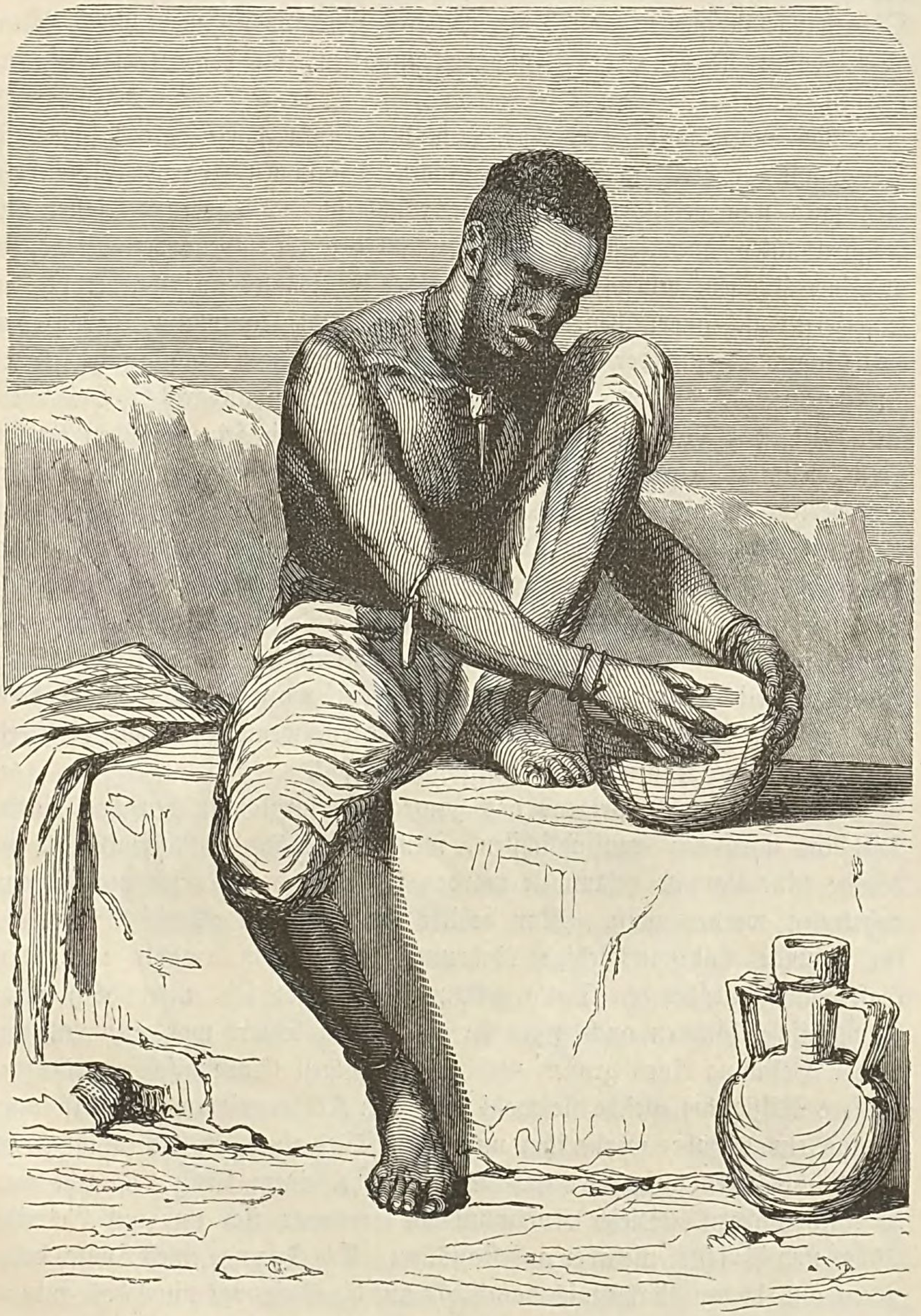


Fig. 48. Ein Dinka=Neger.

hoch gebaut, flink und schnell, den Scheitel mit Straußenfedern verziert, sollen besonders martialisch aussehen. Die Frauen bekleiden sich, indem sie

um die Lenden zwei gegerbte Felle werfen, die mit Schellen und Ringen aus Eisen und Kupfer verziert sind und beim Gange ein die Aufmerksamkeit erregendes Geräusch verursachen. Männer und Frauen tragen Ohrgehänge in großer Zahl, die von den Ohrläppchen weit hinabreichen, aber, damit sie den Körper nicht verunstalten, an der Stirne befestigt werden.

Von moralischer Seite hat man die Dinka vorteilhaft beschrieben. Kaufmann berichtet, sie seien nicht wilden, grausamen Charakters, sondern eher mild und geduldig, auch nicht räuberisch. Die Kiétsch sollen die trägsten unter ihnen sein, die z. B. Feldarbeit als Sklavenarbeit betrachten, und ihre Frauen, denen jegliche Arbeit des Haushalts aufgebürdet ist, in keinerlei Weise unterstützen. Das Weib, schreibt Kaufmann, bebaut das Feld, indem es, auf der Erde hockend, mit einem halbmondförmigen Eisen an kurzem Stiel die Erde umsticht und die Wurzeln ausgräbt. Das Weib säet, jätet, der Mann kommt und ißt und zieht mit seinen Kühen herum, deren Milch er trinkt, wobei für das Weib wenig erübrigt. Die andere Zeit verlebt er mit Tändeleien, Besuchen bei Nachbarn, wo er so gerne im Schatten sich niedersetzt und über Tagesangelegenheiten tagelang plaudert, bis er endlich gegen Sonnenuntergang seine langen Glieder in Bewegung setzt und, seine Keule über die Achsel schwingend, nach Hause geht, voll Freude, wenn er sich unterwegs etwas erbettelt hat. Die Unterhaltung bilden natürlich Kühe, Weiber und die Türken, wozu alle Weißen gehören, oder auch die Heldenthaten des einen oder andern, wenn gerade eine Rauferei gewesen ist, wie Kaufmann sarkastisch hinzufügt.

Der Dinka lebt übrigens das ganze Jahr sorglos in den Tag hinein. Die Not wird am empfindlichsten, wenn während des Aufenthaltes im Walde keine Vorräte gesammelt worden sind und der Marsch zum Strome angetreten werden muß. Man behilft sich dann mit allerlei Surrogaten für gesunde und ausgiebige Nahrung. Kaufmann erzählt uns, daß Gastfreundschaft bei den Dinka gekannt und geübt sei, nicht bloß gegen Einheimische, sondern auch gegen Fremde, gegen letztere wohl meistens nur in der Hoffnung eines großen Geschenkes. Gegen Einheimische, meint der wackere Missionär, gleiche sie wohl mehr dem Kommunismus, denn so lange jemand etwas habe, werde ihm unter dem Titel eines Gastes so lange zugesetzt, bis alles aufgezehrt ist. Sei man bei einem fertig, so gehe man zu einem andern. Dieser Kommunismus erstrecke sich nur auf Getreide, Tabak und Früchte, nie aber auf Haustiere. Die Freunde eines Dinka deducieren aus diesem Verhältnis das Recht auf die Nahrungsmittel des andern, und die Missionäre versichern, durch Wohlthun habe man z. B. stets nur Bettler herangezogen, und sei man rückhaltig gewesen, so hätte man als geizig und hartherzig gegolten. Aus diesem Kommunismus, meint Kaufmann, entstehe auch noch Sorglosigkeit in betreff der Lebensmittel. Hat

jemand solche, so wird immer gekocht und geschmaust, bis alles zu Ende ist. Dieser Kommunismus ist auch schuld, daß so wenig angebaut wird; denn würde man mehr ernten, so kämen die Gastfreunde und ernteten mit. Neben dem Kommunismus herrscht indes in jeder Familie strenger Sonderungsgeist. Alles muß in der Familie nach Köpfen geteilt werden; jedes Mitglied derselben, berichtet Kaufmann weiter, haust, kocht, ißt abgesondert, ja selbst Kinder. Von einer Gemeinschaft haben die Dinka keinen Begriff, und sie konnten das Zusammenhalten unter den Missionären nie verstehen. Indessen stehen die Dinka in sittlicher Beziehung höher, als man nach dem Gesagten erwarten sollte, und Kaufmann schreibt: „Ich muß gestehen, daß ich in drei Jahren nie etwas Unsittliches gesehen oder in meiner Gegenwart gehört habe."

Zu den Volksbelustigungen der Dinka gehört der Tanz, der indessen weniger ausgelassen ist, als der der Muhammedaner im Sudân, wie der genannte Gewährsmann versichert. Man tanzt bei mondhellen Nächten, und der Tanz besteht in taktmäßigen Herumziehen und -hüpfen unter lautem Gesang, während mit den Händen gerungen und allerlei Gebärden gemacht werden. Alles geschieht nach dem Schlage der Trommel, die man überall findet. Die Trommel besteht aus einem ausgehöhlten Stück eines Baumes und ist an beiden Seiten mit Leder überspannt. Man schlägt sie auf beiden Seiten, und weil eine davon weit dicker ist, als die andere, so hört man den Schlag zweier Trommeln, einer großen und einer kleinen. Die Männer stampfen dabei mit beiden Füßen auf den Boden und hüpfen auf mit pfeifendem Atemholen. Die Lieder, welche meist von Weibern und Kühen handeln, sind sehr einfach, so daß man Poesie vergeblich darin sucht. Sie bestehen auch meistens bloß aus einer einzigen Strophe, die immer wiederholt wird, bis die Sänger ermüden. Wie bei den Orientalen, berichtet Kaufmann, sind die Melodieen in Moll und manche entbehren nicht der Schönheit. Man liebt schnelles Tempo, z. B. Sechsachtel-Takt. Viele Lieder sind Solo mit Chorbegleitung. Der Gesang wird mit den Klängen eines aus der Rückenschale einer Schildkröte gefertigten Saiteninstrumentes begleitet.

Von der Sprache der Dinka liefert uns Kaufmann interessante Proben. Sie ist einsilbig, doch mit vielen Diphthongen und Triphthongen, entbehrt aller Zischlaute und Aspirationslaute, dafür hat sie aber eigene Nasale und einen eigentümlichen Kehllaut. Die Hauptwörter der Sprache haben kein Geschlecht, keine Beugefälle, keinen Artikel, keine Unterscheidung des Singulars vom Plural; man muß alles aus der Zusammensetzung entnehmen. Doch findet sich bei den Nennwörtern wieder die Eigentümlichkeit, daß bei Zusammenstellung mehrerer derselben und in Verbindung mit den zueignenden Fürwörtern der letzte Buchstabe geändert wird, und zwar in ein n oder ng. Beiwörter giebt es wenige, die meisten derselben

sind auch Zeitwörter. Bei den Zahlwörtern fehlen die Ordnungszahlen gänzlich, mit Ausnahme des Wortes der erste und der letzte. Die Fürwörter werden durch Anfügung von Suffixen dekliniert. Die Verba erleiden je nach Zeit und Bedeutung eine Änderung, doch nur in den Vokalen, und zwischen thätiger und leidender Form giebt es keinen Unterschied. Von Zeiten haben die Dinka bloß die Hauptzeiten: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft.

Der Reichtum des Volkes besteht bloß im Vieh; andern Wohlstand kennen sie nicht, andere Habe ist bloß Nebensache, die schnell vergeht, während der Reichtum an Vieh ein bleibender ist. Unter den Herden überwiegen Rinder bei weitem über Schafe und Ziegen. Die Kühe spenden wenig Milch, und werden zu sehr verehrt, um geschlachtet zu werden. Der Tod einer Kuh, schreibt Kaufmann, werde beweint wie der eines Menschen. Der Besitzer trägt einige Tage den Strick, womit die Kuh angebunden wurde, am Halse und erzählt allen sein Unglück; später bindet er sich den Strick um den Leib. Daher kommen die Vermöglicheren, meint Kaufmann scherzend, nie aus der Trauer heraus, und so ein Stickträger ist meistens auch ein größerer Besitzer. Pferde und Esel giebt es nicht. Die Verehrung des Rindviehs von seiten der Neger geht so weit, daß bei allen Dinka-Stämmen die Männer großenteils den Namen eines Ochsen und die Weiber den einer Kuh tragen. Kühe werden sehr selten verkauft und zwar niemals an Fremde. Hunde sind vorhanden, dagegen fehlen die Katzen, wiewohl es wilde Katzen in Menge in den Wäldern giebt.

Bei der Wohnung der Dinka, meint Kaufmann, müsse man unterscheiden zwischen den provisorischen Hütten aus Schilf zur trockenen Jahreszeit in der Nähe des Flusses und den festen Wohnungen im Walde, welch letztere als die eigentliche Heimat gelten können (Fig. 49). Die ersteren dienen bloß für einige Monate, sind aus Schilf gebaut, mit Kuhmist überstrichen, innen mit Asche gefüllt, um sich darin gegen die kalten Nordwinde zu schützen. Viele sehen eher einem Turme als einem Hause ähnlich, indem das Schilf in seiner ganzen Länge emporsteht. Verschieden davon sind die festen Wohnungen im Walde. Es sind, schreibt Kaufmann, runde Hütten aus Pfählen erbaut und mit Weidenzweigen zu einer Art Korb eingerichtet. Auf die Pfähle setzt man einen runden, spitzen Dachstuhl, der mit dürrem Grase bedeckt ist. Im Innern wird das Haus mit Kot angeworfen und der Fußboden festgestampft. Eine Öffnung zum Hineinkriechen gilt als Thüre. Fenster sind keine vorhanden. Die Wände schmücken plastische Ochsen- und Schlangenköpfe, letztere als Zeichen des Schreckens. Neben der Thüre steht der Feuerherd, wo die Hausfrau kocht, und dessen Feuer zur Nachtzeit das Häuschen erhellt und erwärmt. Das Feuer wird, da man den Feuerstein nicht kennt, durch Reibung zweier Hölzer erzeugt, eines harten und eines weichen, und die heraussprühenden Funken werden mit

dürrem Grase aufgefangen. Einrichtungsstücke fehlen einem solchen Dinka-Hause völlig. Eine Rindshaut oder Strohmatte ist das Bett; ein paar

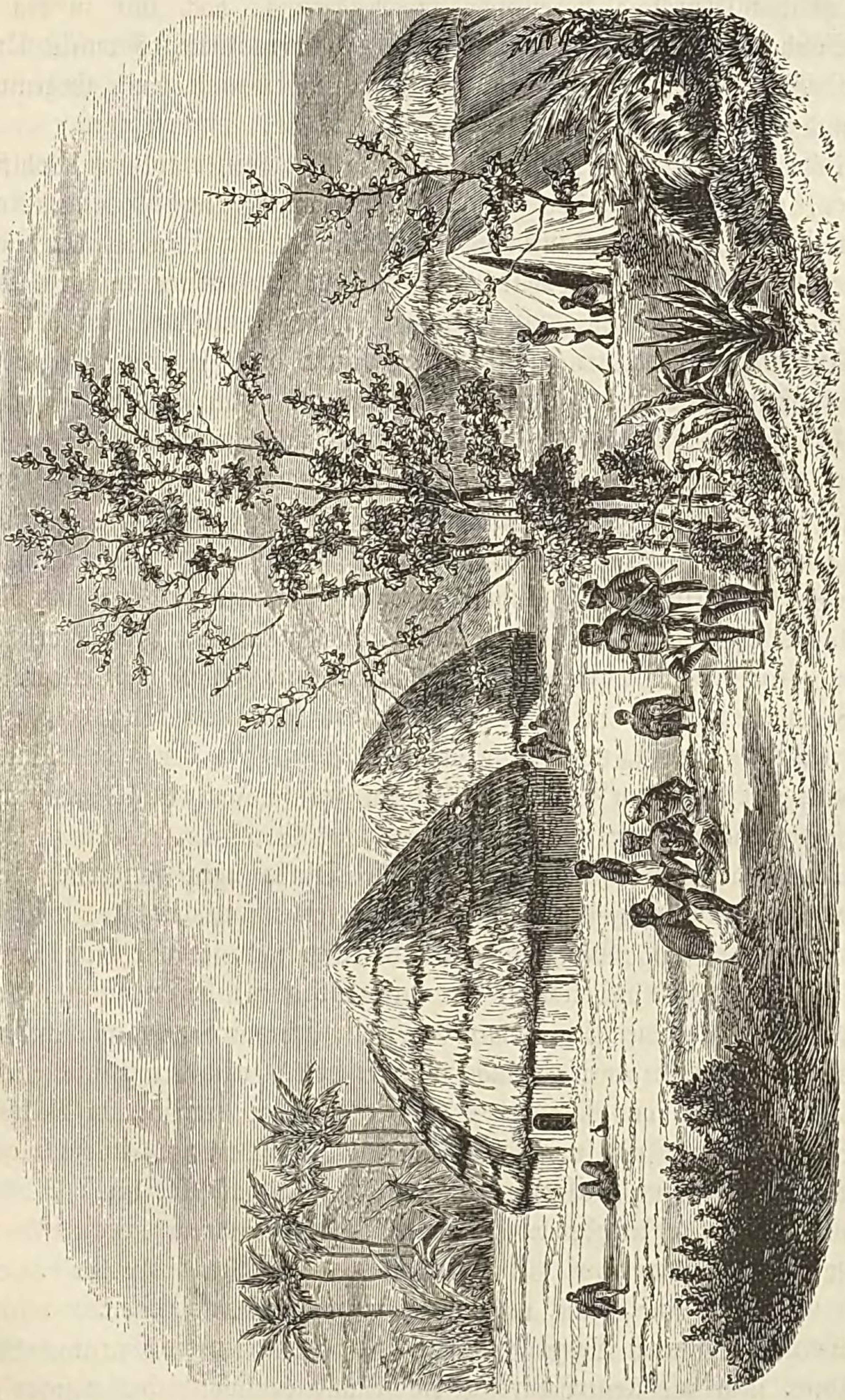


Fig. 49. Dorf der Dinka-Neger.

Kürbisschalen, im Zickzack verziert, und einige irdene Töpfe samt Tabakspfeife sind alles Geschirr, berichtet Kaufmann. Vom Dache herab hängen

ein paar geflochtene Körbe, worin Getreide oder Samenkorn sich befindet. Muschelschalen vertreten bei den Mahlzeiten die Löffel. Vor dem Hause steht der Mörser zum Stampfen des Getreides, da man Mühl- oder Mahlsteine nicht anwendet.

Solche Häuser gehören freilich bloß den bemittelten Familienvätern. Das Gesinde bleibt immer bei den Herden. Aber auch der Familienvater benützt das Haus nicht zu ständigem Aufenthalte, sondern nur, um sich vor Nässe und Kälte zu schützen. Sein Lieblingsaufenthalt ist der Kuhzwinger, ein mit einer hohen Hecke aus Dornen eingeschlossener Raum. Hier weidet er, schreibt Kaufmann, seine Augen an seinen Kühen, deren Kot mit den Händen gesammelt, in der Sonne getrocknet und jede Nacht verbrannt wird, was den ganzen Zwinger mit Gestank und Rauch erfüllt. Die Aschenhaufen werden dann in der Nacht das Federbett der Neger. Diese Aschenhaufen aus Kuhmist sind in dem Zwinger für die Hirten auch das Schutzmittel gegen die Mosquitos und gegen die Kälte. Um sich der Mosquitos noch besser zu erwehren, macht man aus Pfählen ein Gerüst, oben ganz eben, ein oder zwei, im Walde oft drei Stockwerke hoch, jedes Stockwerk mit Asche belegt, wohin sie hinaufsteigen, während zu ebener Erde ein Haufen Kuhmist brennt und alles ringsum mit Rauch erfüllt. Solch ein Gebäude haben die Neger gewöhnlich neben ihrem Hause, und es dient abends als Konversationssaal und Empfangszimmer. So ein Zwinger mit den Stockwerken gewährt schon bei Tage einen sehr abenteuerlichen Anblick, noch mehr aber des Abends in den hohen Wäldern, wo dann auf dem obersten Stockwerke ein großes Feuer unterhalten wird, um die wilden Tiere fernzuhalten.

Mit der Reinlichkeit nehmen es die Dinka nicht sonderlich genau. Gerade die Reinigung der Haut wird in eigentümlicher Art vollzogen, indem man sich mit dem Urin der Rinder wäscht, womit man auch die Trink-, besonders die Milchgeschirre ausspült oder, besser gesagt, verunreinigt. Auch auf die Reinlichkeit bei dem Vieh wird wenig gesehen, und nach Regengüssen bieten die Rinderzwinger einen furchtbaren Anblick.

Die Nahrung der Dinka besteht in gekochtem Getreide, in Milch mit Brei, in gekochten Früchten, denen Mehl beigemischt wird, in halb gebratenem oder gekochtem Fleische, Nil-Eidechsen- oder Krokodilfleisch, Schildkrötenfleisch und Geflügel; selbst kleine Raubvögel werden verspeist. Der Genuß des Tabakrauchens gilt über alles. Tabak gilt als Geld. Man raucht und kaut den Tabak, ersteres in umfangreichen Pfeifen.

Von den socialen Gebräuchen hat uns Kaufmann die Heirat anziehend geschildert. Um die Braut wird gefeilscht und endlich wird sie gegen Zahlung des Preises in Rindern verhandelt. Auch eine Art Verlobung wird abgehalten. Selbst Flitterwochen gönnt man der jungen Frau, wobei sie von allen bedient wird und nur der Freude zu leben braucht. Indessen sieht

der Neger das Weib doch nur als Sache an, behandelt es als Sklavin, wiewohl er es achtet, frei umhergehen läßt und auch im Kriege schont. Erbschaft kann nie auf Frauen übergehen, sie sind eben selbst Sachen. Krieg und Jagd sind die Leidenschaften des Dinka. Der Krieg hat übrigens keine Schrecken im Gefolge. Man wechselt ein paar Pfeilschüsse, zum Lanzenkampfe kommt es sehr selten — und sind ein paar Mann tot oder verwundet, so wird ein Vergleich geschlossen. Objekte der Jagd sind Elefanten und die reißenden Tiere. Man erlegt sie auf Treibjagden und auf der Pirsche.

Die Industrie ist bei dem Dinka=Volke wenig ausgebildet. Doch verfertigt man Lanzen, welche sehr fein geschliffen werden und die, weil man nur mit Steinen schmiedet, recht kunstvoll genannt zu werden verdienen, ferner Fischharpunen, Ohr= und Armringe, zarte Kettlein, Angeln zum Fischen, Beile, Ackereisen, Spaten. Auch Töpfe, Krüge, Tabakspfeifen werden fabriziert. Die Töpferei ist ein Handwerk der Weiber, welche auch Strohmatten flechten.

Andere Kenntnisse, schreibt Kaufmann, haben die Neger wenig oder gar keine. Die Erde sehen sie bloß als eine ebene Fläche an. Viele Neger haben weder jemals einen Berg gesehen, noch wissen sie, daß es solche giebt. Von der Sonne glauben sie, sie kehre nachts wieder heimlich und unsichtbar an den Platz zurück, wo sie aufgeht; denn vor Zeiten, sagen sie, habe es ein Mann gesehen und erzählt. Hellscheinende Sterne wissen sie mit eigenen Namen zu benennen, und Kometen haben bei ihnen dieselbe unglückliche Bedeutung wie bei abergläubischen Abendländern.

Gegen alles Übersinnliche erweisen sich die Dinka höchst gleichgiltig. Doch kennen sie Gott und nennen ihn Den=did und wissen, daß er alles erschaffen. Allein sie glauben, schreibt Kaufmann, Gott sei immer gut; sie fürchten ihn nicht und kümmern sich auch weiter nicht um ihn. Alles Böse, sagen sie, komme vom Teufel. An ein Leben im Jenseits glauben sie nicht, und ebensowenig an die Unsterblichkeit der Seele. Dagegen glauben sie an das Dasein einer Geisterwelt. Sie kennen gute und böse Geister. Die guten lassen sie bei Gott sein und nennen sie Adjok. Die bösen, alles Verderben bringenden verweilen unter der Erde und heißen Dijok. Man stellt sie sich unsichtbar vor, doch können sie auch sichtbar werden und nehmen dann Menschengestalt an. Zauberstücke und Gaukeleien aller Art können den Einfluß der bösen Geister paralysieren. Zauberer treiben daher bei den Dinka ein arges Unwesen. „Ist ein Kranker," schreibt Kaufmann, „dem Tode nahe oder gefährlich krank, so hilft, nach der Ansicht der Dinka, nichts mehr, als das Opfer für den Teufel. Man nimmt einen Ochsen, tötet das Tier und bestreicht mit dem Kote desselben den Kranken. Das Fleisch erhält der Zauberdoktor. Dies gilt als letztes Mittel. Hat auch das nicht geholfen, und ist der Kranke verstorben, so

wird ihm der Kopf rasiert, man macht vor seiner Hütte ein Grab, krümmt dem Toten den Kopf zwischen die Kniee, und so sitzend wird er eingegraben. Das Grab macht man darum in der Nähe der Hütten, damit die Hyänen den Leichnam nicht ausscharren. Der Grabmacher legt sich Erde in das Ohr, damit er das Geheul des Toten nicht höre. Der nächste Erbe ergreift die Waffen des Toten und schwingt sie mit Geschrei nach allen Seiten, um die Geister zu vertreiben. Alle Angehörigen bekunden ihre Trauer durch Rasieren des Hauptes, legen sich einen Strick um Hals und Hüften und fasten bei einem Manne drei, bei einem Weibe vier Tage. Nach vier Tagen machen sie auf dem Grabe ein Feuer, und der Zauberer kommt wieder mit einem Schafe als Totenopfer. Er führt das Tier um das Grab herum, dann nehmen es die Angehörigen in die Mitte, werfen das Schaf nieder und erwürgen es langsam, indem sie sich darauf setzen, während der Zauberer seine Gaukeleien macht und sie besprengt. Dieses Opfer gilt für die Angehörigen des Verstorbenen, damit ihnen der Teufel nicht noch ein Leid zufüge, oder gar wohl ein Familienglied als neues Opfer sich hole." An einigen Orten, berichtet Kaufmann weiter, herrsche auch der Brauch, daß der Zauberer für die Verwandten ein Schaf oder einen Bock um das Grab führe. Man jage das Tier dann in den Wald, wo es eine Beute der wilden Tiere oder der Diebe wird. Bei dieser Trauer werden alle Zierden des Körpers, als Glasperlen und Ringe, abgelegt und ein Strick aus Baumbast beinahe ein halbes Jahr getragen.

Die Missionäre des Marienvereins in Wien, die zu Heiligenkreuz (Santa Croce) unter den Dinka wirkten, gaben sich bei solchem Stande der Kultur des Volkes keiner großen Erwartung hin. Kaufmann sagt offen, die Mission würde prosperieren, wenn man den faulen Dinka zugleich arbeiten lehre, so daß die Mission zugleich eine Ackerbauschule sein müßte. Der Neger könne nur durch Arbeit gehoben werden, die Schule allein vermöge nichts.

Von den Bari hat uns der österreichisch-ungarische Konsul Martin Hansal in Chartúm, der ehemals Lehrer der Mission in Gondókoro gewesen, und der oft citierte Missionär Kaufmann anschauliche Bilder entworfen. Die Bari wohnen in festen Dörfern, und in dem Gebiete ihrer Wohnsitze ist die Umgebung des Stromes schon gebirgig und mit prächtigen Waldungen bedeckt. Ein Teil derselben, nämlich die nördlichen Bari oder Tschiér, bebauen und bewohnen sogar die sehr reizenden Inseln des Stromes. Ihre Dörfer zieren seine Ufer, eines nahe dem andern. Ein eigentliches Zusammenleben der Bari soll es nach Hansal auch nicht geben; jede Familie, sagt der genannte Gewährsmann, bewohne einen abgesonderten Weiler, bestehend aus mehreren Tokûls, je nachdem die Familie zahlreich ist, und aus einer mit Giftbäumen umzäunten Sériba (s. Tonbild) für das Vieh. Gegen Süden zu wird das Land allmählich sandig, und in der Umgebung der ehemaligen



Sériba Poncet. (Nach Schweinfurth.)

Missionsstation Gondókoro giebt es nach Osten und Westen nichts als sterilen Sandboden. Der Strom ließ, meint Kaufmann, vor Jahren sein grobes Material hier liegen und brachte es nicht weiter, nur die feine Dammerde schwemmte er weiter nach Norden. Bloß die kleinen Inseln und die Niederungen am Flusse haben noch gutes Erdreich. Das Land ist schön für den Anblick, denn es wechseln Grasebenen mit Wäldern, manch nettes Dörfchen schaut niedlich aus dem Schatten riesiger Bäume hervor. Wie vom Maler hingeworfen, ziert, schreibt Kaufmann, den Horizont ein Kranz anmutiger Berge, grün von unten bis oben, während die Ebene der mächtige Strom durchschlängelt. Komme man in den Monaten nach den ersten Regen hierher, so sei der Anblick bezaubernd; frei könne hier das Auge schweifen nach Westen und Osten, nach Süden und Norden, während weiter gegen Norden jedes höhere Bäumchen die Aussicht benimmt. Dörflein reihe sich an Dörflein, Wäldchen an Wäldchen, bis endlich das Auge sie nicht mehr unterscheide. Überall begegne ein freundlicher Anblick. Schön nehmen sich aus die Umzäunungen der Häuser und vorzüglich der Kuhlager; sie bestehen aus baumhohen Euphorbien, mit gelben Blüten wie übersäet, daneben stehen mächtige Kuruleng gleich unseren Nußbäumen. Es sind dies Bäume, von deren Früchten die Bari durch Abkochen ein Öl bereiten, um den Leib damit einzuschmieren. Bei den Dinka dient dazu Butter, damit die Haut bei den rauhen Winden nicht berste und schmerze.

Die Bari sind nicht so furchtsam wie die Dinka. Kommt ein Fremder an, so sammelt sich jung und alt um ihn. Da sieht man, schreibt Kaufmann, Männer mit ihren Lanzen und Bogen, Armringe von Elfenbein tragend. Ihr Haupt ist mit weißen Federn geschmückt, ein schwerer Handring ziert die Hand, während breite Streifen von Glasperlen ihre Lenden umgeben. Selbst an den Füßen glänzen eng anliegende kupferne Ringe, die täglich geputzt werden. Man finde wenig mit Asche bedeckte Gestalten, sondern etwas ganz Neues, fährt Kaufmann fort; denn die Reicheren und Edleren lieben es hier, sich vom Scheitel bis zur Sohle mit Öl und roter Ockererde einzuschmieren, und gleichen in ihrem Glanze wohl so ziemlich glühenden Teufeln. Das Öl vom Kuruleng soll auch zur Stärkung beitragen, daher wird es von Männern und Frauen, besonders vom jungen Volke, als Toilette-Artikel verwendet. Die Frauen gehen bekleidet. Ohrgehänge werden nicht getragen, sondern nur Fuß- und Armringe. Die Mädchen tätowieren die Vorderseite des Leibes. Die Männer tragen um die Schultern einen Riemen, welcher dazu dient, ein kleines Sesselchen zu tragen, worauf man sich setzen kann, denn die Bari-Männer setzen sich nicht gerne auf die bloße Erde. Selbst eine Art Sandalen trägt man in den heißen Monaten. Das Rauchen ist für beide Geschlechter noch mehr Bedürfnis als bei den Dinka. In Ermanglung von Tabak raucht man Kohlendampf.

Die Wohlhabenderen sind besser genährt, als die Armen aus dem Volke. Kaufmann nennt die Bari keck, lärmend und händelsüchtig, bettelhaft. Sie leben in patriarchalischer Verfassung. Vor fast einem Jahrhunderte sollen übrigens die Tschiér und Bari eine monarchische Verfassung unter einem Regenten aus den Vorfahren des Häuptlings und Regenmachers Nigila gehabt haben. Ebenso soll dieser Stamm vom Sudân her eingewandert sein, die Beri von den Gebirgen Lokoya und Liria vertrieben haben und bis zu den großen Inseln des Nil vorgedrungen sein, die noch jetzt von ihnen bewohnt werden. Die Bari sind noch kriegerischer, als die Dinka. Der Raub einer Kuh oder eines Weibes giebt Anlaß zu Händeln. Vormals sei es mit der Sicherheit besser bestellt gewesen, als heutzutage. Der Schall einer großen Trommel, die von Dorf zu Dorf ertönt, giebt das Signal zur Bewaffnung. „Droht," schreibt Kaufmann, „ein Krieg, so wird eine allgemeine Volksversammlung gehalten. Solches geschieht spät abends und dauert bis in die Nacht hinein. Es erscheint dabei jeder Häuptling mit seiner ganzen Mannschaft, alle in ganzer Rüstung. Während die junge Mannschaft in einem weiten Kreise sich niedersetzt, treten die Häupter in die Mitte, welche nun nacheinander in kurzen Reden all das Unrecht vorbringen, das sie vom Feinde erduldet. Alles horcht stille. Dann wird beraten, wie abzuhelfen, ob Krieg oder Frieden vorzuziehen sei. Um ihren Reden mehr Kraft zu verleihen, schlagen sie mit den Waffen auf den Boden, und wer mehr schreit, fügt Kaufmann scherzend hinzu, bringt meist mit seiner Ansicht durch. Die Frauen geleiten die Männer in den Krieg, tragen Lebensmittel, pflegen die Verwundeten und beklagen unter gellendem Geschrei die Gefallenen. Ihr Leben ist nicht gefährdet, denn es gilt für eine Schande, ein Weib zu töten. Übrigens sind, wie bei den Dinka, die Kriege nicht grausam. Man schließt bald Frieden, und die Kriegsentschädigung wird in Kühen bezahlt. Mannesmut ist wenig vorhanden bei den Bari. Der Häuptling muß ihn durch das Opfer eines oder des andern Viehstückes beleben. Sind die Bari aber gereizt, so erweisen sie sich in Wahrheit als ein wildes, kriegerisches Volk."

„Die Beschäftigung zum Erwerbe des Lebensunterhalts ist unter beide Geschlechter ungleich verteilt. Die Aussaat liegt dem Manne ob. Mit einem halbmondförmigen Eiseninstrumente auf einer etwa 2 m langen Stange rodet er auf der Oberfläche das Wildgras aus, und der Same wird dann ausgeworfen. Die übrige Pflege des Feldes, das Jäten, sowie alle weiblichen Verrichtungen, sind Sache des Weibes. Die Jünglinge (Luntschak) weiden die Herden. Es wird nur sehr wenig Getreide gebaut, soviel eben die höchste Notdurft erfordert. Die Nahrung des Volkes ist entweder Belila (rohe, über dem Feuer im Wasser geschwellte Durra-Hirse ohne alle Zuthat) oder Mediba, ebenfalls Durra, welche mit Beigabe von nach Kuh-Urin schmeckender Milch zu Brei gekocht ist und die Festspeise

bildet. Häufig werden auch die halbreifen Ähren vom Stengel abgeschnitten und sogleich verzehrt. Ochsen oder Schafe, um sie zu essen, werden nicht geschlachtet. Hühner sind nach der Meinung der Bari ungenießbar, weil sie Unrat fressen; dagegen Mäuse und Ratten ein Leckerbissen, weil sie sich vom Getreide nähren. Fleisch wird daher nur genossen, wenn ein Stück Vieh zu Grunde gegangen ist; dann wird es aber bis auf die kleinsten Teile, selbst Haut und Eingeweide, verzehrt. Einer Sitte gemäß dürfen Blutsverwandte nie aus ein und demselben Gefäße essen, ebenso dürfen Kinder und Frauen nicht mit dem Vater gemeinschaftlich zu Tische sitzen."

„Hat man die Ernte eingebracht, so beginnt die fröhliche Zeit, der Karneval. Es wird geschlemmt und gepraßt, bis der ohnehin geringe Vorrat aufgegangen ist. Allnächtlich werden auf offenem Felde große Volksversammlungen und Belustigungen abgehalten, wobei sich die Bari so recht nach Herzenslust in ihren Nationalgesängen, die, von ein paar hundert Kehlen gesungen, weit im Umkreise schallen, in Tänzen, Sprüngen und unter schauerlichem, echt wildem Gekreische auslassen. Selbst Lanzengefechte werden aufgeführt, die aber bisweilen in Verwundungen, ja sogar Mordthaten ausarten, und an welchen der allzu reichliche Genuß der Merissa (einer Art Bieres) die Schuld trägt. Ist der Getreidekasten leer, dann beginnt eine allgemeine Hungersnot und das Losungswort des Bari: ‚Nan co magor' (ich bin hungrig). Zur Arbeit für guten Lohn will er sich nicht bequemen, da nach seinem Begriffe nur Weiber und Sklaven arbeiten. Jede nutzbringende Beschäftigung außer der Aussaat hält der hochtrabende Bari für Erniedrigung."

Was nun die socialen Gebräuche betrifft, so sind zunächst die Heiratsfeierlichkeiten von Interesse. Man kauft das Weib, indem der Bräutigam oder dessen Vater je nach Umständen dem Brautvater mehr oder weniger Ochsen oder Schafe giebt. Daher ist der Vater glücklich, der viele Töchter hat. Heiraten werden selten aus wahrer Neigung der jungen Leute zu einander geschlossen, zumal mancher Vater mit seiner schönen Tochter Spekulationen macht. Auf diese Weise können Unbemittelte nie in den Ehestand treten, und die Folge davon sind zahlreiche Entführungen, die am häufigsten während der genannten Karnevalszeit vorkommen. Diebstahl ist nach Kaufmann keine Schande und auch kein Verbrechen, und wird daher nicht bestraft; im Gegenteil, wer es so schlau anzustellen weiß, daß er nicht ertappt wird, der wird als Held gepriesen. Von großem Einflusse auf die Häuptlinge der Bari sind die Ärzte, Zauberer und Regenmacher, die außer ihren leeren Künsten und Zeichen auch die wirkliche Heilkraft gewisser Kräuter kennen, meistens aber ihr Ansehen durch Betrügereien sich nutzbringend machen. Komisch sind die Beschwörungen der Wolken durch die Regenmacher, welche auf das Geheiß dieser Gaukler sich in Regen ergießen müssen. Tritt längere Trockenheit ein, dann bringt man von allen

Seiten dem Wettergewaltigen Ochsen und Schafe, damit er ja Regen schaffe. Fällt zufällig Regen, so hat ihn der Zauberer gemacht, und man bringt ihm abermals Opfer des Dankes; regnet es nicht, dann steht entweder sein Leben auf dem Spiel oder man nimmt ihm seine Rinder weg, die dann gemeinschaftlich im Lande verzehrt werden. Um aber so großen Schaden zu verhindern, muß bald der, bald jener zufällige Umstand an der Verhinderung des Regens schuld sein. Findet sich kein haltbarer Entschuldigungsgrund, dann ist das Dasein des Regenmachers verwirkt. Hansal erzählt, daß man thatsächlich einem solchen Zauberer den Bauch aufschlitzte, weil er den Regen nicht herauslasse. Als Erbrecht gilt ein gleiches Recht, wie bei den Dinka, nur mit dem Unterschiede, daß man unmündige Erben so ziemlich um alles bringt, was ihnen aus der Erbschaft zufallen müßte.

Die Wohnungen der Bari sind ähnlich denen der Schilluk und Dinka. Rund um den eigentlichen Tokûl läuft ein Gang, der zur Aufbewahrung von Holz und anderen Sachen dient, und in dem wohl auch die Kinder schlafen. Im Innern findet sich eine Getreidemühle, aus zwei Reibsteinen bestehend, welche das Weib zu handhaben hat; ferner die schon erwähnten kleinen Sesselchen, welche in der Nacht als Kopfkissen dienen; dann Matten und Häute, welche das Bett ausmachen. In der Nähe der Tokûls findet man merkwürdigerweise eigene Getreidekörbe (gugu). Es sind dies, wie Kaufmann schreibt, sehr große runde Körbe, aus Zweigen geflochten und von innen mit Lehm überstrichen, welche mit einem Boden von festen Stangen auf starken Pfählen ruhen. Der Korb erhält noch ein rundes Spitzdach, und so ist das Getreide vor Regen und selbst vor Feuchtigkeit geschützt; auch Termiten haben zu demselben nur erschwerten Zutritt. Die Bari-Weiber kochen alles in selbstgemachten Krügen, deren jeder eine verschiedene Form und einen andern Namen hat. Weil sie auch Salz haben, so sind, nach dem Zeugnisse Kaufmanns, ihre Speisen schon etwas schmackhafter. Tiere verzehrt man mit Haut und Knochen. Mäuse und Ratten sind, wie schon erwähnt, ein Leckerbissen. Sie werden abends beim Fackelschein mit Schlingen gefangen und erschlagen. Die Ratten kommen in großen Massen vor, und es soll sich sogar ereignen, daß sie die Leute in der Nacht anbeißen.

Ein Specialgewerbe der ärmeren Bari ist die Schmiedekunst. Man findet viel Eisen im Gebiete dieses Volkes, und es wird verarbeitet, namentlich zu Ackereisen und Lanzen, die dann gegen Getreide umgetauscht werden. Doch ist der Stand der Schmiede und dann der der Fischer verachtet. Schmiede und Fischer haben, wahrscheinlich weil sie keinen Besitzstand an Kühen und anderem Vieh aufweisen können, keinen Zutritt zu öffentlichen Verhandlungen, dürfen auch nie mitreden oder mitberaten.

Die Bari, berichtet Kaufmann, haben wohl eine Idee vom Schöpfer, den sie Mun nennen; allein sie verhalten sich dieser Gottesidee gegenüber

ganz gleichgültig. Einer schwarzen Viperschlange (Jukanje) wird Milch geopfert; man behauptet, von derselben abzustammen. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist nicht vorhanden. Der Bari glaubt, nach dem Tode gebe es keinen Hunger und kein Leiden mehr; sogar Selbstmorde sollen dieser frohen Aussicht wegen schon vorgekommen sein. Entsteht ein Unglück, so wird bösen Dämonen die Schuld daran gegeben. Zauberer kommen, wie bei den Dinka, vor. Amulette spielen eine große Rolle. Die Zauberdoktoren kaufen diese, z. B. die Haut vom Bauche der wilden Tiere, wie Leoparden und Panther, zusammen und machen damit ihre Kuren. Bei Unterleibsleiden, meint Kaufmann, können gerade die eben erwähnten Mittel sogar einen Nutzen stiften, indem sie die betreffenden Extremitäten warm halten.

Ist ein Bari verschieden, so ergreift der Erbe oder Hausvater die Waffen, springt aus dem Hause, rennt um dasselbe herum, schwingt nach allen Weltgegenden die Lanze und einen Stock unter großem Geschrei, um die Dämonen zu verscheuchen. Alles läuft, berichtet Kaufmann, zusammen und heult wehklagend. Man macht nun, nach Art der Dinka, ein Grab und legt den Verstorbenen hinein. Ein Bote bringt den Verwandten und Nachbarn die Todesbotschaft. Man versammelt sich am Grabe, streut Sand darauf und setzt sich eine Zeit wehklagend darum. Alle scheren sich dann das Haupt, und die Trauer hat ein Ende. Der Erbe muß ein Gastmahl bereiten, gleichsam als Beweis des Dankes für den Ausdruck der Trauer.

Die Sprache der Bari ist wohlklingend wie das Italienische, aber im Munde des Negers gleichen, versichert Kaufmann, die schönsten Laute einem unverständlichen Lallen, weil er undeutlich und nachlässig spricht und die Zunge nur halb bewegt. Die Buchstaben h, s, z, v, x, ch, g kommen im Barischen nicht vor, dagegen findet sich das deutsche sch und das spanische ñ. Die Substantiva sind nicht einsilbig; Adjektiva sind nur sehr wenige, die Fürwörter leichter, als bei den Dinka. Die Zeitwörter sind in ihrer Grundform einsilbig, ja die meisten gebräuchlichen Konsonanten, gefolgt vom Selbstlaute, bilden schon ein Zeitwort. Die leidende Bedeutung endet immer in einen Vokal. Man unterscheidet nur zwei Zeiten: die Vergangenheit und die Zukunft.

Der Stamm der **Beri** wohnt östlich von den Bari. Seine Angehörigen, die eine dem Dinka ähnliche Sprache sprechen, werden als mutige Elefantenjäger geschildert, tragen Bärte, was sonst bei den Negern am obern Nil selten vorkommt, und sollen auch materiell besser gestellt sein. Auch die **Jang-Bara** werden als friedfertig geschildert, sind fleißiger als die Bari, gehen mit den Lebensmitteln sparsamer um, besitzen zahlreiche Viehherden, gleichen überdies in Kleidung, Sitte und Beschäftigung ihren westlichen Nachbarn. — Bei allen den beschriebenen Negerstämmen herrscht die Blutrache.

Die östlichen Nachbarn der Bari sind, in einer schönen Granitberg-Landschaft wohnend, die Latuka und die Obbo. Ihr Land liegt bereits in dem Stromgebiete des Sobat, der hier am Nordfuße der Madi-Berge aus den Quellflüssen Kanieti und Tschol entspringt, wenn die Hypothese der Geographen acceptiert wird. Das Gebiet dieses Volkes besuchte Morlang von der Station Gondókoro aus, und Samuel Baker erforschte es auf seinem Zuge zum Mwutan oder Albert Nyanza. Weiter gegen Osten ist noch kein Reisender vorgedrungen.

Die Latuka nennt Baker die schönsten Wilden, die er je gesehen habe. Er maß eine Anzahl von ihnen, und die durchschnittliche Höhe kam nahe an 1,9 m. Sie sind, schreibt er, nicht nur schlank, sondern besitzen auch eine wundervolle Muskelentwicklung, haben schön proportionierte Arme und Beine, und obgleich sie außerordentlich kräftig sind, werden sie doch nie fleischig oder korpulent. Die Kopfbildung und allgemeine Physiognomie ist nach Bakers Zeugnis von allen anderen Stämmen, die der Reisende in der Nähe des Nil getroffen, ganz verschieden. Sie haben hohe Stirnen, große Augen, etwas hohe Backenknochen, einen nicht sehr großen, wohlgestalteten Mund und etwas volle Lippen. In ihrem Äußern haben sie sämtlich etwas auffallend Angenehmes, und hinsichtlich des gesitteten und höflichen Betragens bilden sie zu den anderen Stämmen einen großen Kontrast. Im ganzen genommen weist ihre Erscheinung, wie Baker meint, auf einen Galla-Ursprung hin, und es sei höchst wahrscheinlich, daß in früherer Zeit ein Einfall der Galla in dies Land die Niederlassung der Latuka ins Leben rief. In der That sind auch die östlichen Nachbarn der Latuka die Galla, und hier verläuft also, ganz nahe neben dem Ostufer des Nil, die östliche Grenzscheide der echten afrikanischen Neger, des Kernvolkes des Sudân.

Baker nennt die Latuka ein schönes, freimütiges und kriegerisches Geschlecht. Sie sind lustig, stets zum Lachen oder zum Kampfe bereit. Ihre Häuser sind in der Regel glockenförmig, während andere genau ungeheuern, gegen 47,5 m hohen Lichthütchen gleichen. Die Dächer sind zierlich mit Stroh gedeckt, stehen unter einem Winkel von 75° und ruhen auf einer kreisförmigen Mauer von etwa 7,6 m Höhe. Die Eingeborenen verwenden große Sorgfalt auf die Herstellung des Kopfputzes. Um den Kopfputz eines Mannes fertig zu bringen, berichtet Baker, bedürfe es einer Zeit von acht bis zehn Jahren. So langweilig aber auch die Arbeit sein mag, der Erfolg sei außerordentlich. Die Latuka tragen höchst ausgesuchte Helme, die alle von ihrem eigenen Haar gemacht werden und niet- und nagelfest sind. Die dicke, krause Haarwolle wird mit feinem Garn verwebt, das man aus der Rinde eines Baumes bereitet, bis sie ein dichtes Netzwerk von Filz darstellt. Sowie das Haar durch die geflochtene Substanz hindurchwächst, wird es derselben Behandlung unterworfen, bis im Laufe der

Jahre ein kompakter Stoff gleich einem derben Filz geschaffen wird, der 2,6 cm dick und in die Gestalt eines Helmes gebracht worden ist. Indem man das untere Ende mit Zwirn zusammennäht, wird ein fester, gegen 5,2 cm tiefer Rand hergestellt, und der Vorderteil des Helmes wird durch ein Stück poliertes Kupfer geschützt, während ein Stück von demselben Metall, welches die Gestalt einer halben Bischofsmütze hat und etwa 32 cm lang ist, den Kamm bildet. Nachdem das Rahmenwerk des Helmes fertig ist, muß derselbe, berichtet Baker weiter, falls der Eigentümer des Kopfes reich genug ist, um das Gelüste nach Auszeichnung zu befriedigen, durch Anbringung von Perlen vervollständigt werden. Rote und blaue Porzellanperlen sind darauf, nach den Farben fein angeordnet, so daß das Ganze aus Perlen gemacht zu sein scheint, und der hübsche Kamm aus poliertem Kupfer, über welchen Straußenfedern hervorragen, giebt dem künstlichen Kopfputz ein höchst würdevolles, martialisches Aussehen. Kein Helm wird für vollständig gehalten, wenn er nicht eine Reihe Muschelgeldstücke enthält, die so um den Rand genäht werden, daß sie eine feste Kante bilden.

Bogen und Pfeile kennen die Latuka nicht. Ihre Waffen bestehen in Lanzen, Keulen, Schwertern und in einem mit Messerklingen bewaffneten Armband. Das letztere wird benützt, um damit zu schlagen oder beim Ringen zu reißen. Breite Schilde vervollständigen die Rüstung. Die Frauen (es herrscht Polygamie) dagegen sind sehr einfach geschmückt. Sie sind kräftig und tragen den absonderlichen Schmuck eines Schwanzes, der weit nach rückwärts hinabhängt. Die vier Vorderzähne der untern Kinnlade werden herausgezogen und das Gesicht tätowiert. Den Frauen ist die Mehrzahl der häuslichen Geschäfte aufgebürdet; der Mann beschäftigt sich bei den Kuhherden.

Die Latuka sind, berichtet Baker, wie die Bari, ausgezeichnete Grobschmiede und liefern Arbeiten, die einen englischen Arbeiter in Erstaunen setzen würden, wenn er die rohe Beschaffenheit ihrer Werkzeuge betrachtete, die sich auf einen Hammer, Amboß und eine Zange beschränken; die letztere bildet ein gespaltener Stock von grünem Holz, während die beiden ersteren Steine von verschiedener Größe sind (Fig. 50).

Das Land der Obbo ist, wie das der Latuka, durchaus gebirgig; die höchsten Punkte, meldet Baker, steigen bis zu einer Höhe von 1300 bis 1500 m über das allgemeine Niveau des Landes empor. Der ganze Wasserabfluß geht nach Westen oder Südwesten. Der Boden ist außerordentlich fett und bringt eine reiche Vegetation hervor. Die Eingeborenen sind der Sprache und dem äußern Aussehen nach von den Latukas ganz verschieden. Sie sind unbekleidet, außer wenn sie in den Krieg ausziehen, wo sie sich dann mit Streifen von gelber oder roter Farbe bemalen. Die Gesichtsbildung derselben ist eine regelmäßige und besonders ihre Nase wohlgestaltet. Der Kopfputz ist außerordentlich nett. Das wollige Haar

wird mit Zwirn geflochten und in eine platte Gestalt verarbeitet, gleich einem Biberschwanz, dann mit einer feinen Kante von roher Haut besetzt,

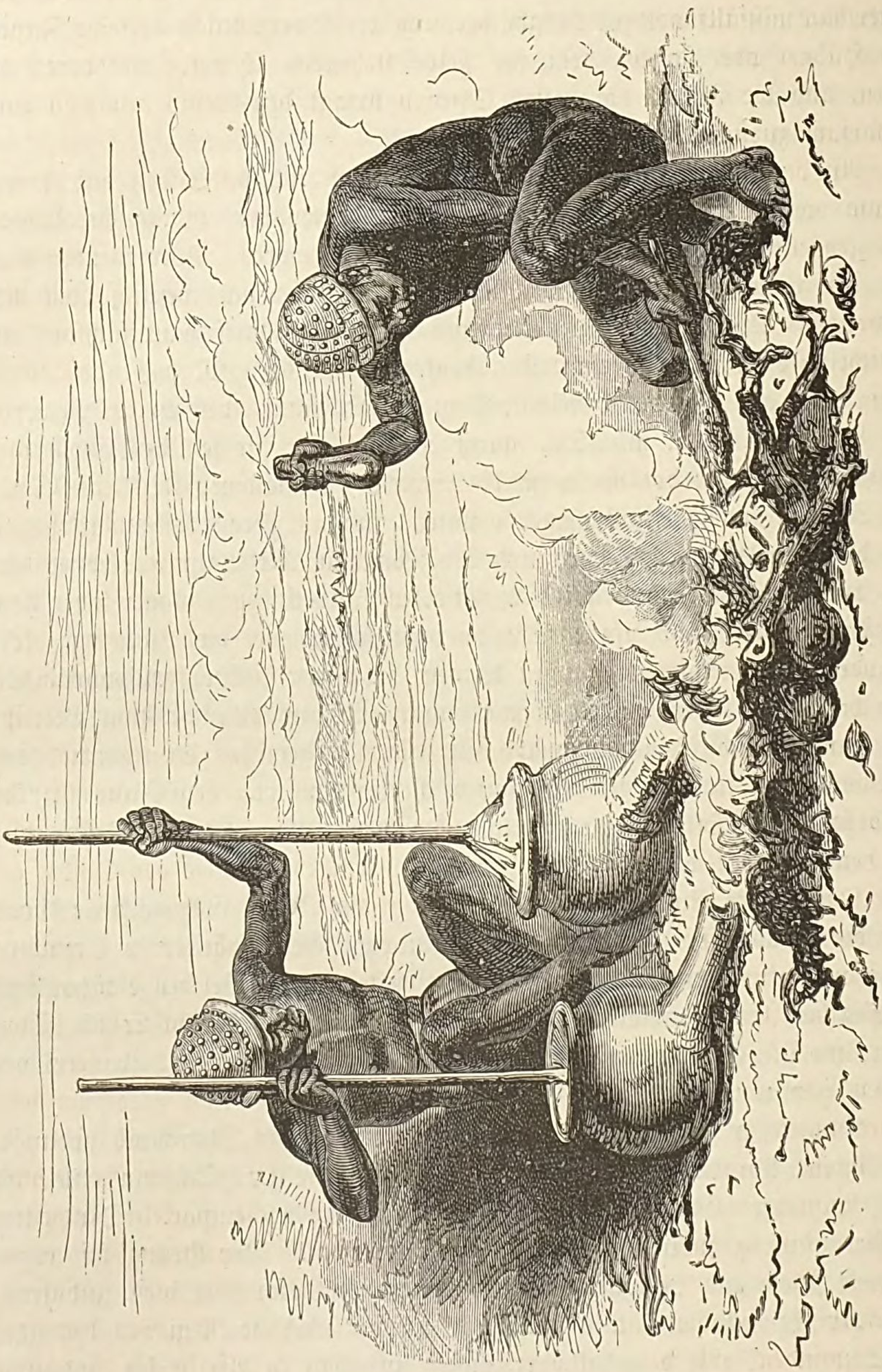


Fig. 50. Latuka-Schmiede.

damit es die Façon behalte. Dies erfordert, wie der Kopfputz der Latuka, viele Jahre. Die Frauen sind von ausnehmender Schönheit. Der

Besuch des Volkes, bemerkt Baker, bildete nach den Latuka eine große und angenehme Abwechslung, da sie nie um Geschenke baten. Der Häuptling ist der Oberzauberer und Oberregenmacher des Landes. Wenn ihm ein Unterthan mißfällt oder eine Gabe verweigert, so verwünscht er seine Ziegen und Hühner oder droht, sein im Felde stehendes Getreide verdorren zu lassen, und die Furcht vor diesen Strafen bringt den Mißvergnügten zum Gehorsam zurück.

An das Gebiet der Bari und Obbo schließt sich im Süden das Territorium von Unioro und Uganda an, dessen Bewohner, Waganda, bereits dem großen südafrikanischen Bantu-Stamme angehören. Wir wenden uns nun der Beschreibung derjenigen Lande zu, welche sich westlich vom Nil ausbreiten. Wir danken die Kenntnis dieser Regionen hauptsächlich den deutschen Forschern Schweinfurth, Junker, Schnitzler, Marno und Bohndorff, dann den Italienern Miani, Piaggia und Casati, den Briten Petherick und Lupton u. v. a. m. Das ganze große Gebiet ist seit der Eroberung Sennaars und Kordofâns durch die Scharen Muhammed Âlîs ein Revier der Sklaven- und Elefantenjäger gewesen, und mit Recht kann man sagen, daß die Vernichtung des Elefanten der Forschung die Bahnen geebnet hat. Die arabischen Händler drangen dieses edlen Wildes wegen immer tiefer nach dem Binnenlande, und um das kostbare Elfenbein wiederum nach dem Norden oder Osten transportieren zu können, bedurften sie der Transportmittel, als welche sich eben Sklaven ganz vorzüglich bewährten. Zum Betriebe des Handels bedurften die arabischen Händler gewisser Stützpunkte oder Séribas, wo sie ihre Vorräte aufspeicherten und von denen aus sie ihre Jagdzüge und Sklaven-Razzias unternahmen. Einer dieser Stützpunkte des Handels war die berühmte Meschra er-Req im Gebiete der Dinka, gewissermaßen am Eingange in diese Negerländer. Im Gebiete der Dschur war die berühmteste Sériba die des Ghattas, welcher Händler den wackern Dr. Schweinfurth auf seiner großen Reise begleitet hat. Bei den Bongos sind die Sériben Rumbek, Boiko, Agad Wau, Dēm Idris, Sériba Sibêr, Dēm Bekir, im Dâr Fertît Dēm Suleimân u. v. a. bemerkenswert. Jenseits der großen Wasserscheide zwischen Nil, Congo und Schâri sind wiederum feste Ansiedlungen zu finden, meistens die Residenzen der Stammeshäuptlinge. Auf ihrem Vordringen in diese Gegenden fanden Dr. Schweinfurth und seine Nachfolger Gegenden, deren Einwohner eine hochentwickelte Industrie besaßen, die in ihrer Entwicklung vollständig ohne Berührung mit europäischen Ideen und Impulsen geblieben war. Freilich war diese Industrie, seit arabische Händler mit europäischen Produkten diese Regionen betraten, im Schwinden, wie denn auch erweislich ist, daß in Afrika die Industrie und der Kunstfleiß der Naturvölker vollkommen sich verliert, sobald das Land einmal mit dem Muhammedanismus und dessen Kultur bekannt geworden ist oder europäischen Einflüssen ausgesetzt zu sein beginnt. Auch

die Viehzucht hört merkwürdigerweise westlich vom Gebiete der Dschur wieder auf. Dagegen bot sich überall in Berg und Ebene den Blicken der Reisenden die tropische Vegetation in ihrer vollsten Pracht und Mannigfaltigkeit, und erschien durch die Natur das ersetzt, was Kultur durch Menschenhand hier noch nicht vollbracht hat.

Die Dschur als unmittelbare westliche Nachbarn der Dinka haben von diesen den Namen erhalten; sie selbst nennen sich in ihrer Sprache Luoh. Es ist dies ein etwa 20 000 Seelen zählendes, die Schilluk-Sprache mit dareingemengten Dinka-Elementen sprechendes Volk, dessen Vorfahren von Norden her in das Stromgebiet des Bahr Dschur und Molmul eingewandert sein sollen. Die Sprache eint die Dschur mit einem weiter südlich im eigentlichen Quellgebiet des Bahr Dschur und Bahr Wau wohnenden Volke, den Bellânda, deren Gebiet nach Schweinfurth zum Teile einem Niam-Niam-Fürsten, zum Teile den Chartumern zinspflichtig ist. Sowohl in Hautfarbe, wie auch was die Tracht anbelangt, gleichen die Dschur den Schilluk, und wiewohl sie mit den Dinka nicht nur verkehren, sondern zu diesen zum Teile im Verhältnis der Abhängigkeit stehen, haben sie doch sehr wenig von ihnen angenommen. So tätowieren sie sich z. B. nicht. Die Frauen aber sind in ihrer Erscheinung durch nichts von denen der Dinka zu unterscheiden.

Ein eigentümlicher Schmuck der Männer, schreibt Dr. Schweinfurth, der sich nur bei diesem Volke finde, bestehe in schweren Ringen von gegossenem Messing, deren feine Zieraten aufs sorgfältigste eingemeißelt sind. Das Messing wurde von Kordofân aus eingeführt; unsere Edelmetalle sind dort unbekannt. Ein sehr beliebter Eisenschmuck, fährt Schweinfurth fort, der weithin durch Afrika von allgemeinstem Gebrauche ist, seien Eisenperlen, d. h. kleine geschmiedete Cylinderchen auf Fäden aufgereiht. Die Eisenindustrie ist bei den Dschur uralt. Das Rohmaterial wird, um im Handel einen Wert zu repräsentieren, in die Form einer ziemlich langen Lanzenspitze gebracht oder in die eines Spatens, die dann im gesamten Gebiete des obern Nil als gangbarste Münze gelten. Das Eisen verstehen sie in primitiven Schmelzöfen zu schmelzen, die aus reiner Thonerde geformt sind und nach der Zahl der sich beteiligenden Arbeiter bis zu einem Dutzend bei einander sich befinden an Stellen, die von Strauchwerk umfriedet sind. Ziegel zu brennen oder Holzkohle zu bereiten, haben die Eingeborenen noch nicht erlernt.

Die Wohnungen der Dschur, erzählt Schweinfurth, seien einfacher und schmuckloser in der Form, wie die ihrer Nachbarn, aber nichtsbestoweniger mit einem Aufwande von Sorgfalt, Symmetrie und Nettigkeit konstruiert. Im Innern einer jeden befinde sich ein großes Reservoir, das zur Aufnahme von Kornvorräten bestimmt ist und zum Schutze gegen Ratten aus einem mit Thon sorgfältig verschmierten Korbgeflecht von Gestalt einer

breiten Flasche mit kurzem Halse hergestellt wird; man nennt sie Guga. Das Leben der Dschur untereinander ist ein friedliches, patriarchalisches. Die Hauptarbeit, wie z. B. die auf dem Felde, lastet auch bei diesem Volke auf den Schultern des Weibes. Der Mann obliegt dem Fischfang, der Jagd, oder verdingt sich als Lastträger oder Hüttenerbauer. Für das Familienleben haben die Dschurs viel Sinn, und die meist sehr kinderreichen Familien umschließt das Band inniger Liebe. Auch das Alter steht in Ehren — man könnte fast sagen, eine Ausnahme in Afrika.

Am südwestlichen Rande des Tieflandes vom Bahr-el-Ghazâl-Becken, schreibt Schweinfurth, und auf der untersten Terrasse, mit welcher das Hügelgesenke der südlichen Gebiete einen Übergang von der graduell gehobenen Raseneisensteinkruste zu den unergründlichen Alluvialflächen anzustreben scheint, welche der Unterlauf aller sich an der Bildung des Gazellenstromes beteiligenden Gewässer durchfurcht, liegen zwischen dem 6. und 8.° nördl. Breite die heutigen Wohnsitze der Bongo, ein Land, an Flächeninhalt dem Königreich Belgien oder dem ägyptischen Kulturlande gleichkommend, hinsichtlich seiner Bevölkerungsdichtigkeit jedoch eine menschenleere Wildnis mit kaum 11,2 Seelen auf die Quadratmeile, entvölkerter als Sibirien und die nördlichsten Teile von Schweden und Norwegen. Dieses Land zieht sich von Südosten nach Nordwesten in einer Breite von wenig mehr als 50 Meilen gegen 175 Meilen lang hin, von den Ufern des Roāh bis zu denen des Pango, und nimmt den Mittellauf der Mehrzahl der das Becken des Gazellenflusses speisenden Flüsse ein. An der Nordgrenze des Bongo-Gebietes zieht sich das schmale Ländchen der Dschur hin, welches jenes von den Dinka-Territorien trennt; an der Nordostecke ihres Landes stoßen die Bongo direkt auf die Dinka. Die südöstliche Grenze bezeichnet am Roāh das Gebiet der Mittu, die westliche am Pango ist das Land der Golo und Sfere. Im Süden von den Bongo breitet sich der östliche Flügel des großen Landes der Niam-Niam aus, und dazwischen als Grenzvölker eingekeilt und von beiden Nachbarn hart bedrängt, haben die Bellânda und Babuckur ihre Sitze. Fügen wir dieser ethnographischen Karte des ausgezeichneten Forschers zu, daß nordwestlich von den Golo bis zu dem Abflusse der Gewässer vom Mara-Gebirge in Dâr Fûr das Volk der verkommenen Kredsch haust, im Süden des Niam-Niam-Gebietes sich die Bezirke der Mangbattu (Monbuttu) und Acká ausbreiten bis ungefähr zu den den Mwutan begrenzenden Blauen Bergen hin, und bemerken wir, daß sich südlich und südwestlich von den Wohnsitzen der Niam-Niam und der Mangbattu und Acká Regionen sich ausbreiten, die uns noch völlig unbekannt sind, so haben wir ein klares Bild der Verteilung der Völker am Südostrande jenes Territoriums, das wir mit dem Namen des Sudân in engerer Umgrenzung bezeichnet haben.

Die Bongo, in der Sprache der Dinka Dor genannt, gehören zu jenen Völkern, schreibt Schweinfurth, welche durch das Eingreifen der Chartumer arabischen Händler geradezu dem Untergange geweiht sind. Die löbliche Eigenschaft des Volkes, den Acker zu bebauen, wurde verhängnisvoll für dessen Zukunft, denn die Sklavenhändler ließen sich inmitten des produktiven Volkes nieder, erbauten hier nahezu an 100 Séribas und überantworteten den Kern der Bevölkerung, der sich durch Massenauswanderung nicht zu retten vermochte, der Sklaverei. Die neuen Herren hausten im Bongo-Gebiete auf das schrecklichste. Dr. Schweinfurth bezeugt, daß viele Dörfer und große Teile des Landes einer öden Wildnis Platz machen mußten. Zu spät hätten die Händler erst eingesehen, daß der Wert des Bodens ohne fleißige Arbeitskräfte eigentlich tief sinke, allein es war eben zu spät; Schweinfurth hat bei seiner Anwesenheit im Lande (1870) über ein Areal von 9000 Quadratmeilen nur 100 000 Menschen verbreitet gefunden.

Mit den Bongo, berichtet der vorcitierte ausgezeichnete Forscher, beginnt eine neue Rassenreihe der Afrikaner, die sich gegen Süden öffnet. Die Hautfarbe derselben entspreche der roten Erde, auf welcher sie sich entwickelt, ihr Grundton sei ein erdiges Rotbraun. Wie die Gewächse Kinder des Bodens, dem sie entsprossen, so erscheine auch hier, meint Schweinfurth, der Mensch gleichsam als Ausdruck der durch das rote eisenhaltige Gestein geschaffenen Terrainverschiedenheit. Die Bewohner der schwarzerdigen Tiefebenen, die im tiefsten Schwarz der Negerrasse erglänzenden Schilluk, Nuër und Dinka, stehen denen der roten Felserde entgegen, welche letztere bei aller sprachlichen Verschiedenheit, trotz abweichender Lebensbedingungen und einer ausgeprägten Eigenart der sie unterscheidenden Sitten sich immerhin als ein zusammenhängendes Ganze offenbaren.

Wie die Niam-Niam, Mittu und Krebsch seien auch die Bongo von meist mittlerer Körpergröße und somit, bemerkt Schweinfurth, auch in dieser Hinsicht von den übrigen Völkern der Tiefebene verschieden. Ein gedrungener Bau der Gliedmaßen, eine schärfer ausgeprägte Muskulatur, vor allem aber das Überwiegen der Länge des Oberkörpers, verbunden mit einer breitern Schädelbildung, seien die hauptsächlichsten Rassenmerkmale dieses Volkes. Von den 83 Männern, welche Dr. Schweinfurth gemessen, erreichte keiner eine Höhe von 1,9 m; die durchschnittliche Höhe beim männlichen Geschlechte schien 1,7 m zu sein. Der Schädelform nach waren die Bongo Brachycephalen. Das Haar ist kurz, kraus und kohlschwarz. Der lichte Ton der Hautfarbe tritt besonders bei den Frauen zu tage.

Da das Land der Bongo wohl bewässert ist, so treiben sie alle fleißig Ackerbau, wenig Jagd und Fischerei. Die meiste Sorgfalt wird dem Bau des Sorghum zugewendet, dann jenem des Tabaks, eines unentbehrlichen Reizmittels, und der Bereitung von Salz. Viehzucht ist nur in beschränktem

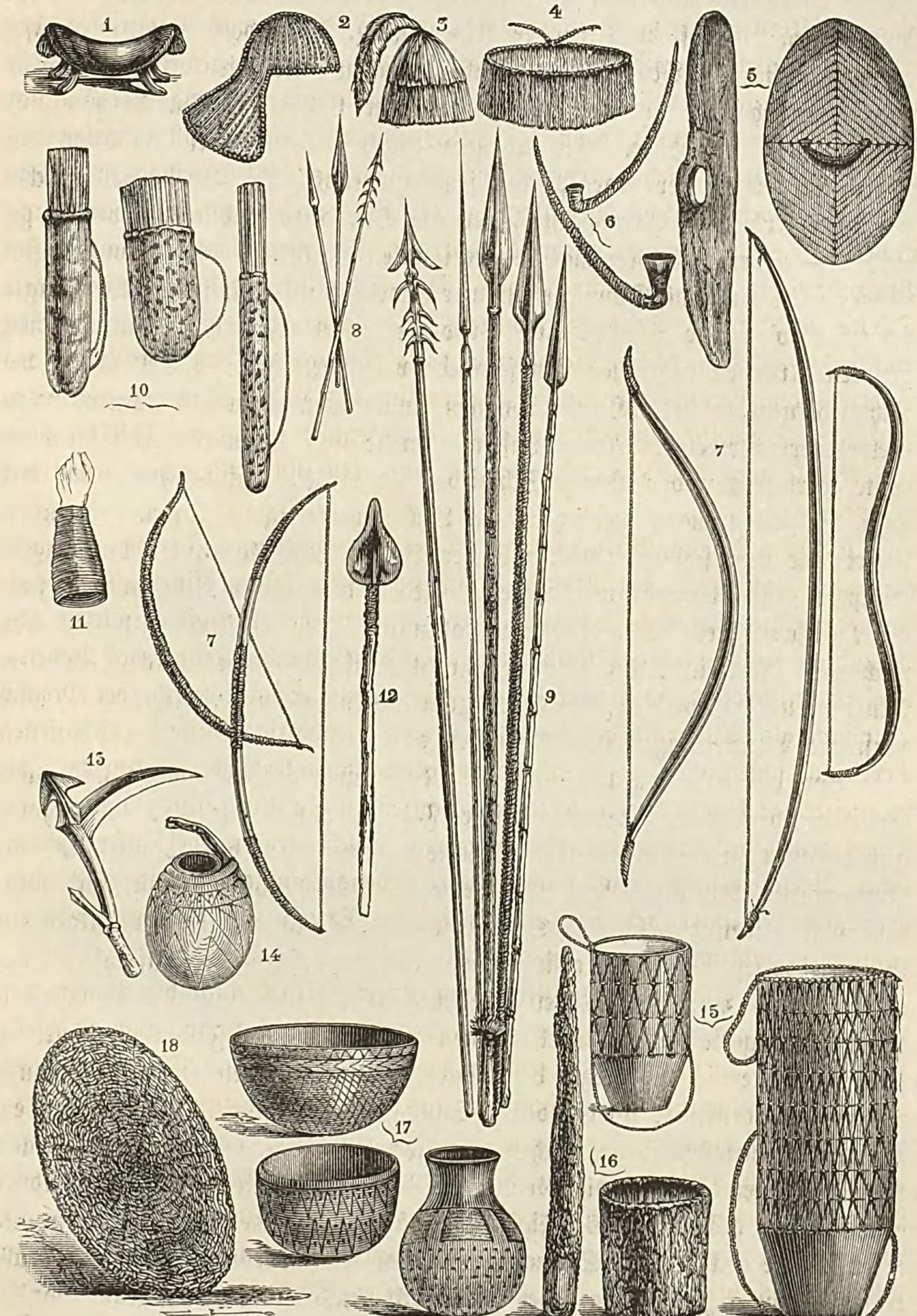


Fig. 51. Waffen und Geräte der Eingebornen vom obern Nil.
(Nach dem Tour du monde).
1. Ruhe-Schemel. 2. 3. Kopfbedeckung. 4. Lendenschurz. 5. Schilde. 6. Pfeifen. 7. Bogen. 8. Pfeile 9. Lanzen. 10. Köcher. 11. Armringe. 12. Keule. 13. Wurfeisen. 14. Kalebasse. 15. Kriegstrommeln. 16. Mörser und Stößel zum Maisreiben. 17. Kalebassen und Krug. 18. Geflochtene Milch- oder Getreidedeckel.

Maße vorhanden und beschränkt sich auf das Halten von Hühnern, Hunden und Ziegen; Schafe und Rinder fehlen ganz. Auf den Bau der Häuser verwenden sie viel Mühe. Schweinfurth meint, sie seien alle im Kegel- oder Heuschoberstile erbaut, haben nahe an 6,4 m im Durchmesser und ebensoviel in der Höhe. Im übrigen gleichen sie den bei den Dinka beschriebenen. Auch der Kornspeicher fehlt nirgends. Die Spitze des Daches der Hütte krönt ein Strohpolster, der als Sitz dient und eine Fernsicht gewährt — ein eigenes Merkmal des nationalen Baustiles. Ein schwunghaftes Gewerbe ist auch das Schmiedehandwerk, welches mit primitiven Werkzeugen betrieben wird und ziemlich gute Produkte liefert (Fig. 51), die man mit besseren Arbeiten englischer Landschmiede verglichen hat. Die Produkte der Schmiedekunst, die in den Handel kommen, sind Lanzenspitzen und Spaten, welche Geldeswert vertreten. Auch Waffen, Geräte und Schmuck von vollendeter Güte werden von den Bongo-Schmieden verfertigt. Schweinfurth hat uns auch die Zeichnungen zierlicher, im Lande verfertigter Instrumente überliefert, die dem schönen Geschlechte der Bongo zum Ausraufen der Augenwimpern und Augenbrauen dienen. Neben dem Schmiedehandwerke steht die Holzschnitzerei bei den Bongo obenan. Der Göllbaum liefert hinreichendes Material hierzu. Man schnitzt Sessel, Schemelbänkchen, Keulen, Mulden und Ölpressen, Schlegel zum Korndreschen, Holzmörser, auch plastische Darstellungen von Menschen ꝛc.

Von den edlern Künsten ist die Musik eine, der die Bongo mit allem Eifer ergeben sind. Selbstgefertigte Flöten, dann eine Art Monochord, auf welchem eine Menge von Modulationen erzeugt werden können, sind die Instrumente, deren sich das Volk bedient. „Mit größtem Ernst und sichtlichem Kunstgenuß,“ schreibt Schweinfurth, „sah ich sie ihren musikalischen Studien obliegen, und die erfinderische Nutzbarmachung der einfachsten Tonmittel sprach von ihrem tiefen Eindringen in die Geheimnisse der Schalllehre. Weit gewaltigere Mittel kommen übrigens bei den Festen zur Geltung, deren Orchester in der Regel den Charakter einer ausgelassenen Katzenmusik annimmt. Kräftige, unermüdliche Schläge der Pauken, Rindergebrüll erzeugende Riesenhörner, dazwischen das stoßweise hervorgebrachte Blasen aus kleinen Hörnern bilden die Grundtöne des meilenweit durch die Wildnis erschallenden Höllenlärmes (Fig. 52), während Hunderte von Frauen und Kindern die mit kleinen Steinchen gefüllten Flaschenkürbisse schütteln, als gelte es Butter zu schlagen, oder mit Stöcken und dürrem Reisig aufeinander schlagen, was einen ganz eigentümlichen Effekt hervorbringt.“ Schwerer sei es, berichtet Schweinfurth weiter, die Gesänge der Bongo wiederzugeben; es lasse sich von ihnen eben nur sagen, daß sie in einem plappernden Recitativ bestehen, welches bald an Hundejammer, bald an Kuhgebrüll erinnere und mit langen Schwätzereien in gewöhnlicher Stimme, aus einer Reihe schnell hintereinander ausgestoßener Worte gebildet, abwechsle. Den Beginn einer

Vorstellung stimme stets ein lebhaftes Tempo an; alle kreischen, schreien und brüllen, je nach Geschlecht, aus Leibeskräften. Allmählich nimmt der Schwall der Töne an Kraft ab, die Taktgeschwindigkeit verringert sich und wie klagend und schwermütig klinge der Gesang. Schaurige Weisen, nordischen Grabesklängen vergleichbar, glaube man da zu vernehmen, aber schnell und unerwartet breche sich wieder die ungezügelte Lustigkeit und der Übermut unermüdlicher Negerkehlen Bahn, und grell platzen aufeinander die Kontraste wie Sonnenschein und Regen. „Nie konnte ich mich," bemerkt Schweinfurth, „so oft ich ihren Festen beiwohnte, des Gedankens entschlagen, daß die ganze Musik der Bongo nur den Nachahmungstrieben ihren Ursprung verdankt, welchen der Mensch allen Vorbildern gegenüber zu erkennen



Fig. 52. Ein Bongo-Konzert.

giebt, die ihm die große, allmächtige und unüberwindliche Natur vorführt. Solche Orgien machten auf mich immer den Eindruck, als hätten sie den alleinigen Zweck, das entfesselte Treiben der Elemente zu verherrlichen. Die Gewalt eines Tropenorkans zu schildern, muß jedes Instrument, das der Mensch ersinnt, schwach und ohnmächtig erscheinen. Daher die verzweifelten Keulenschläge, mit denen das Fell der Riesentrommel in Schwingungen versetzt wird, sie sollen den ‚eichenspaltenden Donnerkeil' vergegenwärtigen; die rasende Sturmeseile, das Brausen und Sausen des vom Winde gepeitschten Regens, das vermag nur ein hundertstimmiger Chor der stärksten Lungen andeutend wiederzugeben. Das Gebrüll der geängstigten Waldtiere findet seinen Ausdruck in den Hörnerklängen, die kreischenden

Vogelstimmen in Pfeifen und Flöten; dazu tönt taktbildend das dumpfe Gebrüll der Manjinji (Holzposaunen) durch alles hindurch, dem lange nachrollenden Donner vergleichbar. Es rasselt und plätschert in den Zweigen, die hohen Laubwipfel bewegt der Sturm und in dem derben Lederlaube der Gesträuche klappert es von herniederrieselndem Regen, — das stellt der Chor der Weiber und Kinder dar, welche die Kürbisflaschen mit den Steinchen schütteln, und der rasselnde Lärm aufeinandergeschlagener Hölzchen." — Dies die klassische Schilderung Schweinfurths von der Bongo-Musik.

Von gewerblichen Beschäftigungen außer der Schmiedekunst und Holzschnitzerei erwähnt Schweinfurth noch die Herstellung von Tragkörben aus Bambus, die Töpferei, die von Frauen betrieben wird, die Zubereitung von Fellen zu Lederschürzen u. a. m. Höchst eigentümlich ist die große

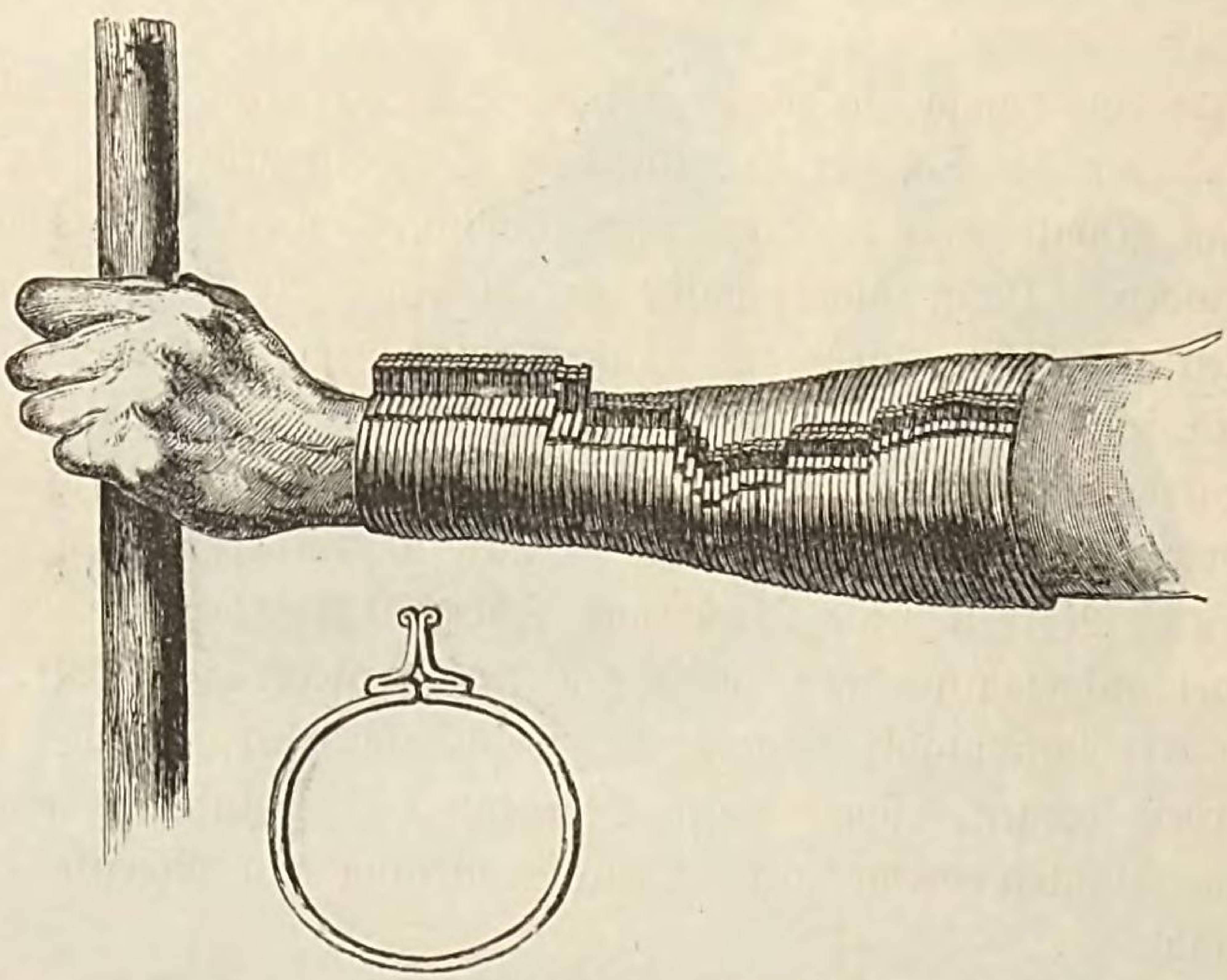


Fig. 53. Der Danga-Bor und ein einzelner Ring.

Wohlbeleibtheit der Bongo-Frauen und ihre Sucht, sich mit Schmucksachen und allerlei Zierat förmlich zu behängen. Die größte Rolle spielen Glasperlen in allen Sorten und Farben, die der Chartumer Markt hervorbringt. Die Männer hinwiederum bevorzugen ein Halsgehänge aus seltsam geformten Hölzchen, Würzelchen, dazwischen Eulen- und Adlerklauen, Zähne von Krokodilen, Hunden und Nagetieren, Krallen vom Erdferkel u. dgl., die sämtlich als Amulette gelten. Auch die Männer behängen sich übrigens nicht selten mit weibischem Zierat, darunter mit einer Art Bracelets, bestehend aus einer Menge von Metallringen, die nebeneinander eng an der Hand anliegen, so daß sie eine Art Metall-Manschette (Danga-Bor genannt; Fig. 53) derselben bilden. Die Frauen huldigen der abscheulichen Sitte des Lippendurchbohrens; nach und nach wird durch eingefügte Ringe

und Holzcylinder die Lippe auf das fünffache ihres Umfanges gebracht. Auch die Nasenflügel und bei Männern die Bauchhaut werden durch solche Zuthat verunstaltet. Die Tätowierung geschieht beim weiblichen Geschlecht auf dem Oberarm. An den Füßen tragen die Frauen eine große Anzahl metallener Ringe, die beim Gehen ein Geräusch wie von Kettengeklirr verursachen.

An Waffen führt der Bongo Lanzen, Pfeile und Bogen von großen Dimensionen. Allgemein herrscht die Polygamie, doch heiraten die Männer selten mehr als drei Frauen. Das Weib wird gekauft für Eisenplatten oder Lanzenspitzen, und eine Scheidung ist nach den Sitten des Volkes ebenfalls gestattet. Kinder, wenn sie dem zartesten Alter entwachsen sind, erhalten eine eigene Hütte zugewiesen, denn sie dürfen mit den Eltern nicht unter einem Dache schlafen. Die Verehelichung geschieht zwischen dem 14. und 18. Jahre.

Stirbt ein Bongo, so wird, erzählt Schweinfurth, unmittelbar nach dem Verscheiden der Tote in eine kauernde Stellung gebracht. Seine Kniee beugt man gewaltsam ans Kinn und umschlingt Kopf und Schenkel mit festen Binden. Dann hüllt man den zu einer Art Ballen zusammengeschnürten Körper in einen aus Häuten zusammengenähten Sack und setzt ihn in ein sehr tiefes Grab. Den Stollen desselben führt man zwei Ellen tief in senkrechter Richtung, biegt dann nischenförmig um und bringt dahin, ähnlich wie beim Islâm, die Leiche. Einen Mann begräbt man mit dem Gesichte nach Norden, eine Frau nach Süden. Auf dem Grabe wird ein Steinhügel aufgeschüttet und auf diesen ein Wasserkrug gestellt, ringsum aber eine Art Votivpfähle eingerammt, welche am obern Rande ein Anzahl von Kerben tragen, über deren Bedeutung Schweinfurth und Heuglin nichts zu erfahren vermochten. Eine Bewirtung mit Merissa bildet das Todtenmahl.

Religiöser Kultus in unserm Sinne fehlt nach Schweinfurth den Bongo vollkommen. Sie haben auch keine Ahnung von Unsterblichkeit, Seelenwanderung und, merkwürdig, auch keine Vorstellung von der Existenz eines Weltmeeres. Für die Gottheit giebt es keinen Begriff. Das Wort „Loma“ bedeutet Glück und Unglück und allenfalls so viel wie des Islamiten „Allah“. Geisterspuk dagegen, namentlich die Furcht vor bösen Geistern, ist allgemein verbreitet, deren Sitz in das nächtliche Dunkel des Waldes verlegt wird. Gute Geister sind unbekannt. Als verderblich wirkende Faktoren betrachtet man übrigens Geister, Teufel, Hexen, Waldkobolde, Fledermäuse, die am hellichten Tage gespensterhaft von Baum zu Baum fliegen, Eulen, Halbaffen mit großen roten Augen und halbaufgerichteten Ohren, welche in hohlen Bäumen ihr lichtscheues Dasein fristen, dann noch andere nächtliche Tiere. Dr. Schweinfurth berichtet, daß man gegen den Einfluß der bösen Geister einen eben solchen Handel mit Amuletten treibe,

wie er bei den Chartumer Händlern mit Koransprüchen im Schwunge ist. Der Besitz gewisser Wurzeln verleiht einem, so glauben die Bongo, die Fähigkeit, mit den Geistern in Verkehr zu treten. Regenmacher, wie bei den Bari, giebt es nicht. Alte Leute, besonders Weiber, stehen im Verdachte, Unheil bringen zu können: der Volksglaube behauptet von ihnen, daß sie, wenngleich sie ruhig in ihrer Hütte liegen, doch das Waldesdunkel durchstreifen können, nach Verbindungen mit den bösen Geistern haschend. Hexenprozesse, behauptet Schweinfurth, seien nirgends in der Welt mehr an der Tagesordnung wie hier. Auf die Vernichtung der Hexen wird mit allen Mitteln hingearbeitet und bei dieser Strenge werden selbst die nächsten Anverwandten nicht geschont.

Die Gesundheit der Bongo ist eine vortreffliche. Nirgends finde man, berichtet Schweinfurth, Krüppel oder Mißgeburten; nur Zwerge fänden sich hie und da als Naturspiele. Krankheiten innerer Natur, deren Ursprung man nicht kennt, werden auf eine sehr radikale Weise durch Übergießen mit heißem Wasser kuriert. Der Kranke, auf dem Erdboden liegend, wird mit Laubzweigen gepeitscht, die man in Töpfe mit kochendem Wasser eintaucht. Wunden werden dadurch geheilt, daß man in dieselben, um der Eiterung freien Abzug zu gewähren, Bastfasern einführt. Auch Eisenocker wird als antiseptisches Mittel verwendet, dann an Gerb- und Bitterstoffen reiche Rinden.

Die Sprache der Bongo, bezeugt Schweinfurth, zeige in keinem Distrikt des Landes dialektische Verschiedenheiten, sei eine wohlklingende, vokalreiche, einfach im grammatischen Bau und reich an Ausdrücken für alle konkreten Begriffe. Die gewöhnlichsten unserer abstrakten Begriffe scheinen zu fehlen. — Die meiste Ähnlichkeit mit den Sitten und Gebräuchen, wie mit dem ganzen Wesen der Bongo dürften, wie Schweinfurth hervorhebt, unter den Sudanvölkern nur jene vom Tsâd-See, besonders die von Musgu, Wandala und Logone besitzen, in Südafrika die Betschuanen. Durch die Mißwirtschaft der Ägypter im Sudân ist leider dieses bildungsfähige Volk vollständigem Untergange geweiht.

Die südöstlichen Nachbarn der Bongo sind eine Gruppe von Völkerschaften, deren Stammesunterschiede sich nach Schweinfurth kaum auf durchgreifende dialektische Eigentümlichkeiten der Sprache und nur auf einige Abweichungen der Tracht zu erstrecken scheinen, und die der gelehrte Forscher mit dem von den Chartumer Händlern eingebürgerten Ausdruck Mittu (Mattu) benannt hat, dazu bemerkend, daß außer den eigentlichen Mittu noch vier andere kleinere Stämme zu diesen gerechnet werden: die Madi (ein Name, der in Afrika oft begegnet), die Kaja, Abaka und Luba. Ihr Gebiet dehnt sich zwischen dem Roah und Rohl (5. und 6. Breitegrad) aus, gegen Norden bis an das Territorium der Dinka, im Süden an jenes der Niam-Niam grenzend.

Somatisch stehen die Mittu nach Schweinfurths Urteil den Bongo entschieden nach. Ein Feind ihres körperlichen Gedeihens soll der vernichtende Guinea-Wurm sein. Ihre Heimat ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit und dieser Umstand hat sie zu fleißigen Ackerbauern gemacht. Die Viehzucht steht auf niedriger Stufe, und der Genuß des Hundefleisches, der im Lande allgemein verbreitet ist, beweist ein Hinneigen zum Kannibalismus, wenn man den Behauptungen Bernardin de St. Pierres Glauben schenken will. Die Frauen treiben die Liebhaberei der Lippenverunstaltung so weit, daß sie sich einen veritablen Schnabel herstellen, mit dem sie, wie Schweinfurth scherzend hinzufügt, in Zorn geraten, mit verdoppeltem Eifer zu plappern und sogar so zu knacken im stande sind, wie die Eule, die Störche und der Balaeniceps rex. Die erweiterte Oberlippe erhält mit der Zeit eine vertikale Lage, so daß die Mittu beim Essen und Trinken diese Mundsperre zuerst beseitigen, d. h. die Oberlippe aufheben, und dann erst Speise und Trank genießen können. Auch Quarzkugeln von 6 cm Länge werden an die Unterlippe gefügt, und so eine Art Horn erzeugt, das nach abwärts gerichtet ist. Andere Gegenstände der Mode sind plumpe fingerdicke Metallringe, die um den Hals eng geschmiedet werden, 3—4 übereinander. Auch starke Lederkravatten, massiven Halsbändern gleich, pflegt man zu tragen, und diese erteilen der Haltung des Kopfes eine Richtung, die jener gleicht, welche ältere Modebilder aufweisen. Erst der Tod erlöst von solchen selbst auferlegten Fesseln.

Der Musik huldigen die Mittu mit eben solcher Leidenschaft, wie ihre Nachbarn, die Bongo. Eine Art Leier — eigentlich eine Vereinigung der Leier und Mandoline — ist das beliebteste Saiteninstrument; längliche Flaschenkürbisse mit Löchern an der Seite ersetzen die Blasinstrumente der Bongo. In dem Bau und der Anwendung dieser Musikinstrumente glaubt Schweinfurth einen gemeinsamen Zug, der der Musik aller Nilanwohner eigen ist, zu entdecken. Auch Musikproben der im Moll-Ton gehaltenen Lieder der Mittu hat uns der ausgezeichnete Forscher überliefert. In fast allen Punkten des geistigen und socialen Lebens stimmen die Mittu mit den Bongo überein. An Kunstfertigkeit stehen sie ihnen jedoch nach, wie z. B. die roheren, plumperen Produkte der Eisenindustrie beweisen.

Auf der ganzen Strecke vom Gazellenstrom bis in das Land der Niam-Niam oder Sandeh zum Uëlle, schreibt Schweinfurth, sei nirgends eine im höhern Grade differierende Terrainbildung wahrzunehmen gewesen. Am Lindufu bot sich das Terrain als kuppig und wellig. Alle diese Kuppen und Hügelwellen erschienen dem Forscher wie gewöhnlich von rötlicher Farbe, waren also, wie er meint, sicherlich ebenso gut nur Hebungen der den größten Teil von Centralafrika bildenden äußerst mächtigen Bodendecke von recentem Raseneisensteine, wie die früher wahrgenommenen Hügelrücken und Kuppen, mit Ausnahme der Gneise, welche von ersterer umlagert als

verwitterte Überbleisel urzeitiger Gebirge inselartig über das immense Gebiet zerstreut liegen, benagt vom Zahn der Zeit und von zackigen Felshäuptern zu glatt abgerundeten Kuppen reduziert. Die immer neu sich bildenden Raseneisenstein-Massen haben nach Schweinfurths Meinung über den größten Teil von Innerafrika, von den Ufern des Dschur bis zum Coanza und von Mozambique bis an den Nigir, sich verbreitet. Bei dem Überschreiten der Wasserscheide traf der Reisende ungeheuer üppige Waldvegetation an. Auch das Vorkommen des Schimpanse an den Ufern der zum Uëlle strömenden Wasseradern deutete auf eine neue zoologische Welt. „Bäume," schreibt Schweinfurth, „mit gewaltigem Stamm und von einer Höhe, die alles bisher im Gebiete der Nilflora Gesehene, die Palmen Ägyptens nicht ausgeschlossen, weit in den Schatten stellen, bilden in diesen Gegenden dichtgedrängte, lückenlose Reihen, in deren Schutze sich minder imposante Gestalten im wirrsten Gemenge stufenweis abgliedern. Im Innern dieser Uferwälder gewahrt man Säulengänge, ägyptischen Tempelhallen ebenbürtig, in ewig tiefen Schatten gehüllt und von aufeinander gelagerten Laubdecken oft dreifach überwölbt. Von außen betrachtet erscheinen sie wie eine undurchdringliche Wand des dicksten Blattwerkes, im Innern dagegen eröffnen sich allüberall Laubengänge unter den Säulenhallen, voll murmelnder Quellen und Wasseradern."

Der Name Niam-Niam (pl. Niamániam), der der Dinka-Sprache entlehnt ist, bedeutet, wie Dr. Vogel in Âdamaúa erfahren und wie auch Dr. Schweinfurth bestätigt, so viel wie „Fresser", „Vielfresser"; das Volk selbst nennt sich Sandeh. An den erstern Namen ist im Sudân überhaupt der Begriff des Kannibalismus geknüpft. Die Bongo nennen das Volk Mundo oder Manjanja, die Dschur und Dinka Madschaka, die Mittu Makkarakkä oder Kakkarakä, die Golo Kunda, die Mangbattu Babüngera. Im Osten wird der Verbreitungsbezirk des Volkes vom Tondsch begrenzt, die Westgrenze kann nach dem heutigen Stande unseres Wissens noch nicht fixiert werden; doch berichtet Schweinfurth, daß man die Längenausdehnung auf 6° veranschlagen und den Flächeninhalt des von den Niam-Niam bewohnten Gebietes auf ca. 48 000 Quadratmeilen, die Populationsmenge aber auf 2 Millionen Seelen veranschlagen könne. Als der berühmte Forscher seine Reise unternahm, herrschten nicht weniger als 35 Häuptlinge über die einzelnen Bezirke der Sandeh.

Faßt man, schreibt Schweinfurth, alle Merkmale der äußern Erscheinung der Niam-Niam, physiognomische sowohl wie anatomische zusammen, dazu die in Tracht und Kleidung dargebotenen Stammeseigentümlichkeiten, so erhält man folgendes Bild: lange Haarflechten und Zöpfe, aber stets das feingekräuselte Haar der echten Negerrasse, welche weit über die Schultern und bis zum Nabel herabreichen können, bedecken den runden breiten Kopf, dessen Proportionen sich auf den untern Stufen der Brachycephalie bewegen;

eine beispiellose Größe und Offenheit der mandelförmig geschnittenen, etwas schräg gestellten Augen, welche, von dicken, scharf abgezirkelten Brauen beschattet, in ihrem weiten Abstande voneinander eine ebenso außerordentliche Schädelbreite verraten, erteilt dem Gesichtsausdruck ein unbeschreibliches Gemisch von tierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit und dann wieder Zutrauen erweckender Offenheit; dazu die wie nach einem Modell geformte Nase, welche, von gleicher Breite und Länge, eine geringere Höhe darthut; schließlich der zwar von sehr breiten Lippen berandete, aber selten



Fig. 54. Niam=Niam in Kriegsrüstung.

die Nasenbreite überragende Mund, ein rundes Kinn und wohlabgerundete, wohlausgepolsterte Wangen vervollständigen die rundliche Gestalt des Gesichtsumrisses; ein untersetzter, zur Fettbildung geneigter Körper ohne scharf ausgeprägte Muskulatur, der die durchschnittliche Höhe mittlerer Europäer nur selten übersteigt, verbunden mit einem unverhältnismäßigen Überwiegen der Länge des Oberkörpers, welche sie indes keineswegs an der bei ihren Waffentänzen entwickelten Sprunggewandtheit hindert (Fig. 54). Die Hautfarbe entspricht der der Bongo; Schweinfurth vergleicht sie mit dem matten

Glanz der Tafelschokolade. Als Stammesmerkmal haben sie drei oder vier mit Punkten ausgefüllte, Schröpfnarben ähnliche Quadrate auf der Stirn, Schläfen und Wangen tätowiert, dann eine Xförmige Figur unter der Brusthöhle über dem Nabel. — Weder Mann noch Frau verunstalten den Körper, mit Ausnahme dessen, daß sie die Schneidezähne spitz feilen, um sich deren als Waffen besser bedienen zu können.

Die Kleidung des Volkes besteht in Fellen und einem eigenartigen Rindenzeug, das um die Lenden geschlungen wird. Auf den Kopfputz wird von seiten der Männer viel Sorgfalt verwendet, während die Frauen in dieser Beziehung sich einer großen Einfachheit befleißigen. Alle erdenklichen Frisuren finden nämlich Anwendung, am häufigsten die, daß der Scheitel, wie Schweinfurth schreibt, das Haar in der Mitte in zwei gleiche Hälften teilt. Über der Stirn nimmt von einem dreieckig abgescheitelten Felde ein feines Zöpfchen seinen Ursprung, welches, in die Furche des Scheitels gelegt, nach hinten zum Hinterkopfe zurückgeschlagen ist. Rechts und links gruppieren sich radial eine Anzahl von Haarwülsten, gleich den Rippen einer Melone gerundet. Die einzelnen Wülste sind an den Schläfen zu Knäueln drapiert und geknotet, von denen aus wiederum kleine lange Zöpfchen, gleich Schnüren geflochten, büschelweise rings um den Nacken hängen. Zwei bis drei der längsten Flechten hängen vorn über die Schulter frei zur Brust herab (Fig. 55). Ein höchst origineller Haarputz besteht auch darin, daß der Kopf mit einer aus feinen Haarzöpfchen bestehenden strahlenförmigen Krone, ähnlich dem Heiligenschein bei den Bildern, umrahmt ist. Nur die Männer tragen das Haupt bedeckt und zwar mit einer Art turbanartigen Strohhutes ohne Schirm, mit einem lang herabwallenden Federbusch verziert. Längs der Grenze des Haarwuchses an der Stirne wird eine Schnur mit darauf gereihten Reißzähnen des Hundes angebracht. Aus dem Elfenbein nachgeahmte Zähne des Löwen, gleichfalls auf Schnüre gereiht und eine Art Strahlenkranz repräsentierend, bedecken die Brust (Fig. 56). Schmuck aus Glasperlen bestehend ist minder beliebt.

Die Hauptwaffen der Niam-Niam sind nach Schweinfurth die Lanze und ein Wurfeisen, Trumbasch genannt, welches letztere aus einem mehrschenkeligen, mit spitzen Zähnen versehenen, an den Rändern geschärften Eisen besteht und zum Erlegen kleineren Wildes verwendet wird. Sonst sind neben dem nicht allgemein verbreiteten Bogen und Pfeile verschiedene große Messer mit sichelartiger Klinge und säbelförmigem Gebilde im Gebrauche (Fig. 51). Dr. Schweinfurth berichtet, es sei schwer, bei der Charakterisierung eines Volkes wie der Niam-Niam zu entscheiden, ob man es hier mit einem Jägervolke oder mit Ackerbauern zu thun habe, denn beide Beschäftigungen gingen hier Hand in Hand, indem sie sich nach den Geschlechtern teilen. Der Mann ist Jäger, die Frau bebaut das Feld. Vom gesamten, durchschnittlich dichter wie bei den Bongo bevölkerten Areale ist

ein verhältnismäßig geringerer Teil bebaut, der Boden aber fruchtbarer, so daß er sogar in einigen Distrikten unerschöpflich genannt werden muß.



Fig. 55. Junges Niam-Niam-Mädchen.
(Nach Schweinfurth.)

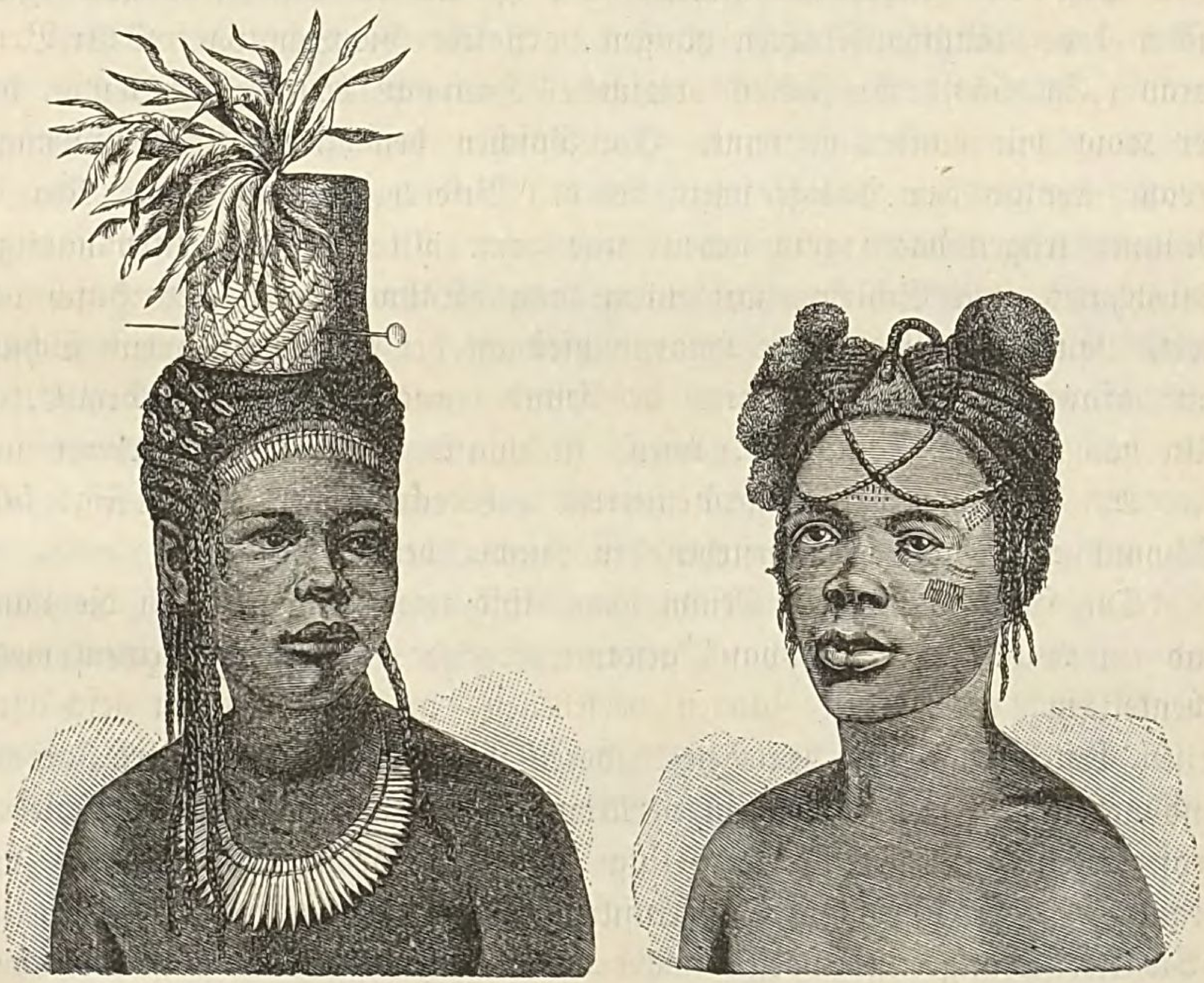


Fig. 56. Junge Niam-Niam-Männer. (Nach Schweinfurth.)

Den Hauptgegenstand der Kultur bildet die Eleusine coracana, während Sorghum und Mais fast gar nicht anzutreffen sind. Die Eleusine wird

zur Bereitung eines allerdings nur nach sudanesischen Begriffen wohlschmeckenden Bieres verwendet. Auch Maniok, süße Bataten, Yams, Kolokasien werden gebaut. Tabak ist überall im Gebrauche und wird in kurzen Thonpfeifen ohne Rohr geraucht. Hornvieh ist, nach Schweinfurth, nirgends im Lande anzutreffen, selbst Schafe, Esel, Pferde und Kamele sollen mehr zu den sagenhaften Tieren ihrer Vorstellung gehören. Nur Hühner und Hunde werden gezüchtet. Das Fleisch der letzteren bildet einen vorzüglichen Leckerbissen. Indessen ist auch der Genuß von Menschenfleisch bei den Niam-Niam im Schwunge, obwohl, wie Schweinfurth berichtet, mehrere Häuptlinge, die der Forscher kennen gelernt, denselben verabscheuen. Menschenfleisch genießen soll nach ihren Angaben eine berauschende Wirkung äußern. Verspeist werden im Kriege Leute jeden Alters, die alten häufiger als die jungen, ferner Leute, die eines plötzlichen Todes starben und allein dastanden. Ja man will sogar Fälle beobachtet haben, in denen Träger, sobald sie den Strapazen erlagen und verscharrt waren, von Niam-Niam ausgegraben und verzehrt worden sind. Nur dann verspeist man Menschenfleisch nicht, wenn es von Leuten stammt, die an einer ekelerregenden Krankheit gestorben sind.

Das Volk wohnt in Hütten, die zu kleinen Weilern gruppiert und über das Kulturland zerstreut sind. Solche Gruppen von Weilern, berichtet Schweinfurth, sind oft durch Wildnisse von mehreren Meilen Ausdehnung voneinander getrennt. Die Fürsten bewohnen, ihrem Range gemäß, eine größere Anzahl von Hütten. Diese letzteren haben die schon bei den anderen Völkern geschilderte Kegelform. Die Dächer laufen häufig in einen mit zierlichem Strohgeflecht gezierten Oberteil aus. Die Hütten sind nicht selten farbig (rot, schwarz) getüncht. Verzierungen werden häufig mit schwarz-weißem Flechtwerk in Gestalt eines Kreuzes angebracht, wie bei den Fan in Westafrika, welche sie von den Seefahrern gelernt haben werden. Die unreife Jugend bezieht aus moralischen Gründen separate Wohnungen. Die Kornspeicher der Niam-Niam haben eine zierliche Gestalt und ruhen, um die Frucht vor Nässe und Ungeziefer zu bewahren, auf einem Untergestelle von Latten und sind mit einem glockenförmigen Dache wohl geschützt.

Der Fürst, der den Titel „Bjiä“ (fast wie „bien“ ausgesprochen) führt, befehligt die waffenfähige Mannschaft im Kriege und vollstreckt mit eigener Hand die Todesurteile. Er bezieht seinen Tribut aus der Jagdbeute, besonders dem Elfenbein, und aus dem Ergebnisse des Knaben- und Mädchenhandels. Er besitzt eine durch äußern Schmuck hervorragende Wohnung, ist mit einer Leibwache umgeben und giebt sich nach außen hin in seinen Bewegungen einen solchen Anstand, daß er, wie Schweinfurth meint, an würdevollem Benehmen, an majestätischer Haltung und Tournüre mit allen Fürsten der Erde wetteifern könnte. Um so unerklärlicher, fährt

Schweinfurth fort, erscheine dagegen das wütige Gebahren, mit welchem die Fürsten Furcht und Schrecken unter ihrer Umgebung zu verbreiten suchen. Von einigen werde behauptet, daß sie an Wutanfällen leiden, daß sie dieselben sogar fingieren, um durch willkürlich aus der Menge herausgerissene Opfer, denen sie mit eigener Hand die Schlinge um den Hals werfen und alsdann mit dem hakigen Säbelmesser einen tödlichen Streich in den Nacken versetzen, dem Volke einen Beweis ihrer Macht über Leben und Tod beizubringen. Wenig stimmt hierzu ein anderer Zug, den der Forscher berichtet, nämlich der, daß die Häuptlinge nicht selbst in den Kampf ziehen, sondern ängstlich den Verlauf desselben hinter den Schlachtreihen abwarten, um eventuell mit den Frauen, mit Hab und Gut das Weite zu suchen.

Der Kunstfleiß des Volkes erstreckt sich auf die Herstellung von Eisenarbeiten, Töpfereien, Holzschnitzereien, Hausbau und Korbflechtereien. Die Gerberei ist unbekannt. Das irdene Geschirr ist nach Schweinfurth von tadelloser Regelmäßigkeit der Form, so die Wasser- und Trinkkrüge. Aus weichem Holze werden Schemel und Bänke, große Schüsseln, Näpfe u. a. m. geschnitzt, besonders zierliche Fußgestelle. Auch die Waffen, namentlich die Lanzenspitzen, werden im Lande geschmiedet.

Allgemein herrscht die Polygamie; doch, versichert Schweinfurth, büße deshalb die Ehe, trotz der unbeschränkten Vielweiberei, nichts von der Strenge und Heiligkeit ihrer Verpflichtungen ein. Untreue werde häufig mit dem sofortigen Tode bestraft. Kindersegen ist die größte Ehre für die Frau des Niam-Niam, der an seiner Ehehälfte mit grenzenloser Liebe hängt. Spiel und Musik sind die Hauptbelustigungen des Volkes. Piaggia hat berichtet, ein Niam-Niam von echtem Schrot und Korn sei im stande, Tag und Nacht beim Spiele zu verharren und dabei auf Speise und Trank zu verzichten. Ein mit einem Resonanzboden versehenes, der Guitarre nicht unähnliches Saiteninstrument ist das beliebteste. Auch giebt es bei den Niam-Niam, wie Schweinfurth berichtet, Sänger und Musiker von Profession, ähnlich den Griots der Mandinka, welche, mit einem abenteuerlichen Putze behangen, mit wunderwirkenden Hölzern und Wurzeln, mit Emblemen der höhern Magie, wie Klauen von Erdferkeln, Schildkrötenknochen, Adlerschnäbeln, Vogelkrallen, Zähnen &c., dem Fremden entgegentreten, seine Erlebnisse und weiten Wanderungen in schwungvollem Recitativ feiernd (Fig. 57).

Die Sprache der Sandeh zieht Schweinfurth zur nubisch-libyschen Gruppe, wiewohl bemerkt werden muß, daß weder die ethnische noch die sprachliche Klassifikation des Volkes bislang irgendwie mit Sicherheit angegeben werden kann. Die Aussprache soll im Munde ein und desselben Individuums außerordentlichen Schwankungen innerhalb der Grenzen gewisser Laute unterworfen sein. Nasal- und Gurgellaute sind derselben

eigentümlich. Der grammatische Bau soll einfacher sein als in der Bongo-Sprache. Sie enthält seltsame Häufungen von Konsonanten und ist minder vokalisiert als das Bongo-Idiom.



Fig. 57. Ein Sänger der Niam-Niam.

Von einem Götterkultus ist bei den Niam-Niam nicht die Rede. Ein eher einer Zauberbeschwörung als der Sammlung der Gedanken oder Erhebung des Herzens ähnelndes Reiben eines Holzbänkchens, „borru“ genannt, soll ein Surrogat für das Gebet sein. Orakelprüfung, Hexenglaube, Aberglaube aller Art spielen eine hohe Rolle. Die Totenbestattung geschieht in der Art, daß man den Leichnam nicht mit Erde bedeckt, sondern in einer Art Kammer beisetzt wie bei den Orientalen, in einer sitzenden Stellung, und manchmal in einem hohlen Baumstamme. Der liebgewonnene Kopfputz fällt von seiten der Anverwandten der Trauer um den Verstorbenen zum Opfer; er wird abgeschoren und auf den Pfaden der Wildnis weithin ausgestreut.

Die südöstlichen Nachbarn der Niam-Niam sind die Monbuttu oder, wie sie Dr. Junker nennt, die Mangbattu, eine große Volksgruppe, die den Sandeh an die Seite gesetzt zu werden verdient. Denn die vielen kleineren Völkerschaften, welche zum Teile an der Peripherie des Niam-Niam-Landes gelagert sind, zum Teile in zahllosen kleinen Enklaven hausen, wie die Manwu, Malingdi oder Marindo u. a., sind zu unbedeutend, als daß sie in diese Schilderung einbezogen werden könnten.

„Im Mangbattu-Lande," schreibt Schweinfurth, „begrüßt uns ein irdisches Paradies. Endlose Bananenpflanzungen bedecken die Gehänge der sanftgewellten Thalniederungen; die Ölpalme, unvergleichbar an Schönheit und all die übrigen dieser Fürsten des Pflanzenreiches, welche der Weltteil beherbergt, an Pracht überstrahlend, bildet ausgedehnte Haine längs den Bächen und Flüssen, baut schattige Dome über den idyllischen Behausungen der Eingeborenen. Das Land, welches eine durchschnittliche Meereshöhe von 2300 bis 2500 Pariser Fuß hat, besteht aus einem beständigen Wechsel von tief eingesenkten Bächen und Flüssen und sanft ansteigenden Höhen, die mehrere hundert Fuß über die Thalsohle der Gewässer hinaufsteigen." Im ganzen genommen erscheine der Boden hier weit stärker differentiiert, als es im östlichen, von Schweinfurth durchstreiften Teile des Niam-Niam-Gebietes wahrgenommen werde. Der wackere Forscher will das Land wegen seines dichten Wassernetzes mit einem Schwamme vergleichen. Der Raseneisenstein herrscht vor. In den Niederungen finden sich Bäume von erstaunlicher Höhe und im Stammumfang so gewaltig, wie man sie nirgends in den nördlichen Teilen des Nilgebietes anzutreffen vermöge.

Die Bevölkerung, berichtet Schweinfurth, friste ihr Dasein von dem fast mühelosen Erwerbe von Baumfrüchten und Erdknollen, vernachlässige aber die Kultur von Cerealien, wie denn die Anzahl der Pflanzen, die einer wirklichen Kultur, nicht etwa bloßen Ausstechens der Wurzeln u. s. w., bedürfen, sehr klein ist. Die Ernährung des Volkes geschieht zum größten Teile durch die Menge der in allen gelichteten Niederungen gedeihenden Cassave, durch die Kultur der süßen Bataten. Beide letztere Pflanzen erreichen hier, was Größe und Qualität anbelangt, den höchsten Grad der Vollkommenheit. Die Banane bildet die Basis der Ernährung. Jede Art von Viehzucht ist den Mangbattu fremd; an Haustieren wird nur der Niam-Niam-Hund und das Huhn gezogen. Das Schwein im halbwilden Zustande und von den Feinden erbeutete Ziegen bieten nebst erlegtem Wilde den Rest der Fleischnahrung. Gejagt werden Elefanten, Büffel, Wildschweine und große Antilopen. Menschenfleisch ist so beliebt, wie bei den Niam-Niam. Vom allgemeinsten Gebrauche, schreibt Schweinfurth, sei das Fett des Menschen. Der Kannibalismus der Mangbattu scheine den aller bekannten Völker in Afrika zu übertreffen. Das Fleisch der im Kampfe

Gefallenen wird auf der Wahlstatt verteilt und in gedörrtem Zustande zum Transport nach Hause hergerichtet. „Die lebendig Eingefangenen treiben," fährt der ausgezeichnete Forscher fort, „die Sieger erbarmungslos vor sich her, gleich einer erbeuteten Hammelherde, um sie später, einen nach dem andern, als Opfer ihrer wilden Gier fallen zu lassen. Die erbeuteten Kinder wandern als besonders delikater Bissen in die Küche des Königs." Schweinfurth überraschte die Mangbattu bei dem greulichen Menschenfraße.

Die Bestellung des Bodens obliegt den Frauen. Der Mann giebt sich, soweit die Jagd und Kriegszüge ihn nicht in Anspruch nehmen, dem Müßiggange hin. Das Weib übt das Töpfer-, der Mann das Schmiedehandwerk; beide Geschlechter verstehen sich auf Schnitzerei und Korbflechterei. Die Vielweiberei herrscht wie bei den Niam-Niam; doch berichtet Schweinfurth, daß die Frauen, im Gegensatze zu dem zurückhaltenden und züchtigen Wesen der Sandeh, äußerst zudringlich und ungeniert seien und auch ihren Männern gegenüber einen hohen Grad von Selbständigkeit und Unabhängigkeit beanspruchen. Was den Mangbattu-Frauen zur Zierde gereichen könnte, wäre die große Sorgfalt, mit welcher sie die Speisen zubereiten — allerdings ein geringer Vorzug im Verhältnis zu ihrer moralischen Verkommenheit.

Alle Einrichtungen deuten darauf hin, daß die Mangbattu eine Art monarchisch wohlorganisierten Staatswesens besitzen. Der König umgiebt sich mit einem Heiligenschein. Niemand darf ihn essen sehen; was er antastet, gilt als ein unberührbares Heiligtum. Neben einer eigenen Rüstkammer, wo die Waffen für den Kriegsbedarf aufgespeichert liegen, einem wohlgefüllten Harem, der an die königliche Privatwohnung stößt, welche der König überwacht, beschäftigt ihn noch das Treiben zahlreicher Leibmusiker, Festordner, Eunuchen, Spaßmacher, Bänkelsänger und Tänzer. Er selbst verschmäht es nicht, in den geräumigen Hallen des Palastes (Fig. 58) seinen Frauen vorzutanzen. Ein Stab von Reichsräten umgiebt den König: so ein Intendant der Waffen, einer der Ceremonien und Feste, ein Oberstküchenmeister, Dolmetsch u. a. m.

Den physischen Habitus des Volkes berührend, schreibt Schweinfurth, daß die Mangbattu durch eine helle Hautfarbe ausgezeichnet sind, deren Grundton der des gemahlenen Kaffees ist. Eine im Verhältnis zu der der Niam-Niam schwächere Muskelfülle, ein reicher Haar- und Bartwuchs sind dem Volke eigen. Das gekräuselte Haar hat gleichfalls einen lichtern Farbenton, der ganze Ausdruck des Gesichtes den Typus des Semitischen.

In Sitten und Gebräuchen sind die Mangbattu von ihren Nachbarn gleichfalls sehr verschieden. Ihre Bekleidung bildet ein aus dem Rindenbast eines Feigenbaumes hergestellter Stoff, der einige Ähnlichkeit mit dem Lindenbast hat und in seinem Aussehen an ordinäres Wollenzeug erinnert.

Durch einen Gürtelstrick, bemerkt Schweinfurth, bedecke ein solches Rindenstück in seltsamem Faltenwurfe den ganzen Körper von den Knieen bis zur

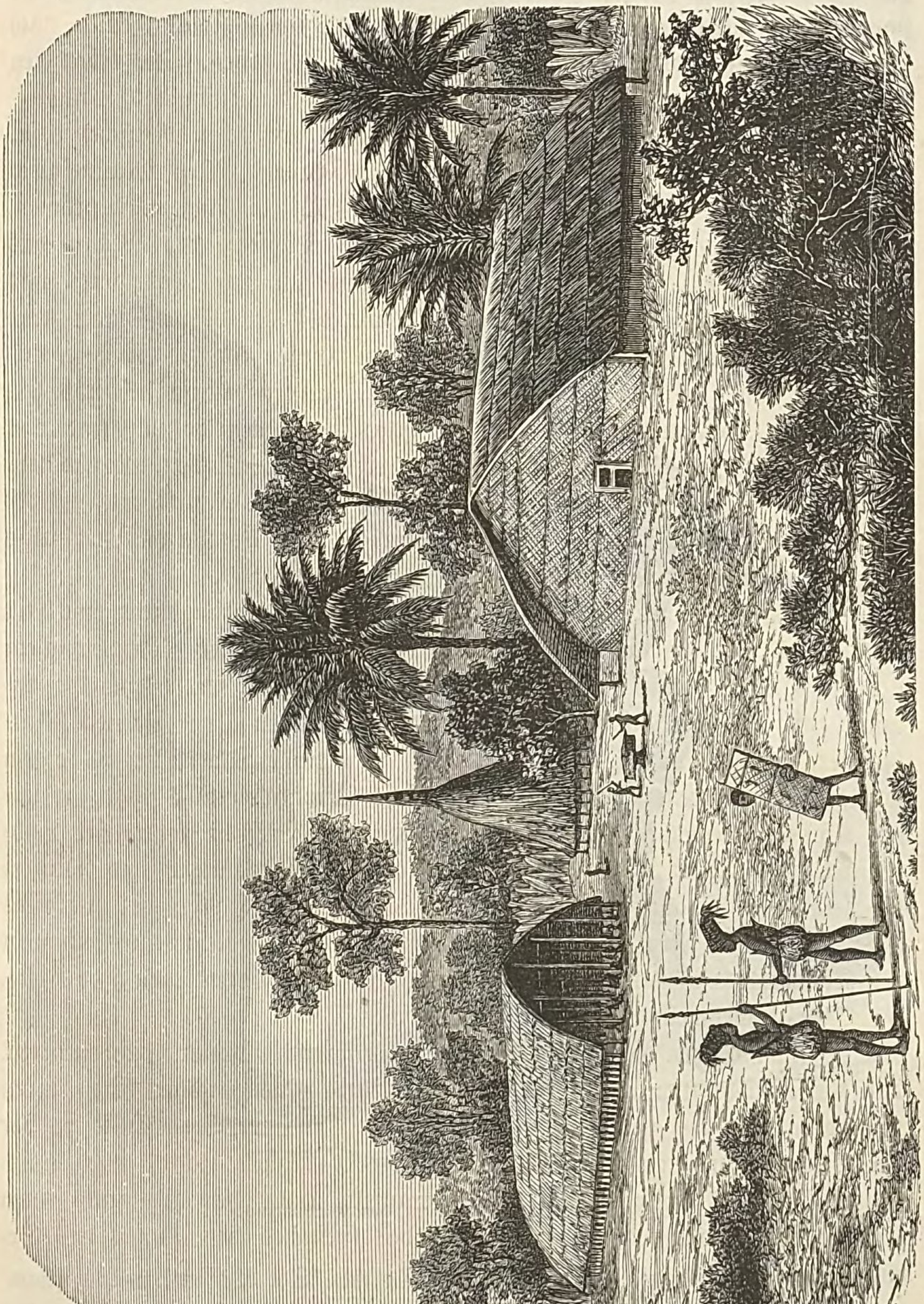


Fig. 58. Palast des Mangbattu-Königs Munsa.

Brust. Felle werden nie getragen. Die Frauen gehen völlig unbekleidet, bemalen aber den Körper mit einem schwarzen Safte. Das Tätowieren

ist gleichfalls im Gebrauche, und die Männer bedienen sich hierzu einer aus pulverisiertem Rotholze bereiteten Schminke. Die Ohrmuschel wird mit einem kleinen Stäbchen durchlöchert getragen. Das Durchbohren der Lippen kommt nicht vor. Die Beschneidung ist allgemein üblich.

Die Krieger (Fig. 59) führen außer Schild und Lanze auch Bogen und



Fig. 59. Mangbattu-Krieger mit dem Rindenschurz.

Pfeile, dann gekrümmte Säbelmesser und Dolche. Die Waffen, welche schon dem äußern Aussehen nach den Typus des Grausamen zur Schau tragen, werden im Lande selbst geschmiedet. Die Mangbattu-Schmiede sind Meister in ihrer Kunst. Feine eiserne Ketten, die als Schmuck getragen werden, sollen, was Formvollendung und Feinheit anbelangt, mitunter unseren besten

Stahlketten gleichkommen. Außer Kupfer und Eisen sind den Mangbattu übrigens alle anderen Metalle unbekannt. In der Holzschnitzerei leisten sie Erkleckliches. Beim Anfertigen von Schüsseln, Schemeln, Pauken, Booten und Schilden bedienen sie sich eines einschneidigen Messers, das eine unseren Drechselapparaten nicht unähnliche Form hat. Im Häuserbau besitzt das Volk eine besondere Gewandtheit.

Dörfer und Städte, schreibt Schweinfurth, gebe es bei den Mangbattu nicht. Die Häuser reihen sich, familienweise als Weiler gruppiert, zu langen, von Ölpflanzungen unterbrochenen Ketten aneinander, dem Thalgesenke der Bäche folgend, von der Tiefe des Thales durch Bananenpflanzungen getrennt und auf der andern Seite an die Bataten- und Kolokasia-Felder anstoßend, welche das mehr trockene Terrain auf der Höhe beanspruchen. — Von religiösen Ideen findet sich bei dem Volke nur die Idee von Gott, „Ner", der im Himmel wohnt.

Auf seiner großen Reise war Dr. Schweinfurth auch mit Repräsentanten des afrikanischen Pygmäen-Volkes der Acká zusammengetroffen, deren Wohnsitze südlich von denen der Mangbattu zwischen dem 1. und 2.° nördl. Breite sich ausdehnen. Dieses merkwürdige Volk ist ein Glied in der Kette afrikanischer Zwergvölker, die im centralen Teile des Kontinents im Westen und Süden beobachtet worden sind und von der wissenschaftlichen Welt als die Reste einer afrikanischen Urrasse betrachtet werden, während ein Teil der Gelehrten in ihnen degenerierte Abkömmlinge der übrigen Negervölker erblicken zu müssen glaubt. Soviel ist gewiß, daß die Acká verstreut in Kolonieen unter den Mangbattu leben, im Mittel bloß 1,34—1,235 m groß werden, die Farbe des schwach gebrannten Kaffees besitzen, was die Entwicklung des Ebenmaßes der Glieder betrifft, weit hinter allen anderen bekannten afrikanischen Völkerschaften stehen, indessen geistig und moralisch entwicklungsfähig sind — Dinge, die eine exceptionelle Stellung des Volkes beweisen. Wird einmal die Wissenschaft mehr Material, betreffend die Zwergvölker, besitzen, so wird sich die Frage ihrer ethnischen Stellung gewiß unschwer entscheiden lassen.

Von den Völkern des eigentlichen Bahr-el-Ghazâl-Gebietes und Dâr Fertits sind die Babuckur, Golo, Sfere und Krebsch die hervorragendsten. Die ersteren, wie Schweinfurth berichtet, ein Volk von typischer Negerrasse und sehr dunkler Hautfarbe, sind auf das Gebiet, wo sie heute wohnen, wahrscheinlich durch das Vorrücken der Niam-Niam gedrängt worden. Sie sind ein ungemein kriegerisches und hartnäckiges Volk, das nur seiner Tapferkeit und Abgeschlossenheit seinen Bestand verdankt, durch den Sklavenhandel übrigens stark decimiert ist. Die Babuckur huldigen in hohem Grade dem Kannibalismus und sollen im vorgerückten Alter in der Regel, wahrscheinlich infolge der großen Unregelmäßigkeit der Züge, Ausbund von Häßlichkeit sein.

Die Golo verraten nach Schweinfurth in ihrer äußern Erscheinung wie in ihren Sitten eine große Ähnlichkeit mit den Bongo, die ihre östlichen Nachbarn sind. Die Sprache dieses Volkes, schreibt Schweinfurth, sei durch das häufige Vorkommen der Diphthonge ö und ü vor anderen Negersprachen ausgezeichnet; auch enthalte sie unnachahmbare Schnalz- und Nasenlaute, welche an südafrikanische Sprachen anzuklingen scheinen und den benachbarten Völkern völlig fremd sein sollen. Die Wohnhütten dieser Neger ähneln in der Bauart denen der Niam-Niam und verraten ebensoviel Sorgfalt, Fleiß und Mühe.

Die Ssere nennt Schweinfurth eine kräftige, wohlgestaltete Rasse, die im äußern Habitus den Bongo und Golo gleiche und diesen beiden auch, was die Bauart der Hütten und Bewaffnung anbelangt, sich annähere. Dagegen sind die Kredsch, wie Schweinfurth berichtet, mit den östlichen Völkern des Bahr-el-Ghazâl-Gebietes verglichen, das häßlichste Volk am obern Nil. Auch in psychischer Beziehung stehen sie anderen Rassen nach, welchen Umstand der citierte Forscher der längern Knechtung durch die Fremden (arabische Händler) zuschreibt oder auch durch den Druck karger Existenzbedingungen erklären zu können glaubt. Der Körper der Kredsch soll auffallend plump und schwerfällig sein und gänzlich jedes Ebenmaßes der Glieder entbehren. Auch die Körpergröße bleibt durchschnittlich hinter dem Mittelmaße zurück. Ihre Hautfarbe ist das Kupferrot heller Bongo. Die Bauart ihrer Hütten ist eine sehr vernachlässigte; die Hütten entbehren nämlich vollständig eines Unterbaues und bestehen nur aus einem breitkegelförmigen Grasdache, welches über ein korbartiges Gerüst gedeckt ist.

Das ausgedehnte Gebiet am Uëlle-Mákua, am Májo-Bomokandi und am Nepoko ist von Dr. Junker in den Jahren 1880—1882 wiederholt kreuz und quer durchzogen worden, und der ausgezeichnete Forscher hat vorläufig, wiewohl er einen zusammenfassenden, einheitlichen Reisebericht abzufassen noch nicht in der Lage war, schon vielfache Daten über die A-Sandeh (A bedeutet den Plural) und die Mangbattu geliefert, ferner über die zahlreichen A-Banga, A-Barámbo und A-Madí. Die letzteren hat uns der genannte Forscher auch des nähern beschrieben, und zwar als einen eigenartigen Volksstamm, der sich namentlich durch die Sprache von seinen Nachbarn unterscheide, in Sitten und Gebräuchen aber sehr häufig an die Sandeh und Mangbattu erinnere. In gewerblicher und industrieller Beziehung nehmen die A-Madí indes auch eine untergeordnete Stellung ein.

Vom Weißen Nil, südlich von Ladó, aus war wiederholt Dr. Emin-Bey (Schnitzler) in das Gebiet der Sandeh gedrungen und hatte ganz besonders im Jahre 1882 das Fadschelú- und Kakuák-Land, ferner das Gebiet der auch von Marno besuchten, speciell Makraká genannten Sandeh durchzogen, welch letztere er in zehn Stämme gliedert und auch beschrieben

hat. Wenn auch dieser fleißige Forscher ein zusammenfassendes Werk wird veröffentlicht haben, werden wir über die zahlreichen Stämme in der eigentlichen ägyptischen Äquatorial-Provinz ausreichendes und wertvolles Material besitzen.

Die Völker der Niam-Niam und Mangbattu stehen mit den Völkern des Gebietes, das man in dem Sinne der heutigen Geographie unter dem Sudân zu verstehen pflegt, in keinem nähern Zusammenhange. Dennoch haben wir auf die Geographie und Ethnographie derselben aus dem Grunde eingehen zu müssen geglaubt, weil sie und ihre Länder die Wirtschaftsdomäne der gegenwärtigen Herren des östlichen Sudân sind und wohl auch in Zukunft bleiben werden.

Überblicken wir das über die Länder und Völker des Sudân Gesagte und würdigen wir die ungeheuren Territorien, die vielen Millionen von Eingeborenen vom Standpunkte der Humanität und Kultur, so scheint uns mehr denn je wahr zu sein das Wort eines Mannes, der der Erforschung speciell eines Teiles des Sudân sein Leben geweiht, Georg Schweinfurths; er nennt Afrika das Haus der Knechtschaft, und doch sollte es ein ungeheures Gebiet der freien Mitarbeit an den Gesamtaufgaben der Menschheit sein. Besonders die großen Länderkomplexe des Sudân mit der reichen Fülle günstiger Lebensbedingungen, mit einer Population voll Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit, sie sind noch immer in materieller und geistiger Beziehung das Reich der Nacht. Welch hohe Aufgaben harren da der erleuchteten Völker Europas! Von dem Lichte des Glaubens und der sittlichen Erziehung ist kaum der schwächste Funke in diesem Teile des großen Afrika verbreitet. Die ideale Begeisterung, zu helfen und zu bessern, lebt freilich in der Brust so vieler Tausende opferfreudiger Männer. Möge die Zeit kommen, wo diese sich auch reichlich bethätigen können, damit das große Werk der Veredlung der Menschheit auf dem Erdballe einen nennenswerten und segensreichen Fortschritt mache!

Anhang.

Das Wichtigste aus der neuern Litteratur über die Sudânländer.

In dieses Verzeichnis der wichtigsten Litteratur-Daten über die Sudânländer wurden neben den Originalwerken und Karten auch die zahlreichen Schriften und Aufsätze von sekundärer Wichtigkeit aufgenommen, weil erfahrungsmäßig die Originalwerke und Karten nur mit den größten Kosten vom gebildeten Leser und selbst von vielen Fachleuten beschafft werden können, hingegen Berichte (nicht litterarische Referate in Form von Anzeigen oder Kritiken) in den verschiedenen, meist gediegenen geographischen Zeitschriften leichter nachgeschlagen werden können.

1. Bücher, Broschüren, Aufsätze.

A. Westsudân.

(Nigir-Länder, Haússā-Staaten, Tsâd-See-Gebiete.)

1. Mungo Park, Second journey. London 1815. Französisch mit additions tirées de la narration du voyage de R. Adams, en Afrique, en 1810. Paris 1820.
2. Mungo Park, The journal of a mission to the interior of Africa, in the year 1805; together with other documents, official and private, relating to the same mission; to wich is perfixed an account of the life of M. Park. London 1815. Deutsch: Sondershausen 1821.
3. Mungo Park, Travels in the interior districts of Africa; performed in the years 1795, 1796 and 1797 and during a subsequent mission in 1805; with Major Rennell's memoir on the geography of Africa. London 1816. 2 vols. Deutsch: Die „Travels", Hamburg 1879; Erfurt 1807.
4. Riley, J., Loss of the American brig Commerce on the western coast of Africa, in 1815; with an account of Tambuctoo and of the hither to undiscovered great city of Wassanah etc. London 1817. Französisch: Paris 1818.
5. Jackson (James Grey), An account of Timbuctoo and Hausa, in the interior of Africa, by El Haye Abd Salam Shabeeny, with notes critical and explanatory etc. London 1820.
6. Bowdich, T. E., The British and French expedition to Teembo; with remarks on civilization in Africa. Paris 1821.
7. Lyon, G. F., A narrative of the travels in Northern Africa, in the years 1818, 19 and 20, accompanied by geographical notices of Soudan, and of the courses of the Niger. London 1821. Französisch: Paris 1821 und 1822. 2 Ausgaben.

8. Voyage de Laing dans le Timanni et essai de M. de la Renaudière sur les progrès de la géographie dans l'Afrique centrale. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1822), p. 685.
9. Analyse des voyages de Oudney et de Clapperton, de Denham et de Toole. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris, I (1823), p. 138 ss.
10. Nouvelles de Clapperton, de Denham, de Tyrwhilt. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1823), p. 151. 253. 295.
11. Nouvelles de Laing, de Clapperton, de Dickson. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris, I (1823), p. 661.
12. Barbié du Bocage, J. D., Notice sur la communication du Niger avec le Nil d'Égypte. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris, III, 1825.
13. Dard, J. M., Dictionnaire français-wolof et français-bambara, suivi d'un dictionnaire wolof-français. Paris 1825.
14. Jomard, Sur la communication du Nil des noirs ou Niger avec le Nil de l'Égypte. Paris 1825.
15. Gordon Laing, A., Travels through the Timanee etc. to the sources of the Rokelle and Niger. London 1825. Französisch: Paris 1826.
16. Clapperton, Narrative of discoveries in Central Africa. London 1826.
17. Denham, Narrative of travels and discoveries in Northern and Central Africa etc. London 1826. Französisch: Voyages et découvertes dans le nord et dans les parties centrales de l'Afrique. Paris 1826.
18. Klapproth, H. J., Essai sur la langue de Bournou; suivi des vocabulaires du Begharmi, du Mandara et de Tombouctou. Paris 1826.
19. Journal of a second expedition into the interior of Africa, by the late Commander Clapperton. London 1828. Philadelphia 1829. Deutsch: Wien 1830.
20. Jomard, Réflexions sur l'état des connaissances relatives au cours du Dhioliba, vulgairement appelé Niger. Paris 1829.
21. Expédition des capitains Trotter et Allen sur le Niger en 1814. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris, XVI (1828), p. 75.
22. Caillié, R., Rapport sur son voyage à Tembouctou et dans l'intérieur de l'Afrique. Paris 1828.
23. Caillié, René, Journal d'un voyage à Tembouctou et à Jenné dans l'Afrique centrale, précédé d'observations faites chez les Maures, Braknas, les Naouls et d'autres peuples pendant les années 1824—1828. Bruxelles et Londres 1830. (Mehrere Bände.) Dazu G. Renaud in der Revue géographique (1876), p. 93 ff.
24. D'Avezac, Réponse aux objections élevées en Angleterre contre l'authenticité du voyage de Caillié à Ten-Boktou. Paris 1830.
25. Jomard, F., Remarques et recherches géographiques sur le voyage de Caillié dans l'Afrique centrale. Paris 1830. (Aus dem Bulletin de la Société de Géographie de Paris.)
26. Lander, R., Records of Clapperton's last expedition to Africa. London 1830.
27. The story of Ja'far, son of the Sultan of Wadai, first published in the United service Journal, for March, April and May. London 1830.
28. Lander, R. et J., Narrative of the adventures and sufferings of John and Richard Lander, or their journey to discover the termination of the Niger. London 1832. 3 vols. — Französisch: Paris 1832. 3 vols. — Deutsch unter dem Titel: Reise in Afrika zur Erforschung des Nigers bis zu seiner Mündung

von Richard und Joh. Lander. Aus dem Englischen. Von *r. Mit 2 Karten. Leipzig 1833. — Vgl. auch das Journal of the Royal Geographical Society of London, I, 179.

29. Hellis, E. Cl., Les Bords du Niger. Discours prononcé à l'ouverture de la séance de l'Académie royale des sciences etc. de Rouen. Rouen 1833.
30. Laird, Mac-Gregor und Oldfield, R. A. K., Narrative of an expedition into interior of Africa by the river Niger, in steam vessels in 1832—34. London 1837.
31. Remarques sur les nouvelles découvertes des frères Lander dans l'Afrique équatoriale, avec une carte. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris, XVI (1838), p. 148.
32. Augier la Sauzaye, Ph., Mémoire sur la possibilité de mettre les établissements français de la côte septent. de l'Afrique en rapport avec ceux de la côte occidentale, en leur donnant pour point de raccord la ville centrale et commerciale de Tembouctou. Paris 1839.
33. Eichthal, G. de, Histoire de Foulahs ou Fellahs. 8^{0}. Paris 1842.
34. Nouvelle de la présence d'un Européen à Tombouctou. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris, XX (1842), p. 127.
35. Schön, J. J., Journals of the rev. J. J. Schön and Mrs. Crowther, who accompanied the expedition up the Niger in 1841 in behalf of the Church Missionary Society. London 1842.
36. Crowther, Sam., A Vocabulary of the Yoruba language, with grammatical elements prefixed. London 1843.
37. Dréolle, J. A., Expédition anglaise sur le Niger, pendant les années 1841 et 1842; trad. de l'anglais. Paris 1845.
38. Allen und Thomas, Narrative of the expedition sent in 1841 by the English government to the river Niger. London 1848. 2 vols.
39. Bocandé, B., Notes sur la Guinée portugaise ou Sénegambie méridionale. (Aus dem Bulletin de la Société de Géographie de Paris, 1849.)
40. Hooker, Niger Flora; or an enumeration of the Plants of Western Tropical Africa; collected by the late Dr. Ed. Vogel, Botanist to te Niger Expedition of 1841 etc. London 1849.
41. Mémoire de M. Fulgence Fresnel, consul de France à Djedda, sur le Wadây. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1849 et 1850).
42. Ritter, K., Über H. Barth und Overwegs Begleitung der J. Richardsonschen Reise-Expedition zum Tschad-See und in das innere Afrika. Berlin 1850.
43. Gumprecht, T. E., Barths und Overwegs Untersuchungsreise nach dem Tsad-See und in das Innere Afrikas. Berlin 1852.
44. Expédition de Mac-Gregor Laird sur la Tchadda. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris, 2 sér. IX (1853), p. 89.
45. Bayle, St. John, Narrative of a mission to Central Africa 1850—52. London 1853. 2 vols.
46. Faidherbe, A., L'Avenir du Sahara et du Soudan. Paris 1853.
47. Kunstmann, F., Afrika vor den Entdeckungen der Portugiesen. München 1853.
48. Mac Brair, R. M., und Norris, E., Grammar of the Fulah language. London 1854.
49. Koelle, S. W., Grammar of the Bornu or Kanuri language. London 1854.
50. Koelle, S. W., African native literature, or proverbs, tales, fables and historical fragments in the Kanuri or Bornu language etc. London 1854.

51. Koelle, S. W., Polyglotta Africana, or a comparative vocabulary of nearly three hundred words and phrases, in more than one hundred distinct Africain languages. London 1854.
52. Barths Reise von Kuka nach Timbuktu 1852—53. — Petermanns Mitteilungen (1855), p. 3.
53. Barths Forschungen in Libtáko und östlich davon. — Petermanns Mitteilungen (1855), p. 93 ff.
54. Barths Rückreise von Timbuktu nach Kano 1854. — Petermanns Mitteilungen (1855), p. 85.
55. Barth, H., Plan und Inhalt seines Reisewerkes. — Petermanns Mitteilungen (1855), p. 307 ff.
56. Barth, H., Chronologische Tabelle aus dem Tarikh el-Sudan. — Petermanns Mitteilungen (1855), p. 97 ff.
57. Die Binue-Expedition im Jahre 1854, nach Baikie und Crowther. — Petermanns Mitteilungen (1855), p. 205.
58. Vogels Reise von Tripoli bis zum Tsad-See 1853—54. — Petermanns Mitteilungen (1855), p. 257 ff.
59. Vogels astronomische Bestimmungen zwischen Tripoli und Kuka. — Petermanns Mitteilungen (1855), p. 257 ff.
60. Vogels Beobachtungen über die Umgegend des Tsad-Sees und Kuka. — Petermanns Mitteilungen (1856), p. 165 ff.
61. Malte-Brun, V. A., Résumé historique de la grande exploration faite dans l'Afrique centrale de 1850 à 1851 par J. Richardson, H. Barth, A. Overweg. Paris 1856.
62. Baikie, Dr. W., Narrative of an exploring voyage up the rivers Kwora and Binue. London 1856.
63. Vogels Reise nach Musgo und Tubori 1854. — Petermanns Mitteilungen (1857), p. 130 ff.
64. Die hauptsächlichsten Staatengruppen Central-Afrikas nach Barth. — Petermanns Mitteilungen (1858), p. 443 ff.
65. Progress of the Mission to Central Africa consisting of Mrs. Richardson, Barth and Overweg. — Journal of the Royal Geographical Society of London, XXV (1857), 130.
66. Letter from Dr. Barth to Dr. Beke, from Timbuctoo. — Journal of the Royal Geographical Society of London, XXIV (1859), 283.
67. Baikie, Dr., Exploring trip up the rivers Kwora and Chadda. — Journal of the Royal Geographical Society of London, XXV, 108.
68. Baikie, Dr., Niger Expedition. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London, II, 83; VI, 22; VII, 66.
69. North Central Africa. By Dr. Barth. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London, II, 217.
70. Letters from Dr. Vogel's Expedition. — Journal of the Royal Geographical Society of London, XXIV, 276. (Proceedings of the Royal Geographical Society of London, vol. II, 30.)
71. Barth, Dr. H., Reisen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849—55. 5 Bde. Gotha 1858. Daraus Auszug: 2 Bde. Gotha 1860.
72. Crowther, S., Notes on the River Niger. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London, XXI (1864), 481.

73. Lange, Dr. H., Die deutsche Expedition zur Aufhellung der Schicksale Dr. E. Vogels ꝛc. Mit 1 Karte. — Erster Jahresbericht des Vereins von Freunden der Erdkunde (1861), p. 29 ff.
74. Baikie, W. B., Observations on the Haussa and Fulfúlde languages. London 1861.
75. Barth, Dr. H., Sammlung und Bearbeitung centralafrikanischer Vokabularien in deutscher und englischer Sprache. Gotha 1862.
76. Beurmann, M., Brief an Herrn Dr H. Barth über einen Ausflug in das Wadi Scherki und seine Abreise nach Bornu. Mit einer Karte und Bemerkungen von Dr. Barth. — Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (1862), p. 321 ff.
77. Die deutschen Expeditionen nach Wadai, Stand des Unternehmens am 1. März 1862 und Instruktionen. — Petermanns Mitteilungen (1862), p. 78.
78. Nachrichten über Vogels Schicksal von Munzinger. — Petermanns Mitteilungen (1862), p. 346 ff.
79. Cole, W., Life on the Niger. London 1862.
80. Barrow, J., Narrative of travels and discoveries in Northern and Central Africa in the years 1822, 1823 and 1824 by Major Denham, Capt. Clapperton and the late Dr. Oudney. London 1862.
81. Beurmann, M. v., Briefliche Mitteilungen an Dr. H. Barth und Prof. Ehrenberg, aus Kuka, 7. September bis 24. Dezember 1862 ꝛc. — Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (1863), p. 273 ff.
82. Barth, Dr. H., W. Baikies Thätigkeit am untern Niger. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1863), p. 101 ff.
83. Barth, Dr. H., Die Aussagen des überlebenden Dieners Dr. E. Vogels über den Tod seines Herrn. — Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (1863), p. 248 ff.
84. Vogels Tod bestätigt durch seinen überlebenden Diener. — Petermanns Mitteilungen (1863), p. 225 ff.
85. Die Flußgebiete des Binue, Alt-Kalabar und Camerun. — Petermanns Mitteilungen (1863), p. 173 ff.
86. Barth, Dr. H., Die Bestätigung der Todesnachricht des Herrn Moritz v. Beurmann. — Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (1863), p. 538 ff.
87. Die Verwandtschaftsverhältnisse einiger centralafrikanischer Völker und Sprachen nach Barths Vokabularien. — Petermanns Mitteilungen (1863), p. 372 ff.
88. Beurmanns Tod nebst Übersicht seiner Reisen (1861—1863), sowie derjenigen von Overweg (1850—1852), Vogel (1853—1856) und Steudner (1861—1863). — Petermanns Mitteilungen (1864) p. 25 ff.
89. Knowles, Ch., Ascent of the Niger in September and October 1864. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London, vol. IX (1865), p. 79 ss.
90. Garnier, Coup d'oeil sur le Soudan. — Bulletin de la Société impériale d'acclimatisation, Mars 1866.
91. Die politischen Verhältnisse am obern Niger und der Aufenthalt von Mage und Quintin daselbst. — Petermanns Mitteilungen (1866), p. 441 ff.
92. Mage, E., Relation d'un voyage d'exploration au Soudan occidental. Paris 1867. Kleinere Ausgabe von Bellin de Lonay. Paris 1873.
93. Baikie, Dr. W. B., Notes on a journey from Bida in Nupe to Kano in Haussa, performed in 1862. Mit einer Karte. — Journal of the Royal Geographical Society of London, vol. XXVII (1867), p. 92 ss.
94. Rohlfs, G., Neueste Nachrichten aus dem Innern Afrikas. Kuka 1866. — Petermanns Mitteilungen (1867), p. 41 ff.

95. Rohlfs' Rückkehr aus Afrika, seine Durchschneidung des Kontinents von der Mittelmeer-Küste bis zur Guinea-Küste 1865—1867. — Petermanns Mitteilungen (1867), p. 311 ff.
96. Rohlfs, G., Die Art der Begrüßungen bei verschiedenen Negerstämmen. — Petermanns Mitteilungen (1867), p. 333 ff.
97. Übersicht von Rohlfs' Reise durch Afrika, 1866, 1867. — Petermanns Mitteilungen (1867), p. 372 ff.
98. Du Bisson, R., Les femmes, les eunuques et les guerriers du Soudan. Paris 1868.
99. Rohlfs, G., Am Benue. — Globus, 13. Bd. (1868), p. 193 ff.
100. Reisen des Rabbi Mordokhaï-Aby-Serur nach Timbuktu. — Petermanns Mitteilungen (1870) p. 335 ff.
101. Anderson, B., Narrative of a journey to Musardu, the capital of the Western Mandingoes. New-York 1870.
102. Beaumier, A., Premier établissement des israélites à Tombouctou. Paris 1870. (Aus dem Bulletin de la Société de Géographie de Paris, 1870.)
103. Rohlfs, G., Das Gora-Gebirge in Centralafrika. — Ausland (1870) p. 1201 f.
104. Hann, J., Nachtigals Höhenmessungen. — Petermanns Mitteilungen (1870), p. 287.
105. Segni, P. J., Viaggio da Tripoli di Barberia al Bornou nel 1850. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1870), p. 137 ss.
106. Molyneux, W. H. M., Journal of Niger Expedition July to September 1870. — Correspondence respecting the Slave trade an other matters, 1870. London 1871.
107. Rohlfs' Reise durch Nordafrika vom Mittelländischen Meer bis zum Busen von Guinea 1865—1867. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband V (1867, 1868), Nr. 25 und Ergänzungsband VII (1871—1872), Nr. 34.
108. Rohlfs, G., Klima von Bornu. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband VII (1871—1872), Nr. 34, p. 29.
109. Rohlfs, G., Itinerare in Bornu, Sokoto und südlich vom Niger. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband VII (1871—1872), Nr. 34, p. 102 ff.
110. Rohlfs, G., Henri Noël von Bagermi. — Zeitschrift für Ethnologie (1871), p. 253 ff.
111. Rohlfs, G., Die Pfahlbauten der Neger in Centralafrika. — Globus, XVIII (1871), p. 358 ff.
112. Rohlfs' Höhenmessungen zwischen Tripoli und Lagos. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband VII (1872—1873), Nr. 34, p. 124.
113. Hann, J., Resultate von Rohlfs' meteorologischen Beobachtungen. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband VII (1871—1872), Nr. 34, p. 120.
114. Manuel, J., Le Soudan, ses rapports avec le commerce européen. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1871), p. 161 ss.
115. Nachtigal, G., Meine Reise von Mursuk nach Kuka 1870. — Petermanns Mitteilungen (1871), p. 450 ff.
116. Brief des Dr. Nachtigal aus Bornu. — Ausland (1871), p. 475 f.
117. Brief des Herrn Dr. Nachtigal an die Redaktion. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1871), p. 334 ff.
118. Nachtigal, Dr. G., Briefe aus Nord-Central-Afrika. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1871), p. 130 ff.
119. Nachtigals Ankunft in Kuka und die Übergabe der preußischen Geschenke an den Sultan von Bornu. — Petermanns Mitteilungen (1871), p. 67 ff.

120. Nachrichten von Dr. Nachtigal in Kuka bis Januar 1871. Ethnographie von Wadai. — Petermanns Mitteilungen (1871), p. 326 ff.

121. Neueste Nachrichten von Dr. Nachtigal in Kuka (bis Januar 1871). Ethnographie von Wadai. — Petermanns Mitteilungen (1871), p. 326 ff.

122. Nachtigal, Dr., Beschreibung von Wara, der Hauptstadt von Wadai. Mit Plan. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1871), p. 526 ff.

123. Eine neue Karawanenstraße von Wadai nach Ägypten. — Petermanns Mitteilungen (1872), p. 230.

124. Blyden, E. W., Report on the expedition to Falaba, January to March 1872. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London, vol. XVII (1873), p. 117 ss. Ausgabe von H. W. Bytes. London 1873.

125. Crowther, S., Report on the overland journey from Lokoja to Bida, on the river Niger and thence to Lagos on the sea coast, November 1871 to February 1872. London 1872 (Church Mission. Society).

126. Rohlfs, G., Über Reiz- und Nahrungsmittel afrikanischer Völker. — Ausland (1873), p. 97 ff. 158 ff. 297 ff. 609 ff.

127. Dr. Gustav Nachtigal und seine neueste Reise im Sudan. — Globus (1873), p. 375 ff.

128. Nachtigal, Dr. G., Brief aus Kuka. Dezember 1872. — Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1873), p. 9 ff.

129. Nachtigals Reise von Kanem nach Borku. Mit einer Karte. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1873), p. 61 ff.

130. Nachtigals Reise nach Borku 1871. — Petermanns Mitteilungen (1873), p. 201 ff.

131. Nachtigal, Dr. G., Reise in die südlichen Heidenländer Bagirmis. Mit einer Karte. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1873), p. 311 ff.

132. Nachtigal, Dr. G., Zug mit einer Sklavenkarawane in Bagirmi. — Globus (1873), p. 215 ff. 231 ff.

133. Nachtigal, Dr. G., Sklavenjagden in Centralafrika. — Kölnische Zeitung, 20. und 28. Juli 1873.

134. Nachtigal, Dr G., Der Hofstaat des Königs von Baghirmi in Centralafrika. — Globus (1873), p. 119 ff. 137 ff. 153 ff.

135. Nachrichten von Dr. Gustav Nachtigal aus Wadai. — Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1873), p. 47 ff.

136. Dr. G. Nachtigal in Wadaï. — Globus XXIV (1873), p. 350 f.

137. Nachtigal, Dr. G., Die Abstammung der Könige von Wadai. — Globus (1873), p. 335 ff.

138. Duveyrier, H., Voyage du Dr. Nachtigal au Bahar El-Ghazal et au Borgou. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1873), p. 651 ss.

139. L'esclavage africain et nos relations avec le Soudan. — Revue Politique, 22. Novembre 1873.

140. Schreiben Dr. G. Nachtigals an Prof. Dr. Bastian, Abeschr, 31. Juli 1873. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1874), p. 235 ff.

141. Nachrichten von Nachtigal aus Kuka 1872; die tributären Heidenländer Baghirmis. — Petermanns Mitteilungen (1874), p. 10 ff. 323 ff.

142. Nachtigal, Dr. G., Zur Geschichte Baghirmis. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1874), p. 39 ff.

143. Brief von Nachtigal aus Wadai 1873; seine Reise nach Dâr Runga. — Petermanns Mitteilungen (1874), p. 261 ff.

144. Dr. G. Nachtigals Reisen in Afrika. — Ausland (1874), p. 861 ff. 905 ff.

145. Ravenstein, E. G., Dr. G. Nachtigal's Explorations in Africa, 1869—1874. — Geographical Magazine (1874), p. 277 ss.
146. Glover, Capt. S., Geographical Notes on the country traversed between the River Volta and the Niger. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1874), Nr. 4.
147. Rohlfs, G., Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tsad-See und zum Golf von Guinea. Leipzig 1874. 2 Bde.
148. Nachtigal, Dr. G., Über Hofstaat, Gerichtspflege, Administration und Heerwesen in Wadâi. — Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1875), p. 143 ff.
149. Nachtigal, Dr. G., Die Länder im Süden Wadaïs. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, X, 2 (1875), p. 110 ff.
150. Nachtigal, G., Übersicht seiner Reisen und der auf denselben gewonnenen Resultate. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1875), p. 109 ff.
151. Andree, Dr. K., Dr. G. Nachtigals Reisen in Afrika. — Der Welthandel (1875), p. 10 ff.
152. Nachtigal's Travels in Africa. Mit einer Karte. — Geographical Magazine (1875), p. 178 ss.
153. Nachtigal, Dr. G., Näheres über den Tod Moritz von Beurmanns. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, X, 2 (1875), p. 159 f.
154. Nachtigal, G., Voyage dans l'Afrique centrale. Mit 1 Karte. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1876), p. 255 ss.
155. Nachtigal, Dr. G., Reisen im östlichen Nord- und Central-Afrika. — Deutsche Rundschau (1876), p. 45 ff.
156. Nachtigal, G., Araber in Centralafrika und Nomadenleben. — Deutsche Rundschau (1876), p. 182 ff.
157. Voyage au Wadâi par le Docteur G. Nachtigal (Conférence faite à la Société de Géographie de Vienne. — Bulletin de la Société Khéd. de Géographie (1876), p. 305 ss.
158. Nachtigal, G., Handel im Sudan. — Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg (1876/77), p. 305 ff.
159. Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in Centralafrika. — Ausland (1876), p. 9 ff. 35 ff.
160. Krause, A., Zur Völkerkunde Nordost-Afrikas. 1) Tebâ und die Kânûrī. 2) Tebâ und die Garamanten. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1876), p. 21 ff.
161. Nachtigal, G., Zum Wassersystem des Tsâd. — Die Natur (1877), Nr. 3.
162. Nachtigal, G., Das Becken des Tsâd und seine Bewohner. Mit 1 Karte. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1877), p. 30 ff.
163. Rohlfs, G., Die centralafrikanische Eisenbahn. — Petermanns Mitteilungen (1877), p. 45 ff. 258 ff.
164. Crowther, S., Notes on the River Niger. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1877), p. 481 ss.
165. Duponchel, A., Le chemin de fer trans-saharien. Montpellier 1878.
166. Bérenger-Féraud, L. J. B., Étude sur les Soninkés. — Revue d'anthropologie (1878), p. 584 ss.
167. Clyuso, D. F. G., Viaje de Rohlfs de Tripoli à Lagos. Madrid y Paris 1878.
168. Bérenger-Féraud, L. J. B., Les peuplades de la Sénegambie. Paris 1879.
169. Bourdo, A., Niger et Bénué. Voyage dans l'Afrique centrale. Bruxelles 1879.

170. Duponchel, A., Le chemin de fer du Soudan. — Bulletin de la Société Languedoc. de Géographie (1879), I, p. 81 ss.
171. Hutchinson, E., Ascent of the river Binué in August 1879, with remarks of the systems of the Shary and Binué. Mit Karte. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1880), p. 289 ss.
172. Nachtigal, Dr. G., Sâhärâ und Sûdân. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. Berlin 1879 und 1882. Bisher 2 Bde.
173. Zweifel, J., et Moustier, M., Lettres sur la découverte des sources du Niger. — Bulletin de la Société géogr. de Marseille (1879), p. 260 ss. 307 ss.
174. Paulitschke, Dr. Ph., Die afrikanischen Neger. Ethnographische Bilder. Wien 1879. Mit Karte: Übersicht des Verbreitungsbezirkes der afrikanischen Neger. Maßstab: 1 : 35 000 000.
175. Zweifel et Moustier, Expédition Verminck. Voyage aux sources du Niger. Marseille 1880.
176. Duveyrier, H., La question des sources du Dhiôli-Ba (Niger). — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1880), p. 529 ss.
177. Bainier, P. F., Die Entdeckung der Niger-Quellen. — Petermanns Mitteilungen (1880), p. 255 ff.
178. Brosselard, C., Tlemcen et Tombouctou. — Drapeyron, Revue de Géographie. Avril 1880.
179. Ollive, Commerce entre Timbouctou et Mogador. — Bulletin de la Société géogr. de Marseille (1880), Nr. 1.
180. Gaffarel, P., Les peuples africains, le Niger et les peuplades de la Sénegambie. — Revue politique, 21. Févr. 1880.
181. Behm, E., Die Flußaufnahme des Benuë in Adamaua durch den Dampfer „Henry Venn" 1879. — Petermanns Mitteilungen (1880), p. 145.
182. Beck, G., Une nouvelle route pour le Niger supérieur et pour le Soudan occidental. — Bulletin de la Société de Géographie de Berne, Décembre 1880, p. 6 ss. — Dasselbe deutsch: Bern 1881 (apart).
183. Flegel, R. E., Über seinen Aufenthalt in Westafrika und seine Reisen auf dem Benue. — Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, VII (1880), p. 112 ff.
184. Flegel, R. E., Westafrikanische Scenerieen. — Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg (1880—81), p. 392.
185. Flegel, R. E., Der Benuë von Gande bis Djen. — Petermanns Mitteilungen (1880), p. 220.
186. Flegel, R. E., Der Benuë von Djen bis Ribago. — Petermanns Mitteilungen (1880), p. 146 f.
187. Das Klima von Kuka am Tsad-See in Bornu. — Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1880), p. 465 ff.
188. Nachtigal, G., Das frühere Dâr Fûr. — Vom Fels zum Meer, I (1881), Nr. 1, p. 70 ff.
189. Pietri, Capt., Note topographique sur l'itinéraire suivi par la mission du Haut-Niger de Kita à Bammako. — Bulletin de la Société géogr. commerc. de Bordeaux (1881), p. 565 ss.
190. Milum, J., Notes on a journey from Lagos up the River Niger to Bida, the Capital of Nupe and Illorin in the Yoruba-Country. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1881), p. 26 ss.
191. Bourde, P., La France au Soudan, le chemin de fer trans-saharien. — Revue des Deux Mondes, Févr. 1881.

192. Armand, P., Voyage du Docteur O. Lenz. — L'Exploration, XI (1881), Nr. 219, p. 617 ss.
193. Matthews, G. A., Nordwest Africa and Timbuctoo. — Bulletin of the American Geographical Society (1881), p. 196 ss.
194. Frankreichs Vorgehen im Sudan. — Export (1881), Nr. 9 und 10.
195. Crozals, J. de, Peulhs et Foulahs, étude d'ethnologie africaine. — Drapeyron, Revue de Géographie, Févr. 1882, p. 106 ss. 516 ss.
196. Gallieni, Comm., Mission dans le Haut-Niger et à Ségou. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1882), Nr. 4 ff. Mit Karten.
197. Mission dans le Haut-Niger et à Ségou 1880—81. — Bulletin de la Société de Géographie de Rochefort, III (1882), p. 1 ss. Mit Karte.
198. Derrieu, Comm., Mission topographique du Haut-Niger, extrait du rapport d'ensemble. — Bulletin de la Société de Géographie d'Oran (1882), p. 141 ss. Mit Karte.
199. Delanneau, Capt., Rapport de reconnaissance sur l'itinéraire de Kita au Niger et à Kéniéra. — Bulletin de la Société com. de Géographie de Bordeaux (1882), p. 330 ss.
200. Das Vordringen der Franzosen vom Senegal zum Niger 1880—82. — Petermanns Mitteilungen (1882), p. 296 ff.
201. Flegel, R. E., Expedition nach Sokoto. Reisebriefe. — Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland zu Berlin, III (1882), p. 34 ff. Mit Karte.
202. Rob. Ed. Flegels Expedition nach Adamaua. Reisebriefe vom Januar bis März 1882 und von März 1882 bis März 1883. — Petermanns Mitteilungen (1882), p. 227 ff.; (1883), p. 241 ff.
203. Gallieni, Comm., Mission dans le Haut-Niger et à Ségou. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1883), Nr. 3 ss.
204. Colin, D., Le Soudan occidental. — Revue maritime (1883), Nr. 262, p. 5 ss.
205. Valbert, G., Le chemin de fer du Soudan et les trois campagnes du colonel Borgnis-Desbordes. — Revue des Deux Mondes (1883), Nr. 3.
206. Massari, A., La traversée de l'Afrique de la mer rouge au golfe de Guinée. — Bulletin de la Société Belge de Géographie (1883), p. 846 ss.
207. Krause, G. A., Note sui Fuli (Fulbe, Fellata) e la loro origine. — L'Esploratore (1883), p. 72 sqq.; Ausland (1883), p. 181 ff.
208. Krause, G. A., Die Fulen (Ful-Be) in Afrika und ihr Ursprung. — Ausland (1883), Nr. 10, p. 181 ff.
209. Ein Brief Robert Flegels über das Niger-Binuë-Gebiet. — Ausland (1883), Nr. 48, p. 953 ff.
210. Flegel, R. E., Die Entdeckung des Binuë-Quellgebietes und die Bedeutung des Benuë für die Erforschung Afrikas. — Globus (1883), p. 301 ff.
211. An die Freunde deutscher Afrika-Forschung, kolonisatorischer Bestrebungen und der Ausbreitung des deutschen Handels. — Ausland (1883), Nr. 24, p. 464 ff.
212. Flegel, R. E., Geographische Ortsbestimmungen; Entdeckung der Benuë-Quellen; Vorschläge zu neuen Unternehmungen. — Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland (1883), p. 20 ff.
213. Flegel, R. E., Über deutsche Unternehmungen im Benuë-Gebiet. — Ausland (1883), p. 395 ff.
214. Flegel, R. E., Reise von Lokko bis Kontscha, Adamaua. — Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland (1883), p. 254 ff.
215. Mattei, A., Rapports sur le Nigre et le Bénué. — Archive miss. scientif. (1883), X, p. 417. Mit Karte.

216. Pouyanne, J., Note sur l'établissement de la carte au 1 : 2 000 000 de la région entre le Touat et Timbouctou. Alger 1883.
217. Krause, G. A., Ein Beitrag zur Kenntnis der fulischen Sprache in Afrika. Mitteilungen der Riebeckschen Niger-Expedition. I. Leipzig 1884. Mit einer Kartenskizze.
218. Wolf, H., et Blachère, A., Sahara et Soudan. Paris 1884. Mit Karte.
219. Flegels Aufnahme des Amambara-Creeks im Juli 1883. — Petermanns Mitteilungen (1884), p. 92 ff.
220. Flegel, R. E., Der Handel im Niger-Benuë-Gebiet. — Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft zu Berlin (1884), p. 134 ff.
221. Flegel, R. E., Materialien zur Orthographie und Erklärung einiger geographischer Namen auf Karten des Niger-Benuë-Gebietes. — Petermanns Mitteilungen (1884), p. 264 ff.
222. Lenz, Dr. O., Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. 2 Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. Leipzig 1884.
223. Buonfanti, M., Le Sahara et le Soudan occidental. — Bulletin de la Société Royale de Géographie. Bruxelles 1884, VIII, 1 et 2. Mit Karte.
224. Delavaud, L., La pénétration de la France au Soudan. — Bulletin de la Société de Géographie de Rochefort (1884), IV, Nr. 4.

B. Ostsudân.

(Dâr Fûr, Kordofân und die Nilländer.)

225. Lapanouse, Mémoire sur les caravanes du Darfour et du Sennaar. Paris 1802.
226. Renseignements sur les pays à l'ouest du Darfour. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris, VI (1829), p. 169.
227. Rüppell, Dr. E., Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien, vorzüglich in geographisch-statistischer Hinsicht. Frankfurt am Main 1829.
228. Pallme, J., Beschreibung von Kordofan und einigen angrenzenden Ländern nebst einem Überblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Alis stattgefundenen Sklavenjagden. 8⁰. Stuttgart 1843. — Englisch: London 1844.
229. Voyage au Dârfour, traduit par le docteur Perron. Paris 1845.
230. Mohammed ben-Omar el-Tounsy, Observations sur le voyage au Darfour; suivies d'un vocabulaire de la langue des habitants et des remarques sur le Nil blanc supérieur. Paris 1845.
231. Werne, Ferd., Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nil. Berlin 1848.
232. D'Abbadie, A. T. et A. M., Notes sur le haut fleuve blanc. Paris 1849. (Aus dem Bulletin de la Société de Géographie.)
233. Jomard, Remarques au sujet de la notice de M. Fresnel sur les sources du Nil. Paris 1849.
234. Beke, Ch. Th., On the Sources of the Nile. London 1849.
235. Lord Prudhoe's journey from Cairo to Sennar in 1829; describing the Peninsula of Sennar. — Journal of the Royal Geographical Society of London, V (1849), 38.
236. Werne, F., Feldzug von Senaar nach Taka, Laasa und Beni Amer. Stuttgart 1851.

237. Voyage au Oudây par le cheykh Mohammed ibn-Omar el-Tounsy, traduit de l'arabe par le Dr. Perron. Paris 1851.

238. Klun, V., Knoblechers Reisen auf dem Weißen Nil. Laibach 1851.

239. Trémeaux, P., Voyage au Soudan oriental et dans l'Afrique septentrionale. Paris 1852.

240. Werne, F., Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nil. Berlin 1848. — Englisch: London 1852.

241. Abd el Hamid-Bey, Voyage au pays des Niam-Niam. Paris 1854.

242. Taylor, B., Life and Landscapes from Egypt to the Negro-Kingdoms of the White Nile. London 1854.

243. Linant de Bellefonds, Journal of a voyage on the Bahr el Abiad. London 1832. — Aus dem Journal of the Royal Geographical Society. Vgl. auch das Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1852), p. 433 ff.

244. Brun-Rollet, Le Nil blanc et le Soudan. Paris 1855.

245. Hansal, M. C., Neueste Briefe aus Chartum in Central-Afrika. Wien 1855 ff.

246. Escayrac de Lauture, Géographie naturelle et politique, histoire et éthnographie, moeurs et institutions de l'empire des Fellatas etc. 1855—56.

247. Escayrac de Lauture, P., Expédition à la recherche des sources du Nil. Journal de M. Thibaut 1839—1840. Paris 1856.

248. D'Arnaud, Documents et observations sur le cours du Bahr el-Abiad ou du Fleuve Blanc et sur quelques autres pièces géographiques. Paris 1856.

249. Escayrac de Lauture, P., Le désert et le Soudan. Paris 1858.

250. Rossi, La Nubia ed il Sudan. Constantinopoli 1858.

251. Miani, G. G., Spedizione verso le origine del Nilo. Milano 1859—61.

252. Werne, F., Beitrag zur Kunde des Innern von Afrika. Stuttgart 1860.

253. v. Heuglins Expedition nach Inner-Afrika, 1860. Zweck und Plan. — Petermanns Mitteilungen (1860), p. 358.

254. Die Quelle und der Lauf des Sobat nach Léon des Avanchers und Massaja. — Petermanns Mitteilungen (1861), p. 171 ff.

255. Beltrame, G., Di un viaggio sul Fiume bianco nell' Africa centrale. Verona 1861.

256. Peney, Dr. A., Fleuve Blanc, province Barry. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1861), p. 153 ss.

257. Hartmann, Dr. R., Die katholischen Missionen und der Menschenhandel am Weißen Nil. — Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (Berlin 1861), p. 446 ff.

258. Petherick, J., Egypt, the Soudan and Central Africa. Edinburg and London 1861.

259. Mitterrutzner, J. C., Geographische Notizen aus apostolischen Vikariaten in Centralafrika. Brixen 1861.

260. Kaufmann, A., Das Gebiet des Weißen Flusses. Brixen 1861.

261. v. Harniers Reise am Nil, von Assuan bis Chartúm und Roseires, 1859. — Petermanns Mitteilungen (1861), p. 129 ff.

262. v. Beurmanns Reise in Nubien und dem ägyptischen Sudan, 1860 und 1861. — Petermanns Mitteilungen (1861), p. 369. Ergänzungsband II (1862), p. 1. 51. 95. 125. 165. 212. 254 ff.

263. Schluß der Expedition unter Munzinger und Kinzelbach. — Petermanns Mitteilungen (1862), p. 388.

264. Lejeans Aufnahme des Bahr el-Ghasal. — Petermanns Mitteilungen (1862), p. 218.

265. Lejean, G., Renseignements statistiques et commerciaux sur le Soudan oriental, recueillis en 1860 et 1861 etc. — Annales du commerce extérieur (1862), Nr. 1444.
266. Peters, W., Über die von Freiherrn von Barnim und Dr. Hartmann auf ihrer Reise gesammelten Amphibien. — Monatsberichte der Berliner Akademie (Mai 1862).
267. Miani, G., Le mie spedizioni alle origini del Nilo. Rivista contemporanea (1862).
268. Gilbert, Ph., Le Nil blanc et les explorations récentes. Bruxelles 1862. — Auszug aus der Revue belge et étrangère (1862).
269. Jahresberichte des Marien-Vereins zur Beförderung der katholischen Mission in Centralafrika. Wien 1862.
270. Le djebel Tagala dans le Kordofan. Extrait des notes de voyage de feu M. le Dr. Alfred Peney. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1862), p. 81 ss.
271. Mrs. Petherick's African Journal. — Blackwood's Magazine (June 1862), p. 673 ss.
272. Lejean, G., Le Haut-Nil et le Soudan, souvenirs de voyage. — Revue des Deux Mondes (1862).
273. Trémaux, P., Voyage en Éthiopie, au Soudan orientale et dans la Nigritie. Paris 1862. 2 Bde. Mit Atlas.
274. Antinori, O., Die Eisenindustrie der Djur in Centralafrika. — Illustrierte Zeitung (1862), p. 273 ff.
275. Schweinfurth, G., Plantae quaedam niloticae, quas in itinere cum divo Adalberto libero barone de Barnim facto collegit Robertus Hartmann, med. Dr. Berlin 1862. Fol.
276. Poncet, J., Extrait d'une lettre de M. Jules P. à M. G. Lejean relativement à la carte des deux Niles, inséré dans le bull. d'Octobre 1860. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1862), p. 45 ss.
277. Gilbert, M. Ph., Observations sur la carte du Nil de M. Miani. Bruxelles 1862. — Auszug aus den Schriften der Académie royale de Belgique, 2. Serie, XII. Bd., Nr. 7.
278. Cuny, Dr. Ch., Journal de voyage de Siout à El-Obeid, du 22[e] novbr. 1857 au 5[e] avril 1858. Mit Karte. — Nouvelles annales des voyages 1862, Sept. p. 257 ss.; Octobre p. 22 ss.; Novembre p. 175 ss.
279. Miani, G. G., Posizione geografica dell' Ofir della bibbia e dell' origine del Nilo. Venezia 1862.
280. Debono, A., Recenti scoperte sul Fiume bianco. Alessandria 1862.
281. Kaufmann, A., Schilderungen aus Centralafrika oder Land und Leute im obern Nilgebiete am Weißen Flusse. Mit einer Karte. Brixen und Lienz 1862.
282. Kotschys Reise von Chartum nach Korbofan, 1839. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 3.
283. Brun-Rollet, Vokabularien der Dinka-, Nuër- und Schilluk-Sprachen. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 65.
284. Ein Brief von Kinzelbach aus El Obeid, Mai und Juni 1862. — Petermanns Mitteilungen (1863), p. 217.
285. Antinori, Reise vom Bahr el-Ghasal zum Lande der Djur, 1860—61. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 79.
286. Munzingers Bericht über seine und Kinzelbachs Reise 1862. — Petermanns Mitteilungen (1863), p. 183.

287. Brun-Rollets Reise auf dem Bahr el-Ghasal. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 18.

288. Morlangs Reisen östlich und westlich von Gondokoro, 1859. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 116 ff.

289. v. Heuglins Reise vom See Req bis Bongo im Lande der Dor, 1863. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 153.

290. v. Heuglins Reise den Bahr el-Abiad und Bahr el-Ghasal hinauf bis zum See Req, 1863. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 142.

291. Morlang, Vokabular der Sprache der Neger am Jeji-Fluß. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 124.

292. v. Heuglins Berichte und Arbeiten über den ägyptischen Sudan und die Länder westlich und südlich von Chartum, 1862—63. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 97.

293. Antinori, O., Erkundigungen über die Niam-Niam. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 82.

294. v. Heuglins Aufenthalt im Flußgebiet des Bahr Djur, 1863. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 162.

295. Brun-Rollet, Meteorologisches Tagebuch auf dem Bahr el-Ghasal. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1862—63), p. 23.

296. Hartmann, Dr. Rob., Reise des Freiherrn Adalbert von Barnim durch Nordost-Afrika in den Jahren 1859 und 1860. Mit Karte und Atlas. Berlin 1863.

297. Peney, Dr. A., et ses dernières explorations dans la région du haut Fleuve Blanc, 1860—61. Mit Karte. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1863), p. 5 ss.

298. Lejean, G., Voyage au Kordofan, 1860. — Le Tour du Monde (1863), p. 24 ss.

299. Hartmann, Dr. R., Skizze der Landschaft Sennâr. Mit Karte (1 : 2 000 000). — Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (1863), p. 1—40.

300. Brehm, Dr. A. E., Chartum. — Globus (1863), Nr. 32 u. f.

301. v. Heuglins Tagebuch während der Tinneschen Expedition im westlichen Nil-Quellgebiet. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband III (1863—64), Nr. 15.

302. Ein deutscher Kaufmann (Binder) am obern Nil. — Petermanns Mitteilungen (1864), p. 168 ff.

303. Hassenstein, B., Bemerkungen zur Karte des westlichen Nil-Quellgebietes. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband III (1863—64), p. 41.

304. v. Harniers Reise auf dem Weißen Nil, 1860—61. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II (1863—64), p. 125.

305. Der Mareb nach Munzinger. — Petermanns Mitteilungen (1864), p. 135 ff.

306. Steudners Reise in den Nilländern. Übersicht. — Petermanns Mitteilungen (1864), p. 29.

307. Die deutsche Expedition in Ost-Afrika 1861 und 1862: Munzingers Bericht über seine Reise von Massaua nach Kordofan, 1861 und 1862 ꝛc. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband III (1863—64), Nr. 13.

308. Petherick, J., Exploration in the Region of the Upper Nile. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London, vol. VIII (1864), p. 122 ss.

309. Hartmann, Dr. R., Die Fieberkrankheiten des obern Nilgebietes und deren Behandlungsweise. Ratschläge für Reisende. — Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (1864), p. 70 ff.

310. Antinori, O., Catalogo descrittivo di una collezione di uccelli fatta nell' interno dell' Africa centrale nord dal maggio 1859 al luglio 1861. Milano 1864.
311. Hartmann, Dr. R., Ornithologische Reiseskizzen aus Nordost-Afrika. — Cabanis' Journal für Ornithologie (1863), p. 229 ff. 299 ff. 461 ff.; (1864), p. 143 ff. 225 ff.
312. Lejean, G., Excursion aux environs de Gondokoro. — Le Tour du Monde (1864), p. 69 ss.
313. Hartmann, Dr. R., Skizzen aus Äthiopien. — Globus, 4. Bd. (1864), p. 202 ff. 235 ff.
314. Hartmann, Dr. R., Die Stadt Sennâr. — Globus (1864), 4. Bd., p. 1—6.
315. Tinne, J. A., Geographical notes of expedition in Central Africa by three Dutch ladies. Liverpool 1864.
316. Poncet, J., Le fleuve blanc; notes géographiques et ethnologiques. Paris 1864.
317. Munzinger, W., Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1864. — Darin p. 539 ff.: Einige Bemerkungen über die Ethnographie von Korbofan.
318. Lejean, G., Note sur les Fougn et leur idiome. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1864), p. 238 ss.
319. Lejean, G., Observations sur les pays et les peuples à l'ouest du Lac No et du Fleuve Blanc. — Nouv. Annales des Voyages (1865), p. 5 ss.
320. Lejean, G., Voyage au Haraza (Kordofan). — Nouv. Annales des Voyages (1865), p. 300 ss.
321. Heuglin, Th. v., Ornithologische Miscellen aus Central-Afrika. — Journal für Ornithologie von Cabanis und Baldamus, 12. Jahrg. (1865), Heft 4.
322. Hartmann, Dr. R., Naturgeschichtlich-medizinische Skizze der Nilländer. Berlin 1865.
323. Heuglin, Th. v., Nachträge zu den ornithologischen Berichten. — Cabanis' Journal für Ornithologie (1865), März.
324. Petherick, J., Land journey westward the White Nile. — Journal of the Royal Geographical Society of London XXXV, 289.
325. Kotschy, Th., De plantis nilotico-aethiopicis Knoblecherianis. Wien 1865. (Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften.)
326. Lejean, G., Voyage aux deux Niles. (Nubie, Kordofan, Soudan oriental.) Paris 1865.
327. Hartmann, Dr. R., Die Haussäugetiere der Nilländer. — Annalen für die Landwirtschaft, Bd. 44 (1865).
328. Miani, G., Le spedizioni alle origini del Nilo. Venezia 1865.
329. Kotschy, Dr. Th., Plantae Binderianae nilotico-aethiopicae. Wien 1865. — Aus den Schriften der k. Akademie der Wissenschaften.
330. Bakers Entdeckungen im Quellgebiete des Nil 1863—65. — Petermanns Mitteilungen (1865), p. 385 ff.
331. Baker, S. W., The Albert Nyanza. Great basin of the Nile and exploration of the Nile sources. London 1867. 2 vols. — Deutsch von Martin: Jena 1867. Neue Ausgabe 1871. — Französisch: Paris 1870.
332. Trémeaux, Voyage au Soudan orientale. Mit 1 Karte. — Le Tour du Monde II (1866), p. 152 ss.
333. Harnier, W. v., Reise am obern Nil. Nach dessen hinterlassenen Tagebüchern herausgegeben von A. v. Harnier. Mit einem Vorworte von A. Petermann. Darmstadt und Leipzig 1866.

334. Dinomé, Abbé, Le Bassin du Fleuve Blanc. Aperçu géographique, hydrographique et ethnographique des contrées baignées par ce fleuve. — Annales des Voyages (1866), p. 207 ss.
335. Baker, S. W., Account of the discovery of the second Great Lake of the Nile Albert Nyanza. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London, vol. 10 (1866), p. 6 ss. Vgl. auch Journal of the Royal Geographical Society of London, vol. 26 (1866), p. 1—18.
336. Bakers Höhenmessungen. — Petermanns Mitteilungen (1866), p. 120.
337. Pethericks Reise westlich vom Weißen Nil, 1862—63. — Petermanns Mitteilungen (1866), p. 177.
338. Lombardini, E., Observations sur l'hydrographie de l'Afrique centrale. — Annales des Voyages (1867), p. 177 ss.
339. Heuglin, Th. v., Systematische Übersicht der Säugetiere Nordost-Afrikas &c. von Dr. L. Fitzinger. Wien 1867. — Aus den Schriften der k. Akademie der Wissenschaften.
340. Kotschy, Th. v., Plantae Tinneanae, sive descriptio plantarum in expeditione Tinneana ad flumen Bahr el-Ghazal ejusque affluentias in sept. interioris Africae parte collectarum. Vindobonae et Londini 1867.
441. Petherick, J., Noch einige Nachrichten über Vogel und v. Beurmann. — Petermanns Mitteilungen (1867), p. 1 ff.
342. Mitterrutzner, J. C., Die Sprache der Bari. Brixen 1867.
343. Beltrame, G., Le stagioni presso i negri Denka e loro denominazione. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1868), p. 294 sqq.
344. Gilbert, P., L'Afrique inconnue, récits et aventures des voyageurs modernes au Soudan orientale. 3e édit. Tours 1868.
345. Schweinfurth, G., Reliquiae Kotschyanae. Beschreibung und Abbildung mehrerer wenig gekannter Pflanzen, welche Th. Kotschy auf seinen Reisen in Afrika gesammelt hat. Berlin 1868.
346. Antinori, O., e Beltrame, G., Sulla parola Niam-Niam. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1868), p. 298 sqq.
347. Antinori, O., Viaggi di O. Antinori e C. Piaggia nell' Africa centrale. Mit 1 Karte. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1868), p. 91 sqq.
348. Hartmann, Dr. R., Geographische Verbreitung der im nordöstlichen Afrika wild lebenden Säugetiere. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1868), p. 28 ff. 232 ff. 345 ff. 404 ff.
349. Das Land der Niam-Niam und die südwestliche Wasserscheide des Nil. Nach Piaggia und Poncet. — Petermanns Mitteilungen (1868), p. 412 ff.
350. Hartmann, Dr. R., Medizinische Erinnerungen aus dem nordöstlichen Afrika. — Reicherts und Du Bois-Reymonds Archiv (1868), p. 90 ff.
351. Heuglin, Th. v., Reise nach Abessinien, den Galla-Ländern, Ostsudan und Chartúm in den Jahren 1861 und 1862. Jena 1868.
352. Schiern, F., De la connaissance qu'ont eue les anciens des lacs sources du Nil. — Annales des Voyages, 1868, Avril.
353. Du Bisson, R., Les femmes, les eunuques et les guerriers du Soudan. Paris 1868.
354. Lebrun, C. Mme, L'Albert N'Yanza. — Revue contemporaine, 1868, 31. Mai.
355. Schweinfurth, G., Pflanzengeographische Skizze des Nilgebietes und der Uferländer des Roten Meeres. — Petermanns Mitteilungen (1868), p. 113. 155. 244.
356. Petherick, Mr. and Mrs., Travels in Central Africa, an exploration of the Western Nile tributaries. 2 vols. Mit Karte. London 1869.

357. Heuglin, Th. v., Ornithologie Nordost-Afrikas. Kassel 1869.
358. Heuglin, M. Th. v., Reise in das Gebiet des Weißen Nil und seiner westlichen Zuflüsse, in den Jahren 1862—1864. Leipzig 1869.
359. Beltrame, G., Grammatica della lingua Denka. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1869), p. 151 sqq.; (1870), p. 149 sqq.
360. Lombardini, E., Saggio sull' idrologia del Nilo e dell' Africa centrale. Memoria. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1869), p. 121 sqq.
361. Hartmann, Dr. R., Die Stellung der Funje in der afrikanischen Ethnologie, vom geschichtlichen Standpunkt aus betrachtet. — Zeitschrift für Ethnologie (1869), p. 280 ff.
362. Kanitz, A., Auszug aus Plantae Tinneanae. Vindobonae 1867. Text: Regensburg 1868; Berlin 1869.
363. Mitterrutzner, J. C., Dr. Ignaz Knoblecher, apostolischer Provikar der katholischen Mission in Centralafrika. Eine Lebensskizze. Brixen 1869.
364. Bourgeois, L., Les Explorateurs des sources du Nil. Mulhouse 1869.
365. Améro, C., L'Afrique équatoriale; les Sources du Nil et l'expédition militaire et scientifique dirigé par Sir Sam. Baker. — Revue contemporaine, 1869.
366. Heuglin, Th. v., Zoo-geographische Skizze des Nilgebietes 2c. — Petermanns Mitteilungen (1869), p. 406 ff.
367. Marno, E., Von Famáka nach Fabási. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1870), p. 641 ff.
368. Schweinfurth, Dr. G., Briefe aus Centralafrika. — Kölnische Zeitung, 23. Dezember 1870.
369. Schweinfurths Aufenthalt im Dschur-Gebiet, 1869. — Petermanns Mitteilungen (1870), p. 18 ff.
370. Schweinfurth, Dr. G., Wahrnehmungen auf einer Fahrt von Chartúm nach dem Gazellenfluß, Januar bis März 1869. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1870), p. 29 ff. 97 ff.
371. Schweinfurth, Dr. G., Due lettere scritte dal Gianghe, Sennaar. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1870), p. 108 sqq.
372. Poncet, J., Une grande conquête commerciale à faire par le vice-roi d'Égypte projet de colonisation du Soudan oriental et de la région des grands lacs. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1870), p. 151 ss.
373. Hartmann, Dr. R., Untersuchungen über die Völkerschaften Nordost-Afrikas. Fortsetzung. — Zeitschrift für Ethnologie (1870), p. 86 ff.
374. Delitsch, Dr. O., Das Gebiet des obern Nil. — Aus allen Weltteilen (1870), p. 33 ff.
375. Lettres de M. H. de Bizemont, lieutenant de vaisseau, à M. le marquis de Chasseloup-Laubat. Mit 2 Karten. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1871), p. 120 ss. 218 ss.
376. Nachrichten von Baker, Bizemont und Marno. — Petermanns Mitteilungen (1871), p. 23 ff.
377. Schweinfurth, Dr. G., Briefe an Professor Dr. A. Braun. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1871), p. 47 ff.
378. Schweinfurth, Dr. G., Streifzüge zwischen Tondj und Rohl im nordöstlichen Centralafrika. — Vegetationscharakter und Nutzpflanzen der Niam-Niam- und Monbuttu-Länder, mitgeteilt nach einem Bericht von P. Ascherson. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1871), p. 193 ff.
379. Apostolisches Vikariat Centralafrika. — Jahrbücher des Glaubens (1871), p. 28 ff.

380. Peney, Lettres du Nil Blanc. Correspondance inédite, classée et publiée par M. Cl. Perraud. Bourg-en-Bresse 1871.

381. Über Zwergvölker in Afrika. — Petermanns Mitteilungen (1871), p. 139 ff.

382. Schweinfurths Karte und ihre Konstruktion. — Petermanns Mitteilungen (1871), p. 132 ff.

383. Nachrichten von Ernst Marno. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1871), p. 399 ff.

384. Schweinfurth, Dr. G., Reise in das Land der Niam-Niam und Monbuttu, 1870. — Petermanns Mitteilungen (1871), p. 11 ff.

385. Schweinfurth, Dr. G., Ergebnisse einer Reise nach Dâr Fertît, 1871. — Petermanns Mitteilungen (1872), p. 281 ff.

386. Schweinfurth, Dr. G., Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im centralen Äquatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871. Neue, umgearbeitete Original-Ausgabe. (Mit 2 lithographierten Karten.) Leipzig 1878. In fast alle Kultursprachen übersetzt.

387. Hann, J., Schweinfurths Höhenmessungen in Chartum, dem Djur-Land und Dâr Fertit. — Petermanns Mitteilungen (1872), p. 432.

388. Schweinfurth, Dr. G., Tagebuch einer Reise zu den Niam-Niam und Monbuttu, 1870. Mit einer Karte. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1872), p. 385 ff.

389. Der Sklavenhandel im ägyptischen Sudan und in Ostafrika. — Globus (1872), p. 119 ff.

390. Schweinfurths Reise durch Dâr Fertît und auf dem Bahr el-Ghazal; Rückkehr nach Europa, 1871. — Petermanns Mitteilungen (1872), p. 31 ff.

391. Reform der Zustände im ägyptischen Sudan. — Ausland (1872), p. 926 ff.

392. Aus dem Sudan. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1872), p. 201 ff.

393. Schweinfurth, Dr. G., Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bahr el-Ghazal. — Globus (1872), p. 74 ff. 88 ff.

394. Schweinfurth, Dr. G., Die Mittu. — Globus (1872), p. 225 ff.

395. Aus dem Sudan. Nachrichten von Marno und Baker. Arabische Blutrache. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1872), p. 393 ff.

396. Marno, E., Der Bahr Seraf, 1871—72. — Petermanns Mitteilungen (1873), p. 130 ff.

397. Schweinfurth, Dr. G., Linguistische Ergebnisse einer Reise nach Centralafrika. Berlin 1873. (Supplement zur Zeitschrift für Ethnologie, 1872.)

398. Marno, E., Reisen in Hoch-Sennaar. — Petermanns Mitteilungen (1872), p. 450 ff.; (1873), p. 246 ff.

399. Il Nilo e il sistema idrografico dell' Africa. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1873), p. 6 sqq.

400. Aus dem Lande der Monbuttu in Centralafrika. — Leipziger Illustrierte Zeitung (1873), Nr. 1542.

401. Marno, E., Zur heutigen Lage des ägyptischen Sudan. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1873), p. 162 ff.

402. Schweinfurth, Dr. G., Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bahr el-Ghazal. Die Niam-Niam. Mit einer Karte. — Globus (1873), p. 23 ff. 39 ff.

403. Marno, E., Tierleben am Bahr el-Asraq. — Aus allen Weltteilen (1873), p. 289 ff.

404. Schweinfurth, Dr. G., Viaggio nel centro dell' Africa nel bacino del Bahr el-Ghazal e nel Monbuttu. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1873), p. 371 sqq.
405. Cora, G., Samuel Baker nel bacino de Nilo Bianco. — Cosmos di Cora (1873), p. 131 sqq.
406. Marno, E., Rückblick auf Samuel Bakers Expedition. — Globus (1873), p. 166 ff.
407. Marno, E., Sudanesische Märkte. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1873), p. 487 ff.
408. Sir Samuel Baker. Mit einer Karte. — Ocean Highways (1873), p. 221 ss.
409. Behm, E., Bakers Expedition nach dem obern Weißen Nil, 1870—73. — Petermanns Mitteilungen (1873), p. 361 ff.
410. Giovanni Miani. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1873), p. 25 sqq. — Die letzten Briefe des Reisenden enthaltend.
411. Schweinfurth, Dr. G., Das Volk der Monbuttu in Centralafrika. — Zeitschrift für Ethnologie (1873), p. 1 ff.
412. Schur, Dr. W., Bericht über die Bearbeitung der von Dr. Schweinfurth auf seiner Reise in das Innere Afrikas angestellten barometrischen Höhenmessungen. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1873), p. 228 ff.
413. Marno, E., Sieben Monate in der Sumpfregion des Bahr Seräf. — Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig (1873), p. 3 ff.
414. Baker, S. W., The Khedive of Egypt's expedition to Central Africa. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1874), p. 50 ss.
415. Baker, S. W., Ismailia. A narrative of the expedition to Central Africa for the supression of the slave trade, organized by Ismail, Khedive of Egypt. London 1874. 2 vols.
416. Baker, J. A., Geographical notes of the Khedive's expedition to Central Africa. (Aus dem Journal of the Royal Geographical Society of London, XLIV (1874), p. 37 ss.) — Proceedings of the Royal Geographical Society of London, XVIII, 50. 131.
417. Posthumus, N. W., Alexandrina Tinne, de Nederlandsche Afrika-reizigster, haar leven en reizen. Amsterdam 1874.
418. Aus einem Briefe von Dr. G. Nachtigal, d. d. Fascher (For), den 20. April 1874. — Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1874), p. 154 ff.
419. Marno, E., Über die Sklaverei und die jüngsten Vorgänge im ägyptischen Sudan. Die Nil-Frage. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1874), p. 243 ff.
420. Zwei lebendige Pygmäen aus Centralafrika in Kairo. — Globus (1874), p. 27 ff.
421. Georg Schweinfurths Reisen im Innern Afrikas. — Globus (1874), p. 274 ff. 289 ff. 305 ff.; (1875), p. 97 ff. 113 ff.
422. Nachtigal, G., Der Krieg zwischen Ägypten und Dar Fur. — Kölnische Zeitung, 26. Oktober 1874. — Journal des Débats, 11. Novembre 1874.
423. Bizemont, H. de, Dernière expédition à la recherche des sources du Nil. 1870—72. Mit 2 Karten. — Revue maritime et coloniale (1874), p. 809 ss.
424. Zöppritz, K. Prunyssenaeres Reisen im Nilgebiet. 2 Bändchen. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband Nr. 10 (1875—76).
425. Marno, E., Reise im Gebiete des Blauen und Weißen Nil, im ägyptischen Sudan und den angrenzenden Sudan-Negerländern in den Jahren 1869—1873. Wien 1875.

426. Behm, E., Die Ausbreitung der ägyptischen Herrschaft am obern Nil und ihre geographischen Ergebnisse. — Petermanns Mitteilungen (1875), p. 424 ff.
427. Beccari, G. B., La questione del Nilo e la Società geogr. Italiana. Firenze 1875.
428. Voyage sur le Haut Nile, par le colonel Gordon. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1875), p. 514 ss.
429. Long, C. Ch., Voyage au lac Victoria Nyanza et au pays Niam-Niam. Mit einer Karte. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1875), p. 350 ss.
430. Marno, E., Reisebriefe vom obern Nil. Reise von Ladó am Bahr el-Gebel nach Morù, Mundò und Makraká. Mit zwei Karten. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1875), p. 291 ff.
431. Mahmud Bei, Le recognizioni dello stato maggiore egiziano nel bacino di Nilo etc. Rapporto sulla spedizione del colonello Purdy da Vecchia Dongola a Fascer o Tendelti. Relazione del Maggiore Prout. — Cosmos di Cora (1875), p. 55 sqq.
432. Müller, C., Musci Schweinfurthiani in itineribus duobus in Africam centralem per annos 1868—71 collecti, determinati et expositi. Berol. 1875.
433. Steinwenter, Dr. A., Versuch einer zusammenhängenden Darstellung des Stromsystems des obern Nil. Marburg (Steiermark) 1875.
434. Il viaggio di Giovanni Miani al Monbuttu. Note coordinate dalla Società Geografica Italiana. Con Carta. Roma 1875.
435. Schweinfurth, G., Artes Africanae. Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleißes centralafrikanischer Völkerschaften. 21 Tafeln Folio. Leipzig 1875.
436. Oberst Purdys Erforschung einer neuen Straße nach Dâr Fûr. — Petermanns Mitteilungen (1875), p. 353.
437. Colonel Long's mission to king M'tesa. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1875), p. 107 ss.
438. Marno, E., Reisebriefe vom obern Nil. Mit einer Kartenskizze. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1875), p. 166 ff.
439. Hansal, M. L., Vom obern Nil. Schreiben an Baron von Hofmann. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1875), p. 232 ff.
440. Ismailia. Récit d'une expédition armée dans l'Afrique centrale pour la suppression de la traite des noirs, commandée par Sir White Samuel Baker 1869—73. — Le Tour du Monde (1875), p. 33 ss.
441. Giglioli, E. H., Nel cuor dell' Africa. Viaggi ed esplorazioni del dott. Giorgio Schweinfurth nel paese dei Niam-Niam e dei Monbuttu, 1868—71. — Nuova Antologia di scienze etc. (1875), April.
442. Hann, Dr. J., Ueber das Klima und die Seehöhe von Gondokoro und Chartum. Petermanns Mitteilungen (1875), p. 342.
443. Kemp, J., Report on the Nile above Gondokoro between Regiaf and Dufli. Mit einer Karte. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1875), p. 324 ss.
444. Nachtigal, Dr. G., Dar Fôr, die neue ägyptische Provinz, und Dr. G. Nachtigals Forschungen zwischen Kuka und Chartum. — Petermanns Mitteilungen (1875), p. 281 ff.
445. Behm, E., Dr. Gustav Nachtigals Rückkehr. — Petermanns Mitteilungen (1875), p. 19 ff.

446. Strachan, R., Report on the calculations of heights from Watson's observations on the White Nile. — Journal of the Royal Geographical Society of London, XVI (1876), 421.

447. Hartmann, R., Die Nigritier. I. — Berlin 1876.

448. Long, Ch. Col., Central Africa. Naked Truths of Naked People. An account of the expeditions to the Lake Victoria Nyanza and the Makraka-Nyam-Nyam. London 1876.

449. Behm, E., Der Abschluß der Nilquellen-Frage. — Petermanns Mitteilungen (1876), p. 266 ff.

450. Slatin, R., Bagara und Nubaner. — Ausland (1876), p. 781 ff.

451. Colston, Notes sur les tribus de Bédouins du Soudan et du Kordofan. — Bulletin trimestr. de la Société Khéd. de Géographie de Caire (1876), p. 267 ss.

452. Colston, R. E., Le Cordofan. Itinéraire de Debé à l'Obeyad. — L'Explorateur (1876), p. 250 ss.

453. Rawlinson, H., On the progress of Col. Gordon's expedition. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1875—76), vol. XX, 50 ss.; XXI, 56 ss. 63 ss.

454. Chippendall, W. H., Journey begond the cataracts of the Upper Nile towards the Albert Nyanza. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1875—76), p. 67 ss.

455. Stone, Gen., Itinerary from Debbé to El Obeyad with details of places of most importance. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1876), p. 357 ss.

456. Hansal, M., Die Bari-Neger. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1876), p. 294 ff.

457. Long-Bey, Notes sur les nègres qui habitent du Bahr el-Abiad jusqu'à l'équateur, et à l'ouest du Bahr el-Abiad jusqu'à Makraka-Niam-Niam. — Bulletin de la Société Khéd. de Géographie (1876), p. 223 ss.

458. Gordon, C. E., The Khedive's Expedition to the Lake Districts. — Mit einer Karte. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1877), p. 56 ss.

459. Piaggia, C., Dell' arrivo fra i Niam-Niam e del soggiorno sul lago Tsana. Lucca 1877.

460. Wauvermans, H., Notice sur Eugène de Pruyssenaere de la Wostyne, voyageur belge contemporain dans le Haut Nile. Anvers 1878. — Vgl. die Arbeiten von Zöppritz, Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen, Gotha 1877.

461. Provinces of the Equator. Summary of letters and reports of his Excellency the Governor-General. I. Kairo 1877.

462. Pfund, Dr. J., Essai météorologique. Le Caire 1877.

463. Pfund, Dr. J., Reisebriefe aus Kordofan und Dâr Fûr. Redigiert von L. Friedrichsen. Hamburg 1877. (Separatabdruck des Jahresberichtes der dortigen geographischen Gesellschaft.)

464. Prout, H. G., General report on the province of Kordofan submitted to general C. P. Stone, chief of the general-staff Egyptian army. Cairo 1877. Mit Karten.

465. Lieut. Watson's astronomical observations at positions on the Nile. — Journal of the Royal Geographical Society of London, XLVI, 412.

466. Watson und Chippendalls Aufnahme des Weißen Nil von Chartum bis Rigaf und Junkers Aufnahme des Sobat. Kritische Bemerkungen von K. Zöppritz. — Petermanns Mitteilungen (1877), p. 165 ff.
467. Junker, Dr. W., Bericht über eine Fahrt am Sobat. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1877), p. 1 ff.
468. Sesto Viaggio di C. Piaggia sul fiume bianco. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1877), p. 276 sqq. Mit einer Karte.
469. Marno, E., Reise in der ägyptischen Äquatorial-Provinz und in Kordofan in den Jahren 1874—76. Mit zwei Karten. Wien 1878.
470. Junker, W., Notizen über meine Reise von Ladó nach Mákaraka. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1878), p. 57 ff.
471. Schweinfurth, G., La terra incognita dell' Egitto. Milano 1878. (Aus dem Esploratore.)
472. Matteuci, P., Gli Akka e le razze africane. Bologna 1878.
473. Cumbo Calcagno, D., La regione degli Akka: viaggio attraverso Africa. Firenze 1878.
474. Long, Ch., Egypt, Africa and Africans. 1878.
475. Colston, R. E., Report on Northern and Central Kordofan. — Cairo 1878 (E. Gen. Staff).
476. Dr. Wilhelm Junkers Reisen im südöstlichen Teile des Nilgebietes bis Oktober 1877. — Petermanns Mitteilungen (1878), p. 339 ff.
477. Reisen in Äquatorial-Afrika von Dr. Emin-Effendi, Chefarzt der ägyptischen Äquatorial-Provinzen. — Petermanns Mitteilungen (1878), p. 217 ff. 368 ff.
478. Ayuso, G., Viajes de Schweinfurth a Africa central. Madrid 1878.
479. Schweinfurth, G., Sull' articolo: La schiavitù monopolia di governo. — L' Esploratore (1878), p. 88 sqq.
480. Junker, Dr. W., Die ägyptischen Äquatorial-Provinzen. — Reisen im Westen des Weißen Nil. — Petermanns Mitteilungen (1879), p. 445 ff.
481. Matteuci, P., Spedizione Gessi-Matteuci: Sudan e Gallas. Milano 1879.
482. Ascherson, P., Einige Bemerkungen zu Dr. Pfunds Reisebriefen. — Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Hamburg (1878/79), p. 124 ff.
483. Zarb, J. H., Rapport sur les spécimens botaniques colligés par le Dr. Pfund. Le Caire 1879.
484. Beltrame, G., Il Senaar e lo Sciangallah. Verona e Padua 1879. 2 vol.
485. Beltrame, G., I Turchi nel Sudan. — Atti del R. Ist. di Venezia (1878/79), VIII e IX.
486. Schweinfurth, G., Dr. Will. Junker's Travels on the Upper Nile. — Athenaeum (1879), p. 243 ff. Mit Karte.
487. Camperio, M. Cap., Die Europäer im Sudan und die Sklaven-Frage. — Petermanns Mitteilungen (1879), p. 426 f.
488. Dr. Emin-Bey, Die Strombarren des Bahr el-Djebel. — Petermanns Mitteilungen (1879), p. 273 ff.
489. Junker, W., Über seine dreijährigen Reisen in den äquator. Provinzen Centralafrikas. — Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1879), p. 204 ff.
490. Hansal, M., Nachrichten aus Chartum. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1879), Nr. 6 und 9.
491. Comboni, D., La schiavitù monopolia di governo. — L' Esploratore (1878), I, Nr. 9.
492. Comboni, D., Il governo di Gordon Pascia. — L' Esploratore (1878/79), Nr. 2.

493. Cora, Q., Le Esplorazioni italiane tra il Senaar e il Sòbat inferiore. — Cosmos (1879), p. 393 sqq.

494. Gessi, R., Presso di Sulliman; Campagna nel Bahr el-Ghazal. — L'Esploratore (1880), p. 181 sqq.

495. Marno, E., Über die Pflanzenbarren im obern Weißen Nil. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1880), Nr. 9, p. 401 ff.

496. Mook, F., Der heutige Sudan. — Augsburger Allgemeine Zeitung, 30. April 1880.

497. Felkin, R. W., Journey to Victoria Nyanza and back viâ the Nile. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1880), p. 357 ss.

498. Nachrichten vom obern Nil. — Petermanns Mitteilungen (1880), p. 261 ff.

499. Mason-Bey, Darfur. — Petermanns Mitteilungen (1880), p. 377 f.

500. Potagos, P., Voyage à l'ouest du Haut-Nil. — Bulletin de la Société de Géographie de Paris (1880), p. 5 ss. Mit Karte. — Globus, Bd. 38, Nr. 9 ff.

501. Purdy-Pacha, Le pays entre Dara et Henfrah en Nabass. — Bulletin de la Société Khéd. de Géographie (1880), p. 5 ss. Mit Karte.

502. Zöppritz, Prof. K., Berechnung von Dr. Junkers Höhenmessungen. — Petermanns Mitteilungen (1880), p. 89.

503. Junker, Dr. W., Die ägyptischen Äquatorial-Provinzen. Reisen im Westen des Weißen Nil. — Petermanns Mitteilungen (1880), p. 81 ff.

504. Buchta, R., Die obern Nilländer. Rassen-, Vegetationstypen und Landschaften, dargestellt in 160 Photographien. Berlin 1880.

505. Junker, W., Voyages dans l'Afrique équatoriale. — Bulletin de la Société Khéd. de Géographie (1880), p. 19 ss.

506. Emin-Bey, Note sulle provincie Equatoriale Egittiani. — L' Esploratore (1879), Nr. 340 sqq.

507. Abergläubische Gebräuche der Eingeborenen von Dschebel Nuba. — Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Jena, II (1880), p. 17—19.

508. Gessi, R., La guerra contro i Negrieri nel Bahr el-Ghazal. — L'Esploratore (1880), IV. Suppl. I, p. 33 sqq.

509. Spedizione Borghese-Matteuci. Cordofan. — Bologna, La Patria (1880), Nr. 152 e 153.

510. Messedaglia, G., Alto Egitto. Via commerciale del Sudan. — L' Esploratore (1880), Nr. 3, p. 84.

511. Messedaglia, G., Viaggio da Suakim al Darfur. — L'Esploratore (1880), Nr. 5 e 6.

512. Messedaglia, G., Vie commerciali nel Darfur. — L' Esploratore (1880), Nr. 2, p. 70 sqq. Mit Karte.

513. Beltrame, G., Cause della barbaria da cui fu sempre dominata l' Africa e specialmente la parte centrale; Condizioni intellettuale e morale dei Negri. — Atti del R. istit. di Venezia, V (1880), ser. 5, Nr. 9.

514. Fraccaroli, A., Gita commerciale nel Cordofan e Darfur. — L' Esploratore (1880), p. 161 sqq.

515. Felkin, Dr. R., Aufzeichnungen über die Route von Labó nach Dara. — Petermanns Mitteilungen (1881), p. 89 ff.

516. Hassenstein, B., Karte des Chor Baraka nach Dr. W. Junker. — Petermanns Mitteilungen (1881), p. 65 f.

517. Marno, E., Die Sumpfregion des äquatorialen Nilsystems und deren Grasbarren. — Petermanns Mitteilungen (1881), p. 411 ff.

518. Junker, Dr. W., Rundreise in dem südlichen Niam-Niam-Lande. Überschreitung des Kibali-Uélle-Mákua. Besuch bei den Mangbattu-Stämmen. — Petermanns Mitteilungen (1881), p. 252 ff.

519. Zöppritz, K., Höhenbestimmungen des Dr. Emin-Bey zwischen Ladó und Makaraka-Ssugaire. — Petermanns Mitteilungen (1881), p. 347 ff.

520. Moktar-Bey, M., Dans le Soudan oriental. — Bulletin de la Société Khéd. de Geographie (1881), Nr. 11.

521. Piaggia, C., Da Chartum a Beni Sciangal. — L' Esploratore (1881), p. 233 sqq.

522. Pennazzi, L., Sudan orientale. Napoli 1881.

523. Marno, E., Tagebuch während Beseitigung der Grasbarren im Bahr el-Abiad und Bahr el-Gebel. September 1879 bis April 1880. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1881), Nr. 6 ff.

524. Gordon, Col., Central Africa, 1874—79. Prepared from original letters and documents. London 1881.

525. Hydrographie du Soudan central. — L'Afrique explorée et civilisée, II (1881), p. 59 ss. Mit Karte.

526. Prout, H. G., Notes upon some astronomical observations made in Kordofan and Darfur. — Journal of the Royal Geographical Society of London, XLIX (1881), p. 392 ss.

527. Beltrame, G., Le rive del fiume Bianco da Chartum a Sciluk etc. — Atti del R. Istit. di Venezia, VI (1881), Ser. 5, Nr. 9.

528. Zuchinetti, V., Mes voyages au Bahr el-Gebel, Bahr el-Ghazal et Nouba. — Bulletin de la Société Khéd. de Géographie (1881), Nr. 11.

529. Casati, G., Gessi Bascia nel Bahr el-Ghazal. Il fiume Uelle. — L' Esploratore (1881), p. 91 sqq.

530. Casati, G., Da Giur Gattas a Rumbek. — L' Esploratore (1881), p. 124 sq.

531. Itinerario della Spedizione tra Chartum e Abu-Gheren, attraverso il Kordofan ed il Dar For. Note Cartografiche di G. Cora. Diario di viaggio di P. Matteuci. — Cosmos, VI (1881), p. 253 sqq. Mit Karte. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1881), Nr. 3. Mit Karte.

532. Gessi, R., Lettere. L' Esploratore (1880), Nr. 4, 7 e 8; (1881), Nr. 1.

533. Gessi, R., Relazione e diario su Bahr el-Ghazal e sul viaggio della Sofia da Meshra er Req a Khartum. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1881), p. 185 sqq.

534. Spedizione Borghese-Matteuci. Lettere di P. Matteuci e A. Massari. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1880), Nr. 7. 8. 9. 11; (1881), Nr. 1. — L'Exploration, X, Nr. 182. 186. 194. 201. — L' Esploratore (1881), Nr. 1.

535. Buchta, R., Meine Reise nach den Nilquellseen im Jahre 1878. — Petermanns Mitteilungen (1881), p. 81 ff.

536. Beltrame, G., Il fiume bianco e i Denca. Verona 1881.

537. Briefe von Dr. W. Junker aus den Ländern der Niam-Niam. — Petermanns Mitteilungen (1881), p. 150 ff. 208 ff.

538. Schuver, J. M., Von Kairo nach Fábasi. 1. Januar bis 12. Juli 1881. — Petermanns Mitteilungen (1882), p. 1 ff.

539. Emin-Bey, Dr., Über den Zustand der Seriben-Wirtschaft in der Rohlprovinz. — Ausland (1882), p. 568 ff.

540. Casati, Capt., Dal Bahr el-Gazall all' Uelle. — L' Esploratore (1882), p. 253 sqq. Mit Karte.

541. Eine Post aus dem ägyptischen Sudan. Briefe von Dr. Emin-Bey, F. Lupton-Bey und Dr. W. Junker. — Petermanns Mitteilungen (1882), p. 422 ff.
542. Marno, E., Die Verlegungen im Bahr el-Ghazal und deren Beseitigung im April bis Juni 1881. — Petermanns Mitteilungen (1882), p. 121 ff.
543. Ultimo viaggio di Mr. Comboni attraverso Gebel Nuba. — L' Esploratore (1882), p. 400 sqq. Mit Karte.
544. Ein Brief Dr. Junkers über den Uëlle. — Ausland (1882), p. 865 ff.
545. Schweinfurth, G., La questione idrografica dell' Uëlle. — L' Esploratore (1882), p. 404 sqq.
546. Marno, E., Die Beseitigung der Pflanzenbarren im Bahr el-Ghazal. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1882), p. 260 ff. Mit Karte.
547. Emin-Bey, Dr., Reise von Gondokoro nach Obbo. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien (1882), p. 81 ff.
548. Junker, Dr. W., Reise am Uëlle und Majo, Dezember 1881 bis Februar 1882, und Touren im Momvu-Lande, März 1882. Erkundigungen über die Flüsse im Süden des Uëlle. — Petermanns Mitteilungen (1882), p. 441 ff.
549. Massari, A. M., Viaggio di P. Matteuci e A. M. Spedizione Borghese attraverso l' Africa, 1880—81. — Cosmos di Cora (1882), p. 43 sqq. Mit Karte.
550. Chavanne, J., Die Hydrographie Afrikas und das Uëlle-Problem. — Deutsche Rundschau für Geographie (1882), Nr. 1.
551. Reymond, G., Reise des Missionärs G. Beltrame an den Weißen Nil und zu den Denka-Stämmen. — Vierter Jahresbericht der geographischen Gesellschaft zu Bern (1881/82), p. 101 ff.
552. Emin-Bey, Dr., Sudan und Äquatorialprovinz im Sommer 1882. — Ausland (1882), p. 844 ff.
553. Emin-Bey, Dr., Wörterverzeichnis afrikanischer Sprachen. — Zeitschrift für Ethnologie (1882), p. 156 ff.
554. Felkin, R. W., Der Sklavenkrieg im ägyptischen Sudan während der Jahre 1878 und 1879. — Ausland (1882), p. 1021 ff.
555. Pennazzi, L., Il commercio del Sudan orientale. — L' Esploratore (1882), p. 292 sqq.
556. La sollevazione del Sudan. — Bolletino della Società Geografica Italiana (1882), p. 583 sqq.
557. Vossion, L., Le Soudan égyptien, produits et commerce. — Bulletin de la Société géogr. commerciale de Paris (1882), p. 294 ss.
558. Casati, G., Emin-Bey e le provincie equatoriali. — L' Esploratore (1883), p. 264 sqq.
559. Emin-Bey, Dr., Rundreise durch die Mudirie Rohl. — Petermanns Mitteilungen (1883), p. 260 ff. 323 ff.
560. Junker, Dr. W., Bericht aus dem Lande der A-Madi, Mai 1881. — Petermanns Mitteilungen (1883), p. 281 ff.
561. Aumont, Duc d', Du Caire à Gondokoro et au mont Redjaif 1855. — Bulletin de la Société de Géographie Khéd. (1883), p. 191 ss.
562. Emin-Bey, Dr., Reise im Westen des Bahr el-Djebel. — Petermanns Mitteilungen (1883), p. 415 ff.
563. Zöppritz, K., Dr. Emin-Beys Höhenmessungen und der Luftdruck zu Ladó. — Petermanns Mitteilungen (1883), p. 428 f.

564. Carcereri, St., Kordofan et Djébel-Nouba. — Les missions catholiques (1883), Nr. 746 ss.
565. Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Der Sudan. — Österreichische Monatsschrift für den Orient (1883), p. 203 ff.
566. Stewart, D. H., Report on the Soudan. London 1883.
567. Felkin, R. W., and Wilson, C. T., Uganda and the Egyptian Soudan. London 1880. Deutsch: Stuttgart 1883.
568. Report on the Egyptian provinces of the Sudan, Red Sea and Equator. London 1883. Neu 1884. Mit Karte in 1 : 2 253 080.
569. Felkin, R. W., Notes on the Madi or Moru tribe of Central Africa. — Proceedings of the Royal Society of Edinburgh (1883—84), XII, p. 303 ss.
570. Ganzenmüller, K., Sennaar. — Globus (1884), Nr. 8 ff.
571. Keane, A. H., The Egyptian Sudan and its inhabitants. — Nature (1884), p. 291 ss. Mit Karte.
572. Chartum und der ägyptische Sudan. — Petermanns Mitteilungen (1884), p. 52 ff.
573. Junker, Dr. W., Kartenskizze der Gebiete im Süden des Uëlle. — Petermanns Mitteilungen (1884), p. 96 ff.
574. Buchta, R., Der Aufstand im Sudan. — Ausland (1884), Nr. 10 ff. Mit Karte.
575. Der Aufstand im ägyptischen Sudan. Briefe von Martin Hansal, k. k. österr.-ungar. Konsul in Chartum. — Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft zu Wien, Jahrg. 1882—84.
576. Schuver, J. M., Reisen im obern Nilgebiet. — Petermanns Mitteilungen (1884), Ergänzungsheft, Nr. 72.
577. Buchta, R., Der Aufstand des Mahdi im Sudan. München 1884. (Apart, erweitert aus dem Ausland und mit Karte.)
578. F. Bohndorffs Reise nach Dâr Abû Dinga. Mit einer Einleitung von Dr. Georg Schweinfurth in Kairo. — Ausland (1884), Nr. 28 u. 29, p. 541 ff. u. 565 ff.
579. Berlioux, E. F., Libye intérieure. Partie occidentale. Lyon 1884.
580. Debize, Col., Le Soudan Égyptien et le Nil. — Bulletin de la Société de Géographie de Lyon (1884), V, Nr. 3.
581. Dunraven, Earl, The Soudan: Its history, geography and charakteristics. 8°. 30 pp. London 1884.
582. Emants, M., Langs den Nijl. Haarlem 1884.
583. Gessi, R., Sette anni nel Sudan Egiziano, memorie inedite. — L' Esploratore (1884), VIII, Nr. 3 sqq.
584. Hartmann, R., Die Nilländer. Leipzig 1884. (Allgemeine Bibliothek des Wissens.)
585. Lupton, M., Mr. Frank Lupton's geogr. observations in the Bahr el-Ghazal region. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London (1884), VI, Nr. 5, p. 245 ss. Mit Karte.
586. Menges, J., Die Bewaffnung und Kriegführung der Sudanesen. — Allgemeine Militärzeitung (1884), Nr. 35. (Auch in der Kölnischen Zeitung, 1884.)
587. Schweinfurth, G., L'avenir du Soudan égyptien. — L'Exploration (1884), XVIII, Nr. 387.
588. Wauters, A. J., Gordon-Pacha et la route de Khartum au Congo. — Le mouvement géographique. Bruxelles 1884, Nr. 5 ss.

589. Ganzenmüller, Dr. K., Das Gebiet der Schilluk und Bakara, Dar Nubah, Taklah und Kordofan. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, VII (1884/85), p. 11 ff.
590. Geyer, F. X., Reiseskizzen aus Ägypten und Sudan. — Globus (1884), p. 821 ff. 854 ff. 867 ff.

2. Karten und Pläne.

A. Westsudân.

1. Map of Central Africa. To illustrate the question: Is the Quorra the Nigir of the Ancients? By W. Leake. — Journal of the Royal Geographical Society of London, II.
2. The Course of the Quorra, the Joliba or Niger of Park, from the Journals of Mrs. Richard and John Lander, with their Route from Badagry to the Northward, in 1830. — Journal of the Royal Geographical Society of London, I.
3. Map of Quorra, or Niger River. — Journal of the Royal Geographical Society of London, XI.
4. Barths Route von Sókoto nach Timbuktu. 10 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1855), T. 2.
5. Profil von Vogels Reiseweg von Tripoli zum Tsad-See. — Petermanns Mitteilungen (1855), p. 259.
6. Petermann, A., Part of Northern Africa, showing the routes of the expedition under Messrs. Richardson, Barth, Overweg and Vogel 1850—53. 1 : 2 100 000. — Petermanns Mitteilungen (1855), T. 19.
7. Petermann, A., Übersicht der Reiserouten Dr. Barths. 1 : 32 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1855), p. 307.
8. Barth, Die Provinzen Kebbi und Zanfara. 1 : 3 300 000. — Petermanns Mitteilungen (1855), T. 1.
9. Karte von den Strömen Kowára und Binue (oder Tschabba) nach den Aufnahmen von Baikie und May in der „Plejade“. Juli bis November 1854. — Petermanns Mitteilungen (1855), T. 18.
10. Barth, Umgebungen von Sókoto und Wurno. 250 000. — Petermanns Mitteilungen (1855), T. 1.
11. Barths Route von Saraijamo nach Timbuktu. 500 000. — Petermanns Mitteilungen (1855), T. 2.
12. Barth, Plan von Timbuktu. 32 000. — Petermanns Mitteilungen (1855), T. 2.
13. Übersicht der Reisen Barths und Livingstones. — Petermanns Mitteilungen (1857), T. 3.
14. Vogels Reise nach Musgo und Tubori. 5 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1857), T. 7.
15. Barths Reisen südlich vom Tsad-See. 5 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1857), T. 7.
16. Barths Karte von Centralafrika. 1 : 6 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1858), T. 19.
17. River Kwara, Lieut. Glover 1857—59. 1 : 73 000. London, Hydr. Office, 1861. Nr. 2776 d and e (Blatt V und VI).

18. Duveyrier, H., Croquis du Sahara entre In-Calah, Gôgô et Timbouctou, d'après les renseignements des Kountah des Touareg, recueillis en 1860 et 1861.

19. Country of the River Niger. Map to accompany Notes of a journey from Bida in Nupe to Kano in Haussa. Performed by Dr. J. W. Baikie, 1862. — Journal of the Royal Geographical Society of London, XXXVII.

20. Plan von Wara. 20 000. — Petermanns Mitteilungen (1862—63), Ergänzungsband II, Bl. 3.

21. Die Umgebung von Wara. 1 : 500 000. — Petermanns Mitteilungen (1862—63), Ergänzungsband II, Bl. 3.

22. Hassenstein, B., Flußgebiete des Binue, Alt-Calabar und Camerun. 1 : 2 500 000. Petermanns Mitteilungen (1863), T. 6.

23. River Kwara, Lieut. Glover 1857—59. 1 : 73 000. London 1863, Hydr. Office, Nr. 2776 f, g and h (Blatt VI, VII, VIII).

24. Overwegs, Vogels und v. Beurmanns Reiserouten. 1 : 14 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1864), T. 2.

25. Petermann, A., Übersicht der Reisen von Overweg, Vogel, v. Beurmann und Steudner. 1 : 14 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1864), T. 2.

26. Petermann, A., Rohlfs' Reise von Mursuk nach Kuka. 1 : 3 500 000. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband V (1867—68), T. 2.

27. Plan von Kuka, nach Barth. 1 : 40 000. — Petermanns Mitteilungen (1871), p. 68.

28. Petermann, A., Specialkarte der Länder im Süden des Tsad-Sees, Rohlfs' Reisen 1866 rc. 1 : 800 000. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband VII (1871—72), T. 1.

29. Petermann, A., Rohlfs' Reise von Gudjba nach Lagos 1866—67. 1 : 2 300 000. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband VII (1871—72), T. 2.

30. Nachtigal, Dr. G., Originalkarte von Wadâi und Dâr Fôr und den Ländern im Süden davon. — Petermanns Mitteilungen (1875), T. 15.

31. Originalkarte der Länder im Süden von Wadâï und Dâr Fôr. Nach seinen Reisen und Entdeckungen zusammengestellt von Dr. Gustav Nachtigal. 1 : 3 000 000. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1875), X, 2.

32. Petermann, A., Projektierte Eisenbahn nach Centralafrika. 1 : 7 500 000. — Petermanns Mitteilungen (1877), T. 3.

33. Originalkarte des mittlern Benuë-Stromes, aufgenommen von R. E. Flegel, Mitglied der Church Missionary Society's-Expedition unter J. H. Ashkroft. Juli bis September 1879. 1 : 300 000.

34. Hassenstein, B., Vermincks Expedition nach den Niger-Quellen unter Zweifel und Moustier. 1 : 200 000. — Petermanns Mitteilungen (1880), T. 12.

35. Flegel, R. E., Map of the Benue from Djeu to Ribago etc. Hamburg 1880.

36. Übersicht von R. E. Flegels Reisen im Niger-Gebiet 1880—81. 1 : 6 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1881), p. 474.

37. Chavanne, J., Karte von Centralafrika. 1 : 5 000 000. Wien 1881.

38. Übersichtsskizze von Dr. O. Lenz' Reise nach Timbuktu 1879—80. 1 : 12 500 000. — Petermanns Mitteilungen (1881), p 188.

39. Derrieu, C., Carte du Haut Sénégal, reconnaissance d'un tracé économ. de chemin de fer de Médine au Niger. Paris 1881.

40. Vallière et Piètri, Haut Sénégal et Haut Niger. Carte de la mission Galliéni. 1 : 1 000 000. Paris 1882.

41. De Lannoy de Bissy, R., Carte d'Afrique au 1 : 2 000 000. Feuille 17. Timbouctou. Paris 1883. Dazu die „Notices“. Paris 1882 et 1883.
42. Vorläufige Kartenskizze der Gegenden im Süden des Benuë nach den Reisen und Erkundigungen von Rob. Ed. Flegel. 1 : 6 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1883), p. 241.
43. Mission Galliéni. Itinéraires des capitaines Vallière et Piètri et carte de la rive droite du Niger. 11 Blatt. Paris 1883.
44. Rob. Ed. Flegels Reise von Eggan nach Bìda (September 1881) und von dort über Keffi nach Loffo (November und Dezember 1881), nach Skizzen und Tagebüchern konstruiert von Rich. Kiepert. 1 : 500 000. — Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland (1883), IV, 1.
45. Delanneau, Itinéraire de la route suivie par le colonel Borgnis-Desbordes, de Kita à Keniéra. 1 : 100 000. 1883.
46. Der Amambara-Creek nach Ed. Flegels Aufnahme. 1 : 600 000. — Petermanns Mitteilungen (1884), p. 93.
47. Itinerar von Dr. Oskar Lenz'·Reise durch Marokko und die Sahara nach Timbuktu und von da durch den Sudan zum Senegal, 1879—1880. 1 : 1 500 000. Sekt. 7 und 8 in Lenz' Reisewerke. Leipzig 1884.
48. Der Amámbara-Fluß, aufgenommen 28.—31. Juli 1883 von Rob. Ed. Flegel. 1 : 700 000. — Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, IV (2) (1884), T. 6.

B. Ostsudân.

49. Browne, W. G., Map of the route of the Soudan Caravan from Asiut to Dâr Fûr. 1799.
50. Upper Countries of the Nile. To illustrate M. Linants Journey. — Journal of the Royal Geographical Society of London, vol. II.
51. Miani, G., Nouvelle carte du bassin du Nil indiquant la commune origine de ce fleuve avec les rivières du Zanguebar. 1857.
52. Sketch of the province of Sennaar. — Journal of the Royal Geographical Society of London, vol. V.
53. Petermann und Hassenstein, Karte von Innerafrika nach dem Stande der geographischen Kenntnis in den Jahren 1861—1863. 1 : 2 000 000. — Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband II, besonders Blatt 5, 6, 7 und 8.
54. Miani, G., Paragone delle scoperte fatte sul Nilo equatoriale dai viaggiatori Miani 1858—60, e Speke e Grant 1860—62. Trieste 1864.
55. Pethericks Reisen am obern Nil 1858—63. 1 : 2 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1866), T. 10.
56. Petermann, A., Das Nilquellgebiet und die äquatorialen Seen nebst Übersicht der Reisen von Piaggia (1860—65) und Poncet (1868). 1 : 8 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1868), T. 20.
57. Schweinfurth, G., Phytogeographische Karte des Nilgebietes. 1 : 10 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1868), T. 9.
58. v. Heuglin, Th., Zoogeographische Karte des Nilgebietes. 1 : 10 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1869), T. 21.
59. Manuel, J., Carte des sources du Nil Blanc et de ses affluents. 1 : 2 850 000. 2 Blatt. Paris 1870 et 1872.
60. Schweinfurths Reisen im obern Nilgebiet 1869—70. 1 : 1 800 000. — Petermanns Mitteilungen (1871), T. 7.

61. Übersichtskarte des westlichen obern Nilgebietes. 1 : 3 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1871), T. 7.
62. Schweinfurth, G., Das Dâr Fertit. 1 : 1 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1872), T. 15.
63. Hoch-Sennaar, Reisen von E. Marno, 1870—71. 1 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1872), T. 23.
64. Marno, E., Bahr Seraf und sein Gebiet 1872. 1 : 2 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1873), T. 8.
65. Baker Paschas Eroberungszug 1870—1872. 1 : 2 100 000. — Petermanns Mitteilungen (1873), T. 19.
66. Petherick, J., Nile and its Western Affluents, between the Albert Nyanza on the South and the Sobat on the North. Founded on the Astronomical Observations, Bearings, and Distances. — Journal of the Royal Geographical Society of London, vol. XXXV.
67. Wyld, J., Map of Africa, showing the discovery of the sources of the Nile etc. London 1873.
68. Kemp, J., Sketch Map of Route from Gondokoro to Dufli. Esq. Septbr. Octobr. 1874. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London, XIX.
69. White Nile from Khartum to Rigaf. By Lieuts. Watson and Chippendall. 1874.
70. Carcereri, R. P., Carte du Cordofan et du pays des Noubas, dressée d'après ses voyages en 1871—72, publiée par les Missions Catholiques, Nr. 278, 2e Octobre 1874, Paris.
71. Map of Routes in Kordofan and Darfur. Constructed from the reconnaissances made by officers of the Egyptian General Staff, 1875—76, by W. J. Turner. — Journal of the Royal Geographical Society of London, XLIX.
72. Petermann, A., Originalkarte der Gebiete des obern Nil. Übersicht sämtlicher Reisen bis 1875. 1 : 2 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1875), T. 22.
73. Linant de Bellefonds, E., Croquis du relevé de la route entre Regaf et Fatiko. 1 : 1 000 000. Caire 1875 (État Maj. Génér.).
74. Linant de Bellefonds, E., Croquis d'une reconnaissance faite févr.—juin 1875 entre Regaf et lac Victoria. Caire 1875 (État Maj. Génér.).
75. Mahir, M., Route de Khartaum à Obeiyad d'après une reconnaissance du commandant Prout 1875. 1 : 800 000. Caire 1875 (État Maj. Génér.).
76. Purdy, Col., Carte d'une reconnaissance des pays à l'est de l'Ouady El Koh faite par le Capt. d'État M. G. Mahmoud Sami. Caire 1876 (État Maj. Génér.).
77. Gordon Pascha, Le Nil de Regaf à Makédo. 1 : 126 720. Caire 1876 (État Maj. Génér.).
78. Ahmed Effendi Hamdi, Carte d'une reconnaissance de la partie est du Kordofan. Caire 1876 (État Maj. Génér.).
79. Durin, P., Égypte, Nubie, Soudan Égyptien. — L'Explorateur (1876), p. 469 ss.
80. Map of the Nile Upper. To illustrate the Reparts of Col. Gordon, and M. Gessi, by W. J. Turner. — Proceedings of the Royal Geographical Society of London, XXI.
81. Karte einer Route von Dachdjal el-Afur am Nil nach El-Fascher. (In arabischer Sprache.) Kairo 1876 (Generalstab).
82. Expédition Prout. Province de Kordofan. 1875—76. Beigegeben dem Proutschen Werke: General report on the province of Kordofan. Cairo 1877.

83. Original-Aufnahme des Weißen Nil von Chartum bis Rigaf von Lieut. Watson und Chippendall, 1874. Reduktion von A. Petermann, 1 : 2 200 000. — Petermanns Mitteilungen (1877), T. 9.
84. Map of White Nile from Lardo to Urondogani. By Col. Gordon. Surveyed in 1875—76. — Journal of the Royal Geographical Society of London, XLVI.
85. Petermann, A., Schauplatz von G. Rohlfs' neuem afrikanischen Forschungsunternehmen. — Petermanns Mitteilungen (1878), T. 3.
86. Hassenstein, B., Dr. W. Junkers Reisen in Nordost- und Central-Afrika. Blatt Nr. 1. Karte der Staaten in den Mudirien Ladó und Makaraka, sowie in das Quellgebiet des Yeï und Uëlle. 1 : 750 000. — Petermanns Mitteilungen (1879), T. 23.
87. Die Strombarren des Bahr el-Djebel. — Petermanns Mitteilungen (1879), p. 273.
88. Hassenstein, B., Dr. W. Junkers Reisen in Nordost- und Central-Afrika. Blatt Nr. 2. Karte der Routen in den Mudirien Rohl und Bahr el-Ghasal, sowie Übersicht der wichtigsten neueren Reisen in den ägyptischen Äquatorial-Provinzen. 1 : 2 500 000. — Petermanns Mitteilungen (1880), T. 4.
89. Originalkarte von Dâr Fûr. Nach den Positionsbestimmungen und Rekognoscierungen des ägyptischen Generalstabes 1876—1877 entworfen von A. M. Mason-Bey 1879. 1 : 2 500 000. — Petermanns Mitteilungen (1880), T. 18.
90. Hassenstein, B., Originalkarte der neuesten Reisen des Dr. Emin-Bey im Lande der Madi und Schuli, 1880 und 1881. 1 : 500 000. — Petermanns Mitteilungen (1882), T. 15.
91. Hassenstein, B., Dr. W. Junkers Reisen in Nordost- und Central-Afrika. Blatt Nr. 4. Karte der Route durch das Thal des Chor Baraka in die ägyptische Provinz Taka 2c. 1 : 1 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1881), T. 3.
92. Skizze von Dr. W. Junkers Reisen, Juni bis Dezember 1880. 1 : 4 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1881), p. 252.
93. E. Marnos Aufnahme des mittlern Bahr el-Abiad und des Bahr el-Seraf. September 1879 bis März 1880. 1 : 500 000. Nebenkarten: Skizze des projektierten Kanals zur Verlegung der Sobat-Mündung. 1 : 100 000. — Skizze der Barren im Bahr el-Abiad vom 7.—15. Dezember 1880 2c. 1 : 100 000. — Skizze des projektierten Kanals zur Verlegung der Mündung des Bahr Gebel. — Petermanns Mitteilungen (1881), T. 20.
94. Hassenstein, B., Originalkarte einer Reiseroute von Ladó bis Dara nach der Itinerar-Aufnahme von R. W. Felkin und Rev. C. T. Wilson. September bis Dezember 1869. 1 : 2 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1881), T. 4.
95. E. Marnos Aufnahme des Bahr el-Ghazal im ägyptischen Dampfer Bordēn, Januar—März—Juni 1880. 1 : 500 000. — Petermanns Mitteilungen (1882), T. 6.
96. Hassenstein, B., Originalkarte der neuesten Routenaufnahmen von Dr. Emin-Bey und Mr. F. Lupton im Gebiete der Bari, Lattuka und Schuli 1880 und 1881. 1 : 2 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1882), T. 13.
97. Hassenstein, B., Originalkarte der Reise des Dr. Emin-Bey durch die Mudiriē Rohl, September bis Dezember 1881. 1 : 1 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1883), T. 8.
98. Hassenstein, B., Originalkarte der Reise des Dr. Emin-Bey in die Mudiriē von Rohl und Makraká, Oktober und November 1882. Konstruiert und mit Dr. Junkers Routenaufnahme kombiniert. 1 : 500 000. — Petermanns Mitteilungen (1883), T. 12.

99. Fox, W. R., Map of the Egyptian Sûdan. 1 : 2 250 000. London 1883.

100. Der obere Bahr el-Ghasal nach der Aufnahme von F. Lupton-Bey im Dampfer „Talahwim", November 1881. 1 : 500 000. — Petermanns Mitteilungen (1883), p. 34.

101. A map of the Nile from the Equatorial Lakes to the Mediterranean, embracing the Egyptian Sûdan. 1 : 5 970 000. London 1883.


102. Provisorische Karte von Dr. W. Junkers Reise im Gebiete der Mangbattu und Niam-Niam 1880—82. Reduktion einer Originalskizze des Reisenden in 1 : 420 000 auf den Maßstab 1 : 1 000 000. — Petermanns Mitteilungen (1884), T. 5.

103. Der Kriegsschauplatz im ägyptischen Sudan. Gotha 1884.

104. Schuver, J. M., Originalkarte der Wüstenhügel im Nordwesten von Chartum. 1 : 250 000. — Petermanns Mitteilungen (1884), T. 3.

105. Special map of Egypt, Nubia and the Soudan. London 1884.

106. Map of a part of Eastern Sudan, Kordofan, Abyssinia. 1 : 1 800 000. London 1884.



Entworfen v. Prof. Dr. Paulitschke.

Verlag v. B. Herder in Freiburg i. B.